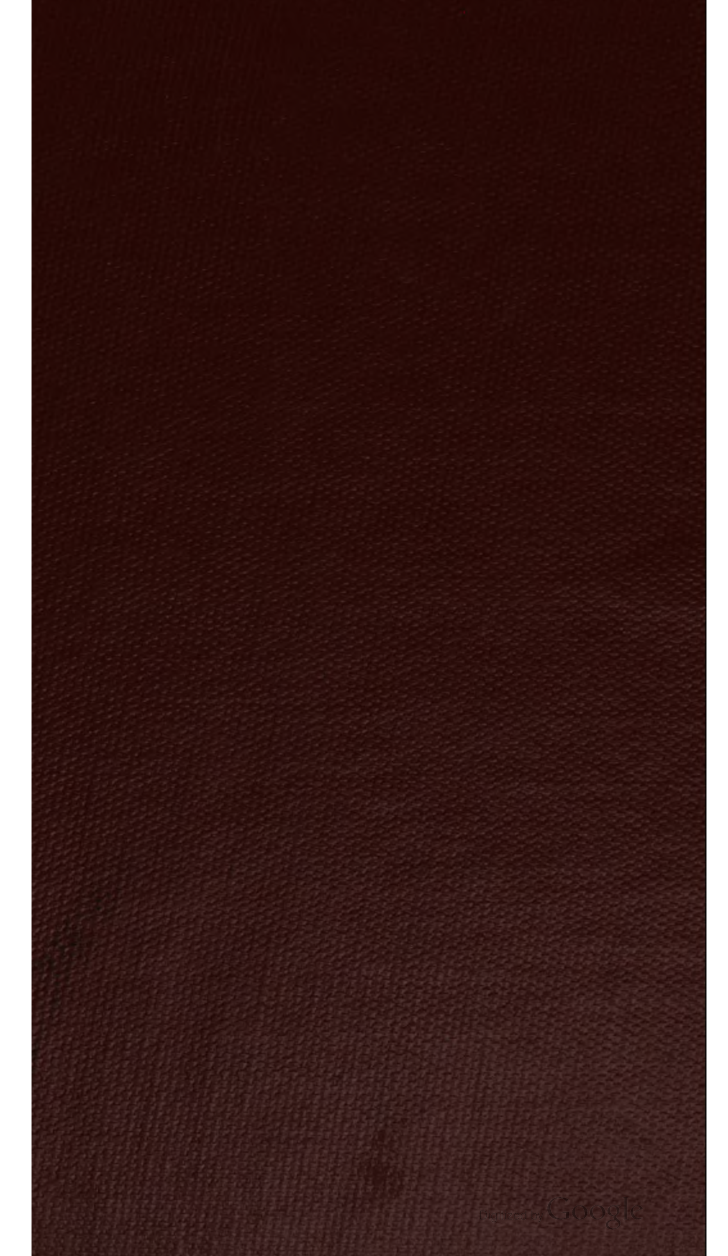
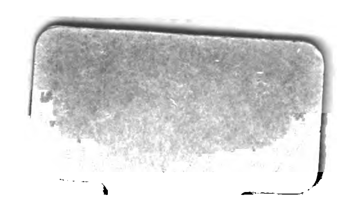




Joh. Gabr. Seidl's

gesammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

Julius von der Traun.

Herausgegeben von

Hans Max.

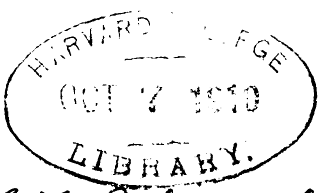
Erster Band.

Schiller's Manen! — Lieder der Nacht. — Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. — Alfons v. Lamartine's Elegieen. — Liedertafel.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


HARVARD COLLEGE
OCT 7 1910
LIBRARY.

Vorwort.

Von dem um die Literatur und den Buchhandel Oesterreichs und Deutschlands hochverdienten Verleger, welcher durch die gegenwärtige Ausgabe der „Gesammelten Schriften Johann Gabriel Seidl's“, wie Julius von der Traun in der hier folgenden Einleitung mit Recht bemerkt, dem Dichter einen unverwelklichen Kranz auf sein Grab zu legen gedenkt, — mit der Sammlung, Auswahl und Herausgabe des dichterischen Nachlasses betraut, erachte ich mich verpflichtet, über die Aufgabe und Anordnung dieser umfangreichen Arbeit einige Andeutungen vorauszuschicken.

Die vorliegende Ausgabe trägt — nach dem Wunsche des Verlegers — die Bezeichnung „Gesammelte Schriften“ an der Stirne, weil damit der Absicht Ausdruck gegeben werden soll, die unter verschiedenen Collectivtiteln erschienenen poetischen Werke Seidl's zu einer Gesammtausgabe zu vereinigen und ihr mit der Zeit auch dessen wissenschaftliche Arbeiten, insbesondere auf numismatischem und archäologischem Gebiete, nachfolgen zu lassen.

In dieser, auf mindestens sechs Bände berechneten Ausgabe sollen, außer den unter Collectivtiteln erschienenen Gedichten, auch jene nach Möglichkeit Beachtung finden, welche sich in Seidl's Nachlaß in Handschrift vorfanden und bisher noch nicht veröffentlicht wurden.

Bei dem vom Verleger vorgezeichneten Umfange der gesammten Ausgabe, wie auch der einzelnen Bände derselben, welch letztere selbstverständlich einen gerundeten und bestimmten Abschluß erhalten mußten; ferner mit Rücksicht auf die heutigen Anschauungen, welche in Sachen der Dichtkunst einen strengeren Maßstab bedingen, erschien eine sorgfältige Sichtung und Auswahl des überreichen Stoffes unerläßlich. Die vorliegende Ausgabe der gesammelten Schriften J. G. Seidl's hat demnach zugleich als eine Auswahl seiner Dichtungen zu gelten.

Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes erachtete ich bei der Benützung der vorhandenen Einzelnausgaben die chronologische Reihenfolge einzuhalten, da eine solche ganz besonders geeignet ist, ein lebendiges und gemeinfaßliches Bild des individuellen Bildungs- und Entwicklungsganges des Dichters zu vermitteln und zugleich das literarhistorische Interesse anzuregen und zu erhöhen.

Zu diesem Zwecke wurden in dem vorliegenden ersten Bande die folgenden Einzelnausgaben J. G. Seidl's in ihren letzten Auflagen mit steter Rücksicht auf die Zeit ihres Entstehens in sorgfältiger Auswahl benützt und zwar:

„**Schiller's Manen!**". Bilder aus dem Dichterleben. Gedichtet i. J. 1825, erschienen bei J. B. Wallishausser in Wien, 1826. 16⁰.

Dieser Cyclus von sieben Gedichten, nach Angabe der Oesterreichischen Nationalencyklopädie, Wien 1836, (siehe: V. Bd. Seite 8, Artikel: „Seidl, Johann Gabriel") von dem damals noch jugendlichen und begeisterten Dichter als einer der ersten Beiträge für das Stuttgarter Schiller-Denkmal bestimmt, erschien, von einem kurzen Vorworte begleitet, in den von Dr. Georgens und Heinrich Klemm in Dresden herausgegebenen „Illustrirten Monatsheften für Familienglück" Jahrgang 1854, S. 143, abermals, unverändert abgedruckt. Da die ganze Auflage dieser kleinen Gedichtsammlung von der Wiener Verlagshandlung J. B. Wallishausser im Auftrage des Dichters dem damaligen Schiller-Comité in Stuttgart abgeliefert und von diesem zunächst im Kreise seiner Theilnehmer verbreitet wurde, so drang der Inhalt dieser Dichtergabe wenig nach außen, und war selbst in Wien so gut wie verschollen. Ich fand das Büchlein weder in dem reichen dichterischen Nachlasse Seidl's, noch bei irgend einem Antiquar vor. Das hier benutzte Exemplar kam mir durch die Gefälligkeit des Herrn Josef Klemm in Wien zu, welcher es im Wallishausser'schen Verlags-Archive vorfand; später erhielt ich noch von Herrn Heinrich Klemm in Dresden ein Exemplar des oberwähnten unveränderten zweiten Abdruckes.

„Lieder der Nacht". Die Schaffensperiode Seidl's, vom Jahre 1820 bis 1848 einschließlich, umfassend, erschienen in zwei Auflagen. Die erste Auflage befindet sich im zweiten Theile der bei J. P. Sollinger in Wien erschienenen „Dichtungen von J. G. Seidl", die zweite verbesserte und vermehrte Auflage der „Lieder der Nacht", welche ich der gegenwärtigen ausgewählten Ausgabe zu Grunde legte, erschien bei derselben Firma im Jahre 1851, 8° mit einer Beigabe geschmackloser Kupfer.

„Dichtungen von J. G. Seidl." I—III. Theil, Wien 1826—1828, 8°, J. P. Sollinger, — enthaltend: Balladen, Romanzen, Sagen, Uebersetzungen der Elegieen aus dem Französischen des A. von Lamartine, und prosaische Erzählungen. Der zweite Theil dieser Sammlung enthält die bereits erwähnten „Lieder der Nacht", der dritte Theil (Seidl's Freunde, Simon Ritter von Sina gewidmet), nebst prosaischen Erzählungen die Bearbeitung des romantisch-komischen Singspieles „Der Maurer und der Schlosser" nach dem Französischen, eingeleitet mit aphoristischen Ansichten Seidl's über Oper und Opernbücher.

„Liedertafel". Wien, Carl Gerold 1840, 8°, Franz Anton Grafen von Kolowrat-Liebsteinský gewidmet.

Von diesen vier Gedichtsammlungen wurde in dem vorliegenden ersten Bande der gesammelten Schriften Seidl's nur der erstgenannte Cyclus „Schiller's Manen!" vollständig abgedruckt; die „Lieder der Nacht", „Dichtungen" und „Liedertafel", welche

einen großen Umfang haben, wurden einer strengen Auswahl unterworfen.

Der Schwerpunkt der dichterischen Hervorbringungen Seidl's fällt auf seine lyrischen und epischen Gedichte; daher wurden in dem vorliegenden ersten Bande diese ausschließend berücksichtigt, und wird dies vornehmlich auch in den folgenden Bänden der Fall sein, wovon der zweite die letzte Auflage der „Bifolien", Wien 1855, der dritte die „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" („Flinserln") nach der dritten Gesammtausgabe, Wien 1844, gr. 8°, der vierte, fünfte und sechste Band „Natur und Herz" (Stuttgart 1853), die Nachlese aus dem handschriftlichen dichterischen Nachlasse und die Auswahl aus den Novellen und Erzählungen Seidl's: „Georginen" (Graz 1836), „Novelleten" (Wien 1839), „Episoden" (Wien 1839) „Pentameron" (Wien u. Leipzig 1843) und „Laub und Nadeln" 2. Aufl. (Wien 1845) enthalten werden.

Wien, im Juli 1876.

Hans Max.

Einleitung.

Ein Dichterwerk, das noch während der Lebenstage seines Urhebers an das Licht der Oeffentlichkeit tritt, bedarf keines Vermittlers zwischen sich und seiner Zeit. Die Zeitgenossen wissen ohne Erklärung, wovon es spricht; ein Buch, das seine Zeit versteht, wird auch rasch von seiner Zeit verstanden. Was in dasselbe hineinklang, klingt aus demselben heraus: allgemein bekannte Töne. So lange die Zeit ihren Charakter nicht ändert, bleiben der Dichter und sein Werk klargestellt und in gleicher Geltung.

Doch nur jenen Werken, welche ein Ergebniß, ein Inbegriff und eine Blüte des gesammten vorausgegangenen Bildungsstrebens der Menschheit sind, und deren Erkenntniß und Fortschritt weiter leiten, vermag die Zeit nichts anzuhaben. Je länger die Reihe von Jahren ist, welche das Datum ihrer Geburt von der späteren Gegenwart trennt, desto kraftvoller und wirkungsreicher erglänzt ihr standhaftes Licht. Dichtungen hingegen, welche nur Kinder einer ohne Rück- und Vorblick genossenen Gegenwart sind, welche die Epoche ihres Ursprungs nicht nur als die beste Welt, sondern auch als einen allem Wechsel trotzenden Zustand preisen und feiern, können zu den erfreulichsten Hervorbringungen

der Kunst zählen; wenn aber die Zeit es sich herausnimmt, sich umzugestalten, die Säulen, welche das bisher Bestandene trugen, zu zertrümmern und auf neuem Grunde Neues zu bauen, oder wenn sie — wie der Dichter singt — daran geht

„weiter Länder
Recht und Antlitz zu verändern," —

dann beginnen die Gesänge einer noch so glücklichen Vergangenheit allmälig dem Verständnisse der Nachgebornen sich zu entziehen.

Ein begabter, bildungsreicher, sinniger, mit sich selbst und der Welt still zufriedener Dichter, dessen poetisches Leben fast ausschließlich ein inneres war, der in seinen Dichtungen mit der Außenwelt nur als Bewunderer der in ewiger Schönheit ruhenden oder in unvergänglicher Kraft bewegten Natur, als Sänger der Liebe, als dynästisch-treuer Patriot, als Wiederhall leichtlebiger Alpen-Lieder in Berührung trat, — ein Dichter wie unser Johann Gabriel Seidl war, mußte durch die nach einer ruhig und heiter verflossenen Jugend in seinen späteren Mannesjahren eintretenden welterschütternden Ereignisse und die von diesen bedingte Literatur zunächst in den Hintergrund gedrängt werden.

Im Jahre 1826, das ist vor einem halben Jahrhunderte, ließ er seine ersten Dichtungen drucken, um mit der lyrischen Nachlese (Natur und Herz, Stuttgart, Hallberger) im Jahre 1853 die Reihe seiner poetischen Verlautbarungen zu schließen. Der Mund, der in den Tagen des unbezweifelten Absolutismus so vaterlandsfroh gesungen hatte, schwieg als die Morgenröthe der Freiheit den Horizont säumte, und auch der siegende Sonnenaufgang der „neuen Aera" Oesterreichs vermochte kein

Lied mehr zu wecken in seinem Herzen. Warum? — Ich fürchte fast, es wird überflüssig sein, diese Frage zu beantworten. Die Antwort ist vielleicht schon zwischen den vorhergehenden Zeilen zu lesen; sie ausdrücklich niederzuschreiben, hat viel Mißliches; sie kann mißverstanden, ja, sie kann dem, der sie ertheilt, recht unbequem werden. Ich will aber trotz alledem die Deutlichkeit nicht scheuen. Ich will auch diesmal die Wahrheit sagen, wenn sie gleich den Schlagworten des Tages, der Phrase des gewerbsmäßigen Liberalismus, der gedankenlosen oder der wolüberlegten und gutbezalten Schönfärberei entgegentritt.

Im Jahre 1826 regierte Oesterreich Kaiser Franz I., bis im Jahre 1835 der Tod ihn abberief, von da ab saß auf Oesterreichs Throne bis in das Jahr 1848 Kaiser Ferdinand I., der Gütige. Die Transporte der Juli-Revolution des Jahres 1830 waren an den schwarzgelben Grenzschranken confiscirt worden; Land und Volk verblieben in altem Behagen, in alter Fröhlichkeit. Es gab wol einzelne „Talente", so „Dichter und Schriftsteller", denen Kopf und Herz warm geworden waren, als das französische Volk binnen wenigen Tagen aufräumte mit seinen Bourbonen und deren Wirtschaft. Die Dichter stimmten ihre Harfen höher, die Schriftsteller schärften ihre Federn; aber was die Ersteren sangen und die Letzteren schrieben, mußte vorerst über die Grenze hinaus „geschwärzt" werden, um unter falschen Namen zum reichen Gewinne ausländischer Händler wieder ins Land hereinzuschleichen. Damals wurde Vieles in Oesterreich gesäet, um — nach Jahrzehnten in überraschender Pracht — kurz zu blühen. Die gehoffte Ernte für die Scheuern des Volkes steht

heute noch aus. Damals wurden viele Herzen entzündet, die später berufen waren vorzuleuchten und zu handeln.

Aber bei dem Allen blieb es in Oesterreich so behaglich, so fröhlich wie je zuvor. Und vor allem — Wien! Die theure, immerjunge Vaterstadt, in welche unser Seidl aus einer jahrelangen kleinstädtischen, nichts weniger als reichlichen Lehrerexistenz in angesehener und zureichender Stellung, die Stirne geschmückt mit jungen, doch schon kräftigen Lorbeerzweigen, wie damals der Tag sie reichte, zurückgekehrt war. Das herrliche — alte Wien!

„Dort muß es prächtig sein! Dort möcht' ich hin!"

Nachdem Seidl durch eilf Jahre in dem untersteirischen Städtchen Cilli das magere Brod eines k. k. Gymnasiallehrers gegessen hatte; nachdem das falsche Gerücht von seinem Tode das früher spärlichere Lob in Aller Munde entfesselt und seine Verdienste den früher verschlossenen Herzen seiner einflußreichen Zeitgenossen nahe gerückt hatte, wurde er als Custos des kaiserl. Münz- und Antikenkabinets in die ihm so theure Vaterstadt, in das in Lied und Schweigen so heiß ersehnte Wien zurückberufen. Cilli (die Celeja Claudia, der Hauptort des mittleren Noricums) liegt im reizenden Sannthale, mitten in „Steiermarks Eden"; still, friedlich und fröhlich wohnten damals Deutsche und Slaven hinter seinen alten Stadtmauern, die aus den Prachtruinen der stolzen Römerkolonie, von denen die Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts noch aus eigener Anschauung zu erzählen wußten, antike Basreliefs und Gedenktafeln als Mauersteine in unsere Tage herübertrugen. Wenn so der genügsame Lehrer an stillen

Abenden aus Weinberg, Wiese und Wald den Honig süßer Empfindung im Herzen heimtrug, dann strömte aus den edlen Römersteinen der bildende Hauch klassischer Schönheit in sein Gemüt und er sang, entrückt den Mühen des kärglichen Tages, während die ewigen Sterne über seinem bescheidenen Dache glänzten, seine „Lieder der Nacht" und die anderen Gesänge voll Natur und Liebe.

Aus diesem stillen sorgenvollen Glücke trat Seidl im Mai 1840 in sorgenloser Lage in das herrliche alte, noch jugendlich frohe Wien; so glücklich und froh, wie es seither nicht wieder war und wol kaum je wieder sein wird. Was nur Herz und Aug' erheitern konnte, war in seinen Straßen lebendig, wogte glänzend in seinem Prater, schmauste, zechte, lachte und liebte auf den Rebhügeln, in den Wiesenthälern und Waldschatten seiner ländlichen Umgebung. Und unser Seidl, mit seinem anspruchslosen Wesen und seiner immer theilnehmenden Seele, war überall, wenn auch meist unbemerkt, dabei.

Nur Namen aus jenen „Phäakentagen" braucht man zu nennen, und das Bild jener genußreichen Zeit taucht farbenprächtig, anmutig bewegt und klingend auf — Namen, um die sich damals das ganze öffentliche Leben drehte, denn das öffentliche Leben jener Tage war — das Vergnügen! — Namen wie z. B. Sofie Schröder, wie Anschütz, La Roche, Fichtner, wie Raimund, Nestroy und Scholz, wie der „alte" Strauß, der viel zu jung starb, und Lanner. Hierher gehört auch die italienische Oper, die damals nicht von einem Sammelsurium aus aller Herren Länder, sondern von italienischen Sängern und Sängerinnen, nicht geschrieen oder minaudirt, sondern wirklich gesungen wurde, von Sängern und

Sängerinnen, die uns in Rossinischen, Bellinischen und Donizettischen Melodien entzückten, nicht mit calculirter Pariser Musik oder gar mit neudeutschen Schrullen quälten. Dazu traten Halms glänzende Dramen, Bauernfelds elegante Frische, während Nicolaus Lenau's und Anastasius Grün's Dichtungen wie der Morgenstern eines neuen Tages am Horizont heraufzogen.

Manche Hoffnung, zu der das Volk berechtigt war, war damals noch nicht aufgelebt und manche andere, die jetzt verzweifelnd die Flügel senkt, hegte man mit Zuversicht und erwartete ihre Erfüllung als ein unvermeidliches Geschenk von der fortschreitenden Zeit. Damals hatte Oesterreich weder eine Reichs- noch eine Volksvertretung, keinen Reichsrath, keinen modernen Landtag, oder wie alle die Haupt- und Neben-, alle die Ober- und Unter-, diesseitigen und jenseitigen Parlamente heißen mögen, mit denen und gegen welche wir uns jetzt zu plagen haben. Wer damals die Repräsentanz des Reiches sehen wollte, brauchte nur an einem schönen Maiabende in den Prater zu gehen.

Dort rollten unter den hundertjährigen, frischergrünten Kastanienbäumen der Hauptallee die goldfunkelnden Equipagen des geliebten Kaiserhauses. Hier zogen sechs muntere Lipizzanerschimmel den schweren hofgrünen Batard, durch dessen Spiegelscheiben das unermüdliche Kopfnicken des guten Kaisers Ferdinand so wolwollend grüßte; hier brauste, im Widerspruch mit allen bisherigen Traditionen, ein Zug von sechs prachtvollen englischen Braunen, von betreßten Jokey's geritten — diese ganz neue Erscheinung hatte den Beigeschmack einer kleinen Palastrevolution — vor dem offenen Landauer der schönen Erzherzogin Sofie.

In einer mit weißer moirirter Seide ausgeschlagenen Piroutsche saß die blonde geduldige Erzherzogin Clementine, bescheiden und schmächtig; neben ihr mit kolossalem Körperumfang ihr Gemal, der Prinz von Salerno, aus dem Hause der neapolitanischen Bourbons. Dann kamen die Viererzüge der Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Eszterhazy u. s. f., die Kaleschen der ungarischen und böhmischen Kavaliere mit den fantastisch geschmückten Hußaren und Hayducken oder mit überreich gekleideten Büchsenspannern, von deren Tressenhüten die weiß und grünen Federbüsche wehten. In der Reitallee flogen auf kostbaren Pferden aller edlen Racen die eleganten Reiter vorüber; hier fehlte nicht der Graf Sándor, des Fürsten Metternich Schwiegersohn, der kühnste, hin und wieder auch polizeiwidrigste, Reiter der Residenz, der nicht selten aus der Reitbahn brach, über Hunde und Gräben, gelegentlich auch über ein bescheidenes Bauernwäglein inclusive Bemannung wegsetzte.

In der Promenade-Allee gegenüber wogte die Menge der Fußgänger in ihrem besten Staate; hier trugen die Frauen und Töchter des höheren Bürger- und Beamtenstandes ihre Frühlingstoiletten zur Schau; hier kokettirten die schmucken Officiere, hier brillirte der bunte seidene Kaftan und der weiße, damals noch nicht außer Schwung gekommene, Turban des türkischen Kaufmanns, der damals in Wien noch häufige krempenlose, weit ausgeschweifte Filzhut des langbärtigen Griechen, die rote Mütze des schlaublickenden Serben. Zwischen alledem der gaffende, von rechts nach links geschobene brave Landmann, der traditionell bekleidete polnische und — nicht allzuviele — andere Juden.

Alles das strömte wie aus einer Urne, war, wie aus einem Gusse, einheitlich — wie damals die ganze Monarchie. Jene Tage kannten keinen Dualismus, kein böhmisches, tirolisches, kein polnisches, kein krainerisches oder gar dalmatinisches Staatsrecht. Ich hätte es einem solchen Geschöpfe auch nicht rathen mögen, hier zu erscheinen. Denn mitten in der Fahrbahn der Hauptallee ritt auf einem alten braunen Klepper der alte Polizeicommissär Pfanner, unter seinem schwarzen Stülphute die große, dick geschliffene silberne Federbrille auf der rothen Nase, und wachte in dem Meere von Karrossen, Pferden und Menschen über Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Ein Wink mit seiner Reitgerte und alle Kutscher bebten. Wenn so ein neuer Staatsrechtler in das einheitliche Vergnügen eingetreten wäre, und mit Zerstörung der alten Ordnung die Menge nach Nationen hätte sondern wollen, der alte Pfanner hätte ihn in flagranti arretirt und in Begleitung eines einzigen hechtgrauen, numerirten Polizeisoldaten und des üblichen Zettels von gleichgrauem Kanzleipapier, dessen Hauptinhalt in wenigen, aber beredten Ziffern bestand, in das Polizeihaus in der Sterngasse dirigirt, und was dort sofort erfolgte, das wissen die Kutscher jener Tage, die aus der Reihe fuhren.

Die Signatur jener Tage war fröhliche, bei gar Vielen wol auch gedankenlose Sicherheit. Constitutionelle Gelüste, oder gar demokratische Pläne wurden damals, wie geschmuggelte Cigarren, im Geheimen verbraucht und gingen, gleich diesen, im Geheimen in Rauch auf, wie das auch jetzt wieder, jedoch öffentlich und legitim geschieht.

Damals war in Oesterreich weder Sturm noch Drang, nur Ruhe und „fernab verrannen die Wogen der Welt". Die Grundlagen, auf denen Staat und Gesellschaft standen, hielt damals jeder für unerschütterlich, und unsere „vaterländischen Dichter" flöteten gesund und sorglos, höchstens etwas liebeskrank, wie die Nachtigallen in den Donau-Auen. Wenn unser Seidl in „seinem schönen Prater" promenirte, gewiß hatte er wenig Auge für Roß und Mann, für Karrosse und Dame, gewiß verlor sich sein Blick bald in den von Abendgold durchsponnenen Baumeskronen, in denen das Lenzvöglein, erhaben über das leere modische Menschengetriebe, seine Maienlust zwitscherte und unser Dichter, der unten am Stamme lehnte, lauschte dem Collegen oben die harmlose Lyrik ab, und sang sie nach im zufriedenen Herzen.

Damals schrieb Seidl als Motto vor seine gesammelten, im Jahre 1844 erschienenen Gedichte in niederösterreichischer Mundart:

Ja — so is's im Land,
Und dábei sán má froh,
Und es war nie nit anderst,
Und es bleibt schon á so!

Das Sprichwort sagt: der Dichter sei ein Profet. Als Seidl seine Zeilen schrieb, war er keiner. Es blieb nicht so! — Es ist wol nicht notwendig, dem Leser Oesterreichs Geschichte seit jenen woligen Tagen bis heute, wo das kaum geborgene Staatsschiff von unheilvollen Wogen auf's Neue erfaßt, in seinen Fugen erkracht, geführt von Steuerleuten, die seinen Kours nicht zu halten vermögen, des Breiteren zu erzählen, jene wechselreiche

und nach hoffnungsvollen, stolzen Erhebungen immer wieder trüb abfallende Geschichte, die er selbst erlebte, vielleicht sogar mit machen half.

Seidl, wie jeder alte Oesterreicher, glaubte an die Rechte des Herzens, an die Treue der Menschen gegen sich selbst und gegen Andere, an die Vaterlandsliebe der Völker Oesterreichs. Er konnte sich nicht denken, daß es blinde Gegner der Einheit seines Vaterlandes geben, und, daß diese Gegner je die mächtigste Unterstützung finden könnten, daß man je in der Zerstörung oder Preisgebung der Autoritäten, eine Bürgschaft des Staatsbestandes und gar des freiheitlichen Fortschrittes suchen werde. Aber all' dieses Undenkbare mußt' er bald unter der Maske der legitimen Reaction, bald unter der Maske der legitimen Freiheit um sich herum geschehen sehen. An Stelle des Militarismus und des Jesuitismus trat der liberale Constitutionalismus, diesem folgte der aus den beiden Ersteren construirte Föderalismus und nach einem wenig gelungenen dualistischen Versuche — der Marasmus. An die Stelle des Staates traten die Aemter, und die frohe Arbeit des Volkes wich dem Verzagen.

Seidl vermochte nicht an den Bestand des Neuen zu glauben. Er mag wol nachgedacht haben, ob es ober oder neben ihm mehr an Willen oder an Kraft und Fähigkeit zur Vollendung des begonnenen Werkes fehle. Welches Resultat lieferte ihm dieses Nachdenken? — So viel ist gewiß, sein Liedermund verstummte, er spannte die Saiten von seiner Leier und wandte von da ab all' sein Streben der Lehr- und Lernwelt seines Vaterlandes zu. Er, der Männer mit seinen edlen Gesängen zu erquicken und zu

erfreuen gedachte, kehrte in die Schulstube zurück, um dort Besseres für das Leben vorzubilden, als er in den Tagen der Entscheidung in den Stuben der Arbeit und auf dem Felde der Kämpfe vorgefunden hatte.

Als ich auf den Wunsch des hochverdienten Verlegers, der durch die Ausgabe dieser gesammelten Schriften dem seinem Herzen unvergeßlichen Freunde einen unverwelklichen Kranz auf das Grab zu legen gedenkt, es übernahm, diese Einleitung zu schreiben, setzte ich mir nicht das Ziel, eine Biographie Johann Gabriel Seidl's oder eine vollständige pragmatische und kritische Würdigung der Werke des Verewigten zu verfassen. Ich muß dieses dem Manne überlassen, der die Herausgabe des ganzen Werkes besorgt. Ich wollte durch meine Darstellung nur vorsorgen, daß unser Dichter nicht in einem andern Lichte betrachtet und beurtheilt werde, als in dem Lichte jener Zeit, in der und für die er sang. Ich wollte nur vergangene Tage schildern, daß man ihren Sohn verstehe. Natur und Herz, das war sein Reich; den Fragen, die jetzt die Welt erschüttern, blieb er ferne; und so darf man von ihm mit Recht sagen, daß das Dauernde im Wechsel der Gegenstand seiner Lieder war. Wer höher fliegen kann, der spanne seine Flügel aus. Ob er oben das zufriedene Glück findet, das unser Dichter dort fand, wo er es suchte, bis die heranstürmende Woge der Zeit seine Blumen und Saaten für lange und bange Tage mit Sand und Schlamm bedeckte, — für lange Tage, deren gewiß verklärendes, versöhnendes und völkerbeglückendes Ende ihm zu erleben nicht beschieden war?! —

Während ich diese Zeilen niederschreibe, ist es mir, als neige sich das wolwollende Angesicht des Verewigten über meine Schulter, als blickten seine sinnigen, braunen Augen auf meine Schrift, als leuchte aus ihnen ein Ausdruck dankbarer Zufriedenheit. Dichter wollen sich nicht nur „der Menge zeigen", sie wollen auch nicht vergessen sein. Noch am 17. März 1872 schrieb mir Seidl: „Was mich betrifft, ich bin ‚des Wanderns müde' und freue mich nur, wenn ich Beweise erhalte, daß mein einstiges Streben nicht allseits vergessen ist".

Mögen die hiemit eingeleiteten Bände das Angedenken an einen begabten, reinen und edlen Dichter, an einen guten Oesterreicher, an unsern Johann Gabriel Seidl noch lange erhalten! —

Wien, im März 1876.

Julius von der Traun.

I.

Schiller's Manen!

Bilder aus dem Dichterleben.

(1825.)

An Schiller!

Nimmer ruhe die Hand und das Herz soll nimmer erkalten,
Rüstig an's Werk, denn es krönt solch' ein Beginnen das Glück!
Einfach steig' es empor, auf deutschem Boden, das Denkmal,
Kündend mit steinernem Mund, wem es der Deutsche gebaut!
Ewig wird es besteh'n. — Dein Name geprägt an die Stirne
Sichert, wie jeglichem Werk, ewige Dauer auch ihm!
D'rum nicht lange gesäumt! Wer Freund Dir war, er bezeug' es!
Sieh', Und bezeugt es nicht laut alles teutonische Land?
Ihren schönsten Demant aus der Krone nehmen die Fürsten;
Von dem Erworbenen langt willig der Bürger hervor;
Reichlich gibt der Soldat, wie der karg beschränkte Geschäftsmann;
Bricht doch die Hausfrau selbst gerne der Eitelkeit ab;
Schonet des Sparguts nicht, ihr Aermeren, schmälert's mit Freuden:
Wer euch das Höchste geschenkt, ist er des Letzten nicht werth?
Widmet ihm, was die Kunst euch erfinderisch lehret, ihr Künstler,
Sei es in Tönen gesagt, oder in Worten getönt!
Das ist eben der Ruhm und das göttliche Zeichen der Künste,
Daß sie sich schwesterlich gern reichen den helfenden Arm.
Und so empfange denn auch, was schüchterner Seele der Jüngling
Froh aus dem kleinlichen Schatz seiner Empfindungen beut!
Nicht aus Deinem Leben, Erhabener, malt' ich die Bilder,
Nein, aus der eigenen Brust nahm ich mir Farben und Stoff.

Wie ich selbst mir ihn denke den wahren Dichter, so malt' ich:
  Wenn ich den Dichter nur traf, traf ich ja, Hoher, auch Dich!
D'rum empfange dies Lied, — ein Stein sei's mehr zu dem Denkmal:
  Hätt' ich auf Kronen ein Recht — wär' es wol auch ein Demant!

1. Das Kind.

In der Wiege liegt der Knabe,
  Freudig steh'n sie um ihn her:
Seh'n der Liebe Segensgabe, —
  Seh'n jedoch an ihm nicht mehr!
Danken wol auch Gott mitunter,
  Daß der Kleine makelrein,
Daß er so gesund und munter
  Lächelt in die Welt hinein!

Seh'n ihn wachsen in Gedanken,
  Seh'n ihn leben und gedeih'n,
Seh'n ihn schwärmen, lieben, wanken,
  Und zuletzt doch tüchtig sein.
Ach! und neue Thränen rollen,
  Ach! und neue Lust entglimmt:
Denn, das Höchste, was sie wollen,
  Scheint ihm ja mit Gott bestimmt!

Aber hinter seiner Wiege,
  Unbemerkbar ihrem Blick,
Weicht, als ob's in Duft zerfliege,
  Schnell das Mauerwerk zurück;
Statt der glatten Ziegelwände,
  Wallt ein blau' Gewölk hervor,

In ein Eden sonder Ende
Zeigt ein weit geöffnet Thor.

Klänge, wie aus gold'nen Saiten
Durch des Westes Hauch geweckt,
Säuseln aus den lichten Weiten,
Deren Ziel kein Aug' entdeckt.
Weiße Lichtgestalten schweben,
Glanzverklärt, im Hintergrund:
Ihre Seele scheint zu leben,
Und zu sprechen scheint ihr Mund.

Und, umrauscht von ihren Psalmen,
Schwebt heran ein hehres Weib;
Wie ein Strom aus Silberhalmen,
Wallt das Kleid um ihren Leib.
Ihre Stirne kündet Feier,
Ihr im Haare ruht ein Kranz,
Und der Anmut heil'ger Schleier
Mildert ihrer Augen Glanz.

Aber auf der Lippen Saume,
Halb verhüllt, halb freigestellt,
Wie der Keim von einem Traume,
Schlummern Leben ihr und Welt.
Unsichtbar dem Ungeweihten,
Eilt sie auf den Säugling zu,
Ihr Gewand auf ihn zu breiten: —
Heil'ge Muse, das bist du!

Aus der Wiege, selig lächelnd,
Nimmt sie jetzt ihn, unbemerkt,
Bis ihr Hauch ihn, leise fächelnd,
Durch und durch für sich gestärkt;

Küßt ihn jetzt und küßt ihn wieder,
Sieht ihn freundlich lächelnd an,
Beugt sich nochmal auf ihn nieder, —
Und die Weihe ist gethan.

Und nun liegt der Knabe drinnen,
Liegt, wie jeder And're, da:
Keiner ahnt es, wie von innen
Ewig ihm die Göttin nah.
Nur wenn gar, wie Morgenschwingen,
Glüht sein Antlitz um und um:
Will sie's fast zum Beten zwingen, —
Doch sie wissen nicht warum?

---

2. Der Knabe.

Ha! siehst du den Knaben
Mit goldenen Locken,
Wie macht er im Spiele
Sie Alle zu Spott!
Der Erste von Allen,
Der Schönste von Allen,
Ein Leben im Kleinen,
Ein kindlicher Gott!

Die Anderen starren,
Sind lässig und lenksam,
Verrathen durch Lahmheit
Ihr eisiges Blut!

Er trotzt und gehorchet,
Er fragt und erwidert:
Sein Schauen ist Seele,
Sein Fühlen ist Glut!

Wol thut es, zu sehen,
Wie stolz er einhertritt,
Im Ernste des Spieles
Sich seiner bewußt;
Als wollt' er's erstürmen
Das zögernde Leben;
Als trüg' er's bezwungen
In kindlicher Brust!

Doch der wilde, rasche Knabe
Kann auch mild und ruhig sein.
Wenn des Abends sie zur Labe
Sitzen bei der Ampel Schein;
Wenn sie, traut gedrängt im Kreise,
Mustern die Vergangenheit,
Und nach kluger Ammen Weise
Kürzen die gemess'ne Zeit;
Wenn sie von der Geister Launen,
Von der Liebe zarter Fee'n,
Sich in's Ohr die Kunden raunen;
Wenn die Riesen aufersteh'n,
Wenn die Wälder sich beleben,
Wenn die Auen wieder blüh'n,
Wo bei leisem Harfenbeben
Rosen um die Wette glüh'n,
Wo die Frauen in den Thürmen,
Wo die Drachen vor dem Thor,
Wo die wack'ren Recken stürmen,
Angespornt vom Elfenchor;

Ha! wie lauscht er da, der Wilde,
Wie so still mit einem Mal,
Bis sich von dem schönen Bilde
Ja kein Zug dem Ohre stahl.
Ha! wie flammen seine Blicke,
Und wie pocht sein weiches Herz:
Gleich als fühlt' er mit am Glücke,
Gleich als litt' er mit am Schmerz!

Oder wenn beim Mittagsmahle
Vater oft vom Krieg' erzählt,
Wie für Heimat-Berg' und Thale
Glut des Braven Herz beseelt!
Wenn er Heldennamen nennet,
Wenn er Heldenthaten preist;
Wie der Knabe da entbrennet,
Wie sein großes Auge kreist;
Weg mit übersel'ger Miene
Schleicht er in sein Kämmerlein,
Langt die kleine Breterbühne
Schnell hervor beim alten Schrein;
Klebt sie auf, die bunten Scenen,
Läßt, was er gehört, gescheh'n,
Daß dabei von Wonnethränen
Ihm die Augen übergeh'n.

Doch wenn von dem grauen Dome
Rauscht erhab'ner Orgelklang,
O, wie fühlt er sich im Strome
Dieser Wogen, weich und bang!
Unbekannte Finger greifen
In sein tief erschüttert Herz,
Seine jungen Sinne schweifen,
Schwindelnd, auf- und niederwärts.

Ist es Wehmut, ist's ein Mahnen
All' an das, was ihn erfreut?
Oder ist's ein leises Ahnen
Künft'ger Wonne-Seligkeit?
Ach! es ist ein heilig Brennen,
Das doch mild die Schläfe kühlt:
Selber kann er's euch nicht nennen,
Und wer nennt ihm, was er fühlt? —

Da lebt denn der Knabe
So wild und so ruhig,
So nährt er im Herzen
Das blühende Glück!
Sie aber versteh'n's nicht,
Sie können's nicht deuten
Das offene Räthsel —
In Mienen und Blick!

3. Der Jüngling.

Du, Dichterjüngling, kecker Adler,
So stolz und doch so demutvoll,
Du, der verschmäht den kühnsten Tadler,
Und buhlt um des Geringsten Zoll
Dich darf ich nicht in Andern schildern,
Denn ich bin du und du bist ich:
Gewiß, nur malend nach den Bildern
Des eig'nen Innern, treff' ich dich.

Glückselig, wer sie sein noch nennet,
Der Jugend und der Muse Gunst:

Auf seines Herzens Altar brennet
Ein Vestafeuer für die Kunst.
Er ahnt nichts von den dunklen Losen,
In Paradiese schaut sein Blick, —
Und selbst die Dornen sind ihm Rosen,
Und selbst die Thränen sind ihm Glück.

O lass' mich schwelgen, lass' mich träumen,
Erhabne Segensspenderin;
So lang der Freude Becher schäumen,
Berausche dich mein off'ner Sinn!
Spann' aus, o Seele, deine Schwingen:
Weit geht der Flug, doch zu weit nie;
Lass' alle deine Saiten klingen,
Daß sie erklingen, hast du sie!

Die Welt ist schön, genieß, mein Auge,
Die Welt ist Gottes Wiegenkind!
Mit ungestilltem Dürsten sauge
Den Nectar, der umsonst nicht rinnt!
Die Blumen blüh'n — auf! Hand, und pflücke,
Was gern dem Pflückenden sich beut;
Die Pfade grünen, — auf! und drücke,
Beschwingter Fuß, ihr schwellend Kleid!

Du aber, Herz, mit deinem Pochen,
Die Liebe ruft — vernimm den Klang!
Sie hat das Räthsel ausgesprochen,
Das deines Inn'ren Sphynx dir schlang.
O welche Kühnheit, welches Zagen,
O welche Wonne, welcher Schmerz! —
Wie kannst du diesen Sturm ertragen,
Und nicht zerspringen, schwaches Herz?

Wie kannst du solchen Reichthum hegen,
Und doch so arm an Liedern sein?
So viel sein und dich dennoch regen
Nach ihrem eklen Alltagsreih'n?
So laut sein innen — und doch schweigen;
So heil von innen — und doch krank;
So keinem, was du bist, doch zeigen,
So treu sein und dabei so schwank?

Du kennst der Freude Wonnethränen,
Du kennst der Wehmut Perlenschmuck,
Der Freundschaft unaussprechlich Sehnen,
Der Elternliebe süßen Druck,
Des Angedenkens heilig Mahnen,
Des reinen Herzens Freudigkeit:
Doch keine Seele kann es ahnen,
Was Kuß und Gruß der Liebe beut!

D'rum auf! mein Herz, genieß' und dichte,
Und um das Weit're frage nicht!
Ob dich die Welt auch d'rüber richte,
Es ist darum kein Weltgericht.
Sie können dich zum Träumer stempeln,
Dir Dornen sä'n auf deine Bahn,
Doch darum schlägt in deinen Tempeln
Die Glut nicht minder hell hinan!

O lass' sie mit Vernunft sich brüsten,
Nicht einen Traum geb' ich dafür!
Wenn sie um's Glück des Träumens wüßten, —
Gewiß, sie träumten gern, wie wir.

Doch das ist Fluch und Segen eben,
Der über'm Haupt des Dichters schwebt,
Daß ihn so feindlich faßt das Leben,
Und daß er doch so gerne lebt.

4. Der Mann.

Da steht er, groß und ruhig, der Mann in seiner Kraft,
Nicht hemmet ihn die Kälte, nicht reizt ihn Leidenschaft;
Die Stirn' ein Thron des Ernstes; die Hand der Milde Sitz,
Und seine Worte Donner und seine Blicke Blitz.

Doch kann er drum nicht ruhen, sein Fleiß verschlingt die Zeit,
Er treibt sich hin und wieder mit rüst'ger Emsigkeit:
Und duldet Lieb' und Tugend, sie ruf' ihn — er ist nah;
Und gilt es Recht und Freiheit, ein Ruf — und er ist da!

Doch ist er mehr, denn And're, er ist der Muse Freund,
Und Niemand kann oft merken, was er im Innern meint;
Wol manche Thräne weint er, doch weint er sie in's Herz;
In ihren Wiegen sterben bei ihm so Lust, als Schmerz.

Da ist ihm kein Ergebniß, und kein Geschick zu klein,
Um nicht des ew'gen Waltens ein Denkmal ihm zu sein;
Ein Feld ist ihm das Leben, drauf sammelt er und sucht,
Und was er fand, das sä't er, und Lieder sind die Frucht.

Und wenn der Tag verglommen, dann eilt er froh nach Haus,
Und spannt, der Kette ledig, die Flügel wieder aus:
Dann zählt er seine Lieben mit dankbar-frommem Sinn,
Und hat sie alle wieder und ruft sie zu sich hin:

„Kommt, Lieben, setzt euch zu mir im Kreise, klein und traut,
„Und lächelt mir recht freundlich und seid mir nicht zu laut;
„Es steigt aus euren Augen der Friede in die Brust:
„Ist meine stummste Freude, doch meine laut'ste Lust!"

Und wie er also schwelget in seiner Lieben Blick,
Da ist der Mann verschwunden, der Jüngling kam zurück;
Da tauchen all' die Träume der Jugend auf vor ihm,
Da fliegt durch helle Räume sein Geist mit Ungestüm.

Er kann sie nimmer zügeln die unruhvolle Glut,
An's Herz in heißen Wogen schlägt des Gesanges Flut!
Zur stillen Kammer zieht's ihn, — er reißt sich los mit Macht,
Und winkt nur noch den Seinen — ein wonnig: „Gute Nacht!"

Und in der stillen Kammer, da harrt der Mond wol schon,
Und schmücket seinen Sitz ihm zum leuchtenden Sängerthron:
Und in die stille Kammer da schau'n die Sterne so rein
Und tragen ihm silberne Noten zu seinem Lied hinein.

Die lispeln ihm zurücke, was er am Tage trug,
Was schmelzend oder schmerzend an seine Seele schlug;
Und einen all' die Klänge aus Moll und Dur sofort,
Den Tönestreit des Lebens, zum milden Kunstaccord.

In tiefem Schlummer liegen schon Alle rings versenkt,
Die ihn bei Tag erfreuet, die ihn bei Tag gekränkt:
Indessen, ohn' es zu wissen, ihm ihre schlummernde Hand,
Schon eine neue Krone für seine Scheitel wand.

Im tiefen Schlummer liegen schon Alle rings versenkt,
Die ihn bei Tag erfreuet, die ihn bei Tag gekränkt:
Er wacht allein und brauet für sie an einem Trank,
Der stärkt, wenn sie gesund sind, und heilet, wenn sie krank!

So sei des Dichters Walten, wenn er uns rühren soll;
Es liegen Kunst und Leben in Hader nicht und Groll;
Sind, wie sie sind, doch Beide der ew'gen Götter Gunst, —
Die Kunst gedeiht im Leben, das Leben in der Kunst.

---

5. Der Greis.

Wanderer.

Wer mag der alte Mann nur sein, der dort
Im Schatten jener Ulme schweigend sitzt,
Ein lebend Abbild hundertjähr'gen Friedens?
Wie Silberströme wogen ihm die Locken
Um seiner Stirne freundlich off'nes Rund,
Und zwiefach strahlt ein biederkräftig Herz
Im reinen Spiegel zweier hellen Augen.
Bei dem Urew'gen! Das ist kein gemeiner,
Kein Alltagsmensch! — Wer solch' ein Greis geworden,
Der war, dieweil er jung, nicht jung, wie wir!
Ein Cherub steht ihm unsichtbar zu Häupten,
Und zeichnet um ihn einen Zauberkreis,
Den überschreitend sich das Knie muß beugen,
Und heilger Schauer in die Herzen kommt.
Wie sie ihm nah'n, so dankbar-schüchtern: — Kinder
Und Greise, Bürger und Erhab'ne, Mann
Und Weib! — Ich bin ein Wanderer, junger Freund,
Bedeutet mir, wer ist der alte Mann,
Der dort im Ulmenschatten, schweigend, sitzt,
Ein lebend Abbild hundertjährigen Friedens?

Jüngling.

Ihr kennt ihn nicht? —

Wanderer.

Ich kenn' ihn, denn ich sah ihn,
Und wer ihn sah, gewiß, der kennt ihn auch!
Doch wer er sei —!?

Jüngling.

Seid Ihr ein deutscher Mann?

Wanderer.

Wär't Ihr im Unglück, wollt' ich's Euch beweisen!

Jüngling.

Nun denn — so kennt Ihr wol das Lied, womit
Die deutsche Mutter ihren Säugling einwiegt —?

Wanderer.

In Träumen meiner Kindheit klingt mir's noch!

Jüngling.

So kennt Ihr wol das Lied, womit der Knabe
Sein erstes Spiel belebt; woran das Mädchen
Der Unschuldkehle Klang zuerst versucht —?

Wanderer.

Es ist ein Lied vom Herzen: — meine Kinder
Hab' ich's gelehrt, daß einst sie's ihre lehren!

Jüngling.

So kennt Ihr wol das Lied, womit der Jüngling
Den ersten Träumen seiner Freundschaft Ausdruck,
Der Liebe Schweigen — Worte lieh; worein
Die Jungfrau ihre Thränen kleidete;
Worunter selbst das flammende Geständniß
Erröthend seinen heil'gen Sinn verbarg?

So kennt ihr wol das Lied, das wunderkräftig,
Als es den Kampf für Herd und Kinder galt,
Die Herzen aufrief, alle Seelen stürmte,
Bis in die Hände trat der Mut und jubelnd
Der Bundesschwur zu Schwerterharfen klang? —

Wanderer.

Noch faßt mich Kampfentzückung, — denk' ich d'ran.

Jüngling.

Und dann — Ihr spracht von Euren Kindern, Ihr
Seid Vater! — o gewiß, dann kennt Ihr auch
Noch jenes Lied, — es ist das Glück, das drinnen
Aus zweier Gatten feuriger Umarmung,
Als heit'rer Fönix gegen Himmel fliegt; —
Die deutsche Hausfrau, eh' sie schlummern geht,
Singt's an Gebetes statt; — und dann — ein Andres,
Dem Greis ein wahrer Auferstehungsruf; —
Und dann — o Gott! Ihr seid ein deutscher Mann,
Ihr kennt wol all' die Lieder, all' die Weisen,
In denen sich ein deutsches Herz gefällt;
Bei deren Klang es eintritt in das Leben,
Bei deren Klang es träumt und schwärmt im Leben,
Bei deren Klang es wirkt und schafft im Leben,
Bei deren Klang es scheidet von dem Leben?
Seht! all' die Lieder — er hat sie gedichtet,
Der alte Mann, der in der Ulme Schatten
Dort schweigend ruht, — der heil'ge Dichtergreis!

Wanderer.

O führt mich hin zu ihm, daß ich ihm's danke,
Was er mir gab — o führt mich hin zu ihm!

Jüngling.

O stört ihn nicht in seiner schönen Ruhe!
So sitzt er oft, an kühlen Abenden,
Vor'm Thor des Städtchens — 's ist sein Vaterstädtchen,
Ihr kennetet's nicht, wenn es nicht ihn gebar —
So sitzt er oft — und muß gewähren lassen,
Wenn sie aus Rosen, die er ihnen gab,
Ihm huld'gend Kronen um die Schläfe winden.
Da kommt die Mutter, ihm des Säuglings Schlaf
Zu danken; — da der Jüngling mit der Jungfrau,
Und streuen Blumen auf des Greises Haupt,
In dessen Liedern sich ihr Herz begegnet; —
Da kommt der Mann mit seinem ernsten Danke,
Die Frau mit sittig holdem Beifallslächeln; —
Und Greis und Knabe kommen dort zusammen,
Und danken ihm mit einem — seinem Lied; —
Und junge Musenpriester kommen flehend,
Daß er sie lehren mög' ein Lied, wie sein's;
Ja Pilger selbst aus fernen Gauen nah'n,
Wallfahrern gleich, den Dichtergreis zu ehren.
Doch horch! sie jubeln laut. Nun stimmt mit ein,
Und diesen Jubel laßt den Dankesausbruch
Von mehr, denn tausend Wonnestunden sein!

Alle.

Heil unserm Dichtergreise! Heil ihm! Heil!

Der Dichtergreis.

Mein Gott! Wie dank' ich Dir, was Du gegeben?
Des Greises Lippe singt Dir schwachen Dank!
Laß mich, um Dir zu danken, mich erheben,
Nur einmal noch, eh' jede Kraft mir sank!
Ich weiß nicht, fleh' ich: „Himmel, laß mich leben!“
Fleh' ich: „O reich' mir jetzt den Schlummertrank:“

Denn Höheres kann mir kein Gott gewähren,
Und, was ich habe, mir kein Gott zerstören.

So hätt' ich es denn wirklich auch errungen,
Das gold'ne Vlies, wonach ich ausgeschifft?
So hätt' ich wirklich denn mich aufgeschwungen,
Wo mich der Zahn des Neides nimmer trifft? —
Was ich gedacht, es klingt von allen Zungen,
Und was ich schrieb ist aller Seelen Schrift;
Was aus dem Mark des Lebens ich genommen,
In's Mark des Lebens ist's zurückgekommen.

Was ich gestrebt in stummen Mitternächten,
Im Sonnenlichte lebt's nun laut und klar:
Was ich gerungen habe nach den Rechten,
Schlingt nun, als Kranz, sich kühlend mir in's Haar;
Ob Tück' und Haß mir oft die Flügel schwächten,
Zur Lieb' ist Alles worden wunderbar,
Und jede Lippe scheint mir Dank zu singen,
Und jedes Aug ein Opfer mir zu bringen!

Doch laßt nun auch die Kleinen zu mir kommen,
In deren Brust mein Gott die Schwingen regt!
Kommt, junge Sänger, Jugend ist zum Frommen,
Viel werth ein Herz, das noch in Vollkraft schlägt!
Kühn muß es sein und mutig aufgeklommen,
Wie's drunten auch sich aufbläht und bewegt:
Die Huld der Götter läßt sich nicht erschleichen,
Und ohne Straucheln gibt es kein Erreichen.

Schwer ist's und nur der Wackre kann's erstreben,
Doch reich an Palmen ist der Muse Dank;
O könnt' ich mich nur einmal noch erheben
Zu ihrem Preis, eh' mir die Schwinge sank!

Die Seele zweifelt mir, ob ich um Leben,
Ob jetzt noch fleh'n soll um den Schlummertrank:
Denn, was ich habe, kann kein Gott mir stören,
Und Höh'res aber auch kein Gott gewähren!

An Schiller!

Dir nicht ward es gegönnt, zu steh'n mit silbernen Locken;
Eh' sie noch aufgeblüht, traf dir die Blume der Sturm. *)
Hören nicht kannst du den Dank, nicht sehen kannst du die Thräne,
Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr schau'n!
Aber wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
Dort, wo im weißen Talar wandeln die Priester Apolls,
Wo sie, die schimmernden Schläfe geziert mit schneeigen Binden,
Ihr vollendetes Lied singen zum Harfengeräusch, —
Greis, *) wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
O so entgeht dir gewiß unsere Huldigung nicht!
Ob du ihn hier nicht sahest den Lohn, dort wirst du ihn fühlen:
Einem würdigen Haupt bleiben die Kränze nicht aus.

---

*) Im Stuttgarter „Schiller=Album," J. G. Cotta. 1837. 8°, auf Seite 224 und in Wurzbach's „Schillerbuche," Wien 1859. 4°. Seite 256, Marg. 2692, befinden sich die Varianten:

„ . . . . . traf dir die Blume die Zeit;"

und:

„Geist, wofern ein Gefühl . . . ."

H. M.

II.

Lieder der Nacht.

(1820—1848.)

Und ist der Tag ein kräft'ger Mann,
Der wehrt und wirkt und wärmt,
So ist die Nacht ein zartes Weib,
Das tändelt, liebt und schwärmt.

Du warst's, o Nacht, aus deren Duftpokale
Mein junges Herz die erste Weihe sog;
Du warst's, o Nacht, zu der, im Vollmondstrahle,
Ein scheuer Falter, meine Ahnung flog!

Noch wußt' ich's nicht aus dir herauszulesen,
Verschwommen rang noch Wahrheit und Symbol;
Doch war bei Tag mir noch so weh gewesen,
Sobald du kamest, da ward mir wieder wol.

Wenn ich am Fenster lehnt' und in dein Schweigen,
Mein pochend Herz nur hörend, mich verlor,
Wie überkam es immer mich so eigen,
Wie zog es mich so wunderbar empor!

Wie hätt' ich mögen meine Brust entfalten,
Um aufzunehmen all dein reiches Licht!
Ich wußt' es nicht zu meistern, zu gestalten,
Es gohr, es trieb, und wurde — zum Gedicht.

Und was dann oft nach mancher Nacht am Morgen,
Als heimlich Lichtbild, selbst mich überrascht,
Wie schüchtern ich der Welt es auch verborgen,
Manch' Freundesauge hat es doch erhascht.

Bald wich die Scheu, bald ward ich selbst mir Richter,
Da hat ein Wind die Blätter mir geraubt,
Erschrocken harrt' ich, hört' ein flüsternd: „Dichter!" —
Und endlich hab' ich selbst daran geglaubt.

So schuld' ich dir's, o Nacht, daß ich's verschuldet,
Geglaubt zu haben, was vielleicht nur Wahn: —
Doch weil ein Menschenalter mich geduldet,
Poch' ich nun leise bei dem zweiten an;

Ich fühl' es wol, die Welt hat sich verändert,
Die Muse schlug ihr Buch verschüchtert zu,
Ihr graut vor Blättern, die mit Blut gerändert,
Unheimlich ward ihr unsrer Nächte Ruh'.

Die Sterne flackern fiebrisch wie vor Schrecken,
Den Himmel röthet fahler Nordlichtschein,
Des Mondes Stirne trüben Nebelflecken,
Die Luft ist schwül, und lautlos schweigt der Hain.

Wohlan! — und müßt' es wirklich sein verklungen
Das Lied, zu still für uns'rer Zeit Gebraus,
So tön' es langsam in Erinnerungen,
Ein schmerzlich Echo, sanft im Nachhall aus!

Vielleicht, daß doch ein Herz noch hin und wieder
In seiner Nacht des Lied's sich freuen mag; —
Dem naht euch leis', und helfet mit, ihr Lieder,
Es wach zu halten bis zum jungen Tag!

Am Fenster.

Ihr lieben Mauern, still und traut,
Die ihr mich kühl umschließt,
Und silberglänzend niederschaut,
Wann droben Vollmond ist,
Ihr saht mich einst so traurig da,
Mein Haupt auf schlaffer Hand,
Als ich in mir allein mich sah,
Und niemand mich verstand!

Jetzt brach ein and're Licht heran,
Die Trauerzeit ist um,
Und manche zieh'n mit mir die Bahn
Durch's Lebensheiligthum;
Sie raubt der Zufall ewig nie
Aus meinem treuen Sinn:
In tiefster Seele trag' ich sie,
Da reicht kein Zufall hin.

Du, Mauer, wähnst mich trüb wie einst,
Das ist die stille Freud';
Wenn du vom Mondlicht widerscheinst,
Wird mir die Brust so weit.
An jedem Fenster wähn' ich dann
Ein Freundeshaupt, gesenkt,
Das auch so schaut zum Himmel an
Und auch so meiner denkt!

Abendgang im Nebel.

Der Mond ist heute weggeblieben,
Die Sterne feiern still daheim,
Und einsam geh' ich fort im Trüben,
Und trag' im Herzen manchen Keim.

Ein Nebelvorhang rauschte nieder,
Die Nacht verbirgt ihr karges Licht,
Gespenstisch flirrt es hin und wieder,
Und Bruder kennt den Bruder nicht.

Und doch durchzuckt uns oft ein Beben,
Wenn so ein Bild vorüberweht,
Als wär's ein Stück von uns'rem Leben,
Ein Wesen, das uns nahe geht.

Wir können keine Züge lesen,
Wir geh'n, — ob wol die Hast uns frommt?
Wer weiß, ob's Freund, ob Feind gewesen,
Wer weiß, ob's jemals wieder kommt?

Du Nacht, dein Dunkel bleibt zu loben;
Doch wenn hier treue Herzen geh'n,
So lass' uns deine Leuchten oben,
Damit wir keines überseh'n!

Wiederfinden.

Gott grüß' dich, Lebenscamerad,
Nach langer, langer Zeit,
Seitdem uns unser Pilgerpfad
Getrennt hat und entzweit.

Wir haben seither Vieles zwar
Verloren und vermißt;
Allein vergessen sei, was war,
Empfunden sei, was ist.

Du denkest wol noch jener Nacht,
Da wir geschieden sind:
Ein Himmel war's voll Sternenpracht,
Und frostig blies der Wind.

Zur Seit' uns hob der Stephansdom
Sein kühnes Haupt empor, —
Und aus den Augen brach ein Strom
Von Thränen uns hervor.

Das sei vergessen, Camerad,
Die Trennung ist vorbei;
Wir steh'n vereint auf einem Pfad,
Und finden uns getreu.

Doch nun, mein Camerad, sag' an,
Erzähle was du sahst,
Was du entbehrt auf deiner Bahn,
Was du genossen hast.

An deiner Stirne merk' ich's dir:
Du bist noch frisch, wie einst,
Und gibt's auch Runzeln dort und hier,
Du bist nicht, was du scheinst.

Der liebe Himmel selber gibt
Von deiner Stirn ein Bild:
Oft scheint er runzlicht und getrübt,
Als blieb' er ewig wild;

Und dennoch ist dies Nebelgrau
Ein Anflug nur der Zeit:
Sein Grund ist blau und bleibet blau
In alle Ewigkeit.

Die Begegnung.

Das Feld vorm Friedhof schimmert fahl
Im kalten, bleichen Mondesstrahl;
Zwei schwarze Leichenwagen zieh'n,
Der eine her, der andere hin.

Zwei Männer sitzen schlummernd drauf,
Die Rosse wissen selbst den Lauf;
Die Wagen rollen, schwer wie Blei,
Grad an einander dumpf vorbei.

Den Beiden, die der Nord, so scharf,
In dumpfen eis'gen Schlummer warf,
Erdröhnt das Rollen an ihr Ohr, —
Sie schrecken aus dem Schlaf empor.

Sie halten still auf ihrer Bahn,
Und schau'n sich düster lächelnd an:
Der deutet auf die Leiche drin,
Der auf den leeren Wagen hin.

„Ich hol' ihn erst!" — „„Ich hab' ihn schon!"" —
„Kommt uns wol beiden nicht davon!" —
Ob's früher, ob es später fiel,
Es leitet doch an's eine Ziel.

Die Männer scheiden wieder stumm,
Und sinken dumpf in Schlummer um. —
Nach wenig Stunden rollt es schwer,
Der eine hin, der andere her.

Mondhelle.

Du Sehnsuchtbeleber, du freundlicher Mond,
Möcht' wissen, wie droben bei dir es sich wohnt,
Möcht' wissen, wie golden die Saaten da steh'n,
Wo die silbernen Lämmer zur Weide geh'n!

Du hast ja der magischen Fäden so viel,
Und webst sie um Wälder und Felder zum Spiel!
Du wirfst ja dein Netz durch den nächtlichen Raum,
Gesponnen aus hellem und zitterndem Flaum!

O web' mir zu Bändern die Fäden so fein,
O flicht mir zu Schwingen die Bänder so rein,
Und heb' auf den Schwingen zu dir mich, o Mond:
Möcht' wissen, wie droben bei dir es sich wohnt!

Des Himmels Augen.

Aus des Menschen Augen schaut
Klar sein inn'res Leben:
Diesen Sternen ist vertraut
Sein geheimstes Streben.

Darum, Himmel, mag es sein,
Daß man dir vertrauet,
Weil aus tausend Augen rein
Deine Güte schauet!

Der Wanderer an den Mond.

Auf Erden — ich, am Himmel — du,
Wir wandern beide rüstig zu,
Ich ernst und trüb, du hell und rein,
Was mag der Unterschied wol sein?

Ich wand're fremd von Land zu Land
So heimatlos, so unbekannt,
Bergauf, bergab, waldein, waldaus,
Doch bin ich nirgend — ach! — zu Haus!

Du aber wanderst auf und ab
Aus Ostens Wieg' in Westens Grab,
Wallst länderein und länderaus,
Und bist doch, wo du bist, zu Haus!

Der Himmel, endlos ausgespannt,
Ist dein geliebtes Heimatland; —
O glücklich, wer, wohin er geht,
Doch auf der Heimat Boden steht! —

Der Mond und der Poet.

Einst ging der Mond spazieren
In einem grünen Wald,
Hatt' helle blonde Locken
Und eine runde Gestalt.

Drob war im grünen Walde
Die Freude nicht gering,
Die Bäume glänzten wie Silber,
Wo er vorüberging.

Auf einem Lichtschlag aber
Lag schwärmend ein Poet,
Der regte seine Lippen,
Es klang wie ein Gebet.

Der Mond der sah ihn liegen
Und schlich in seine Näh',
Und goß ihn voll mit Silber
Vom Wirbel bis zur Zeh'.

Doch jener lag, und blickte
Zum Himmel unverwandt;
Denn, um den Mond zu besingen,
War er herausgerannt.

Wie zürnt' er, als er droben
Den lieben Mond nicht fand,
Den Mond, der schelmisch lächelnd
An seiner Seite stand!

Das Zügenglöcklein.

Kling' die Nacht durch, klinge,
Süßen Frieden bringe
Dem, für den du tönst!
Kling' in stille Ferne,
So du Pilger gerne
Mit der Welt versöhnst! —

Aber wer will wandern
Zu den lieben Andern,
Die vorausgewallt?
Zog er gern die Schelle?
Bebt er an der Schwelle,
Wann „Herein" erschallt?

Gilt's dem bösen Sohne,
Der noch flucht dem Tone,
Weil er heilig ist? —
Nein, es klingt so lauter,
Wie ein Gottvertrauter
Seine Laufbahn schließt.

Aber ist's ein Müder,
Den verwais't die Brüder,
Dem ein treues Thier
Einzig ließ den Glauben
An die Welt nicht rauben, —
Ruf' ihn, Gott, zu dir!

Ist's der Frohen einer,
Der die Freuden reiner
Lieb' und Freundschaft theilt,
Gönn' ihm noch die Wonnen
Unter dieser Sonnen,
Wo er gerne weilt!

Stern und Sternschnuppe.

Wie's am Himmel strahlt und funkelt,
Wagen, Gürtel, Ophiuch!
Keine Letter blieb verdunkelt
In dem großen Sternenbuch!

Und von einer Demantseite
Fällt ein Sternlein, merkbar kaum,
Gleitet durch die blaue Weite
Ruhig in den niedern Raum.

Seht, welch' Rennen in die Ferne,
Wo es sich zur Erde senkt;
Keiner denkt nun mehr der Sterne,
Weil man dieses Licht's nur denkt.

Seht, nun wähnen sie's gewonnen,
Nun gehascht in trunkner Hast! —
Aber plötzlich ist's zerronnen,
Und sie steh'n und weinen fast. —

Brüder, kommt nicht ins Gewirre,
Wann ein Schein sich niederläßt:
Lichtlein führen euch nur irre,
An den Sternen haltet fest!

Freundessterben.

Zwei Freunde liegen zusammen krank,
Und wissen noch Gott die Gemeinschaft dank;
Bald sind sie entbunden des irdischen Streit's,
Ihr Sehnen begegnet sich droben bereits.

Ein heiliges Beben erfaßt sie zugleich,
Ein Gruß des Scheidens macht Beide sie weich,
Ein frohes Gedenken an frühere Zeit
Macht Beid' auf die künftige fröhlich bereit.

Und wie nun mit ernstem, klanglosem Schritt
Der Engel des Tod's in das Kämmerlein tritt,
Da legt er sich Beider Hände mit Lust
In seine Hand und an seine Brust. —

Da ging man zum alten Glöckner hinaus,
Auf daß er nun läute durch's nächtliche Haus
Das Reiseglöcklein zur weiten Bahn; —
Der Glöckner läutet's dem Einen an.

Da lauschen plötzlich die Leut' umher,
Und stehen und beten und staunen sehr:
Denn horch, das Glöcklein aus einem Mund
Thut zwei verbrüderte Töne kund!

Nachtstille.

Tausend Augen blitzen nieder,
Tausend Augen schließen sich;
Schweigen herrscht, und dennoch wieder
Klingt es leis' und wunderlich.

Ruhe nennet sich das Siegel
An dem Schlummerbrief der Nacht —
Und es raubet ihre Flügel,
Wer sie laut und lärmend macht.

Nur die Liebe schleicht im Düstern,
Nur die Sehnsucht athmet schwer,
Und der Herzen stillem Flüstern
Gibt der Himmel gern Gehör.

Der Dome Zweck.

Wall' ich so am Dom vorüber
In erhellter Winternacht,
Geh'n mir oft die Augen über,
Wenn des Nordes Hauch erwacht;
Und die Blicke schlag' ich nieder,
Frage kaum um's Sternenlicht,
Aber aufwärts zieht sie's wieder,
Wenn der Mund der Glocke spricht.

Und vergessen sind die Schmerzen
Und der Stürme wilder Chor,
Mit entfesselt weitem Herzen
Blick' ich rasch zum Dom empor;
Und, als wollt' ich bannend fassen
Jeden ernsten Hammerstreich,
Blick' ich auf, und kann nicht lassen
Von dem Dom und Sternenreich.

Und vor meiner Seele schwebet
Wieder klar der Dome Zweck,
Und warum der Mensch sie hebet
Zu den Sternen frei und keck:
„Daß, wer wallt im dumpfen Grauen,
„Wessen Blick am Boden kriecht,
„Wieder aufwärts möge schauen
„Zu des Himmels freiem Licht!"

Gelöster Zwiespalt.

Reißt sie ab die böse Saite
Meines Innern, reißt sie ab,
Die so oft mir zum Geleite
Finstre Schmerzensklänge gab!

Reißt sie ab, daß sie nicht schrille
Bei dem ersten fernen Klang,
Der sich durch die nächt'ge Stille
Dumpf zu mir herüberschwang!

Wehe, wie die Saite zittert,
Wie ich wieder wach sie rief,
Wie sie rasch das Spiel erschüttert,
Das noch eben lautlos schlief!

Mächtig faßt es alle Saiten,
Und sie alle schwirren auf,
Fort durch alle Herzensweiten
Stürmt des Schmerzensklanges Lauf.

Doch nicht Schmerz ist, was da klinget,
Schmerz nicht, was mit Mühe kaum
Sich dem Tongewirr entringet,
Wie ein schwüler Morgentraum.

Lust ist's, die, dem Schmerz verschwistert,
Plötzlich nachhallt, stille Lust,
Die beschwicht'gend niederflüstert
Auf's empörte Meer der Brust.

Wehmut tönet nun die Saite,
Die nur Schmerzensklang erst gab,
Süße Wehmut tönt die Saite: —
Reißt, o reißt sie drum nicht ab!

Nachthelle.

Die Nacht ist heiter und ist rein,
Im allerhellsten Glanz:
Die Häuser schau'n verwundert drein,
Steh'n übersilbert ganz.

In mir ist's hell so wunderbar,
So voll und übervoll,
Und innen waltet's frei und klar,
Ganz ohne Leid und Groll.

Ich fass' in meinem Herzenshaus
Nicht all' das reiche Licht:
Es will hinaus, es muß hinaus, —
Die letzte Schranke bricht!

Der Heimgang.

Es ruhet die Nacht auf den Hügeln so schwer,
Nur einzelne Lämpelein flimmern daher;
Das ist wol der Väter und Mütterchen Zug
Heimkehrend vom Ständchen bei Span und bei Krug.

Die saßen wol drüben bei'm Nachbar im Kreis,
Und schwatzten von Mährlein so traut und so leis',
Und sprachen recht selig, gar lang und gar breit,
Von jener vergangenen besseren Zeit.

Und was sie wie goldene Fäden so fein
Gesponnen im abendlich stillen Verein,
Das weben sie jetzt unterweges ganz sacht
Zu schönen und friedlichen Träumen der Nacht.

Die Welt — ein Schacht.

Seh' ich so hinan zur gestirnten Nacht,
Da dünkt mich das weite Land
Wol oft wie ein reicher Felsenschacht,
Der riesig darüber sich spannt.

Und auf blauem Grunde der Sternenschein,
Mit dem sie die Decken geschmückt,
Erscheint mir als Erz, als Edelgestein,
Das funkelnd die Wände durchstickt.

Und tief im geräumigen Schachte da webt
Ein Leben voll Lust, voll Schmerz,
Und rennet und klettert und wühlet und gräbt
Hinein in des Schachtes Herz.

Und quer durch die bunten Stollen zieht
Ein Ringen und Klingen daher:
Wie Tanzweis' hier, dort wie Todtenlied,
Hier hüpfend, dort so schwer;

Hier wollustathmender Liebesstreit,
Dort wildes Gezänk und Geschäum,
Hier lauter Jubel, da stilles Leid,
Dort Freundschaft beim Lämpchen daheim.

So ist's im Schachte, — doch wo geht
Ein Ausweg aus dem Schacht?
Wo führt es zum Lichte hinan, wo weht
Frei Leben hinab in die Nacht? —

Es muß wol über der Decke sein
Ein Land, ein Lohn, ein Licht! —
Ha, welch' ein Treiben, wenn einstens herein
Der Tag der Ausfahrt bricht! —

Grab und Mond.

.... relata refer!

Silberblauer Mondenschein
Fällt herab,
Senkt so manchen Strahl hinein
In manch' Grab.

Freund des Schlummers, lieber Mond,
Hehl' es nicht,
Ob im Grabe Dunkel wohnt,
Oder Licht! —

Alles stumm? — Nun, stilles Grab,
Rede du!
Zogst so manchen Strahl hinab
In die Ruh';

Birgst gar manchen Himmelsblick,
Silberblau;
Gib nur einen Strahl zurück! —
„Komm und schau!"

Die Englein.

Hat tausend Fenster, breit und klar,
Gottvaters Wohngebäude,
Hat eine große Kinderschaar
Von Englein auch zur Freude,
Und seh'n die Engelskindelein
Wol nächtlich, reg und munter,
Heraus zu'n Fenstern, breit und rein,
Und — fällt doch kein's herunter!

Wechselwirkung.

Du lächelst und du freust dich wol,
Mein lieber Sternenschein,
Auch du, mein Vollmond, schaust recht voll
Zufriedenheit darein!
Ich weiß, was euch so lächeln macht,
Und euch so wonnig rührt:
Ich hatte drauf bei Menschen acht,
Und hab' es ausgespürt.

Wenn unsereins ein Mensch, dem wir
Was Gutes einst gethan,
Entgegen kommt, der geht nicht für,
Er hält uns freudig an;
Und wenn sein Herz ihm springen möcht',
Und ihm in's Auge tritt,
Dann freut auch unsereins sich recht,
Und scherzt und lächelt mit.

So ist's mit euch, ihr Sterne dort,
Und dir vor allem, Mond,
Die ihr uns heut und immerfort
Belächelt und belohnt;
Uns zu beglücken geht ihr aus
Mit eurem lieben Blick,
Ihr schenkt uns mehr, als Hof und Haus,
Ihr schenkt uns stilles Glück!

Drum wenn wir voll Erkenntlichkeit
Zu euch hinauf dann seh'n,
Und uns vor stiller Herzensfreud'
Die Augen übergeh'n,
Dann lächelt ihr und freut euch wol,
Ihr Sterne, mild und rein,
Dann schaust auch du, mein Mond, so voll
Zufriedenheit darein!

Das Sternenbuch.

Hatt' in einem Buch gelesen
Von Gefühlen aller Art:
Wie das reine schöne Wesen
Innig sich dem schönen paart;

Kam von Lieb' und Freundessegen,
Trost und Hoffnung und so fort
Mir auf mancher Seit' entgegen
Manches wolgewählte Wort.

Wollte drauf zum Himmel schauen,
Still erwägend, was ich las;
Sieh, — da blinkten hell im Blauen
Sterne sonder Zahl und Maß!

Glaubt mir, diese Lichter taugen
Mehr, als Buchstab und als Buch;
Was ich las aus ihren Augen,
Es war mehr, als Wort und Spruch.

„Liebe“ sagt ein Buch, es saget
„Freundschaft,“ saget „Trost“ und „Glück,“ —
Wenn ihr aber weiter fraget,
Liegt es kalt vor eurem Blick.

Sagen kann's nur, nicht beleben,
Künden nur, — entzünden nicht:
Euer Herz nur ist es eben,
Was euch draus zum Herzen spricht.

So gefühlarm sind die Blätter
Eines Buch's, an Lettern reich;
Und in einer Sternenletter
Les' und fühl' ich es zugleich!

Am Berge.

Wie's oben hier im Mondenstrahl
So wol und traut sich ruht!
Tief unten grünt ein freundlich Thal
In finstrer Felsen Hut;
Des Mühlbach's Wasser rollt und rauscht
Wie Silberstoff heran,
Und wo ein Quell im Moose lauscht,
Da hebt ein Flimmern an.

Des Thurm's metall'ne Glocke glänzt,
Das neue Kreuz erglüht,
Und helles Mondensilber kränzt
Das heil'ge Waldgebiet;
Noch steigt aus manchem Schlote Rauch
Als blauer Duft hervor,
Und silbern schau'n die Dächer auch
Tief aus dem Thal empor.

Sie lassen uns kein Auge seh'n,
Das reich in Wehmut thränt,
Sie lassen uns kein Haupt erspäh'n
An's Fenster bang gelehnt;

Sie lassen keinen Seufzer durch,
Verrathen keinen Traum,
Und zeigen Falte nicht, noch Furch'
An einer Stirne Saum.

O wüßte man, o sähe man,
Was unter ihnen liegt:
Wie Mancher, der nicht schlafen kann,
Sich an die Decke schmiegt;
Wie Manchem heiß und grausenhaft
Ein Wurm das Blut entzieht,
Wie Manchem eine Leidenschaft
Als Braut am Busen glüht;

Wie Mancher unter ihnen stöhnt,
Sich hin und wieder schlägt,
Und, selbst in Träumen unversöhnt,
Zum Fluch die Lippe regt:
Man ruhte wahrlich nicht so gut
Und nicht so heitren Blick's,
Als es sich jetzt hier oben ruht,
In diesem Traum des Glück's!

Die große Beterin

Wer betet denn in deinem Haus,
Daß du so still, o Nacht,
Und dich vor jedem Lärm und Braus
So sorglich hast bewacht?

Man hört ja kaum des Schlafes Fuß
Von Haus zu Hause geh'n
Und ihn durch's Fenster seinen Gruß
In Saal und Stube weh'n.

Die Ruhe wandelt feierlich
Die Straßen kreuz und quer,
Und wiegt auf stummen Lüftchen sich
Geräuschlos hin und her.
Ja, ja, — man sage, was man will, —
Es betet wer im Frei'n,
Sonst hieltst du ja nicht gar so still,
O Nacht, den Athem ein!

Und seh' ich recht, so seh' ich auch
Die große Beterin,
Die ihres Herzens reinsten Hauch
Schickt zu den Sternen hin;
Ein unermeßlich Faltenkleid
Umwogt sie silbergrau,
Und küßt in milder Herrlichkeit
Der Glieder Riesenbau.

Die Mutterarme streckt sie aus
In himmelweitem Kreis,
Und füllt der Nacht geheiligt Haus
Mit ihrem stummen Preis.
Ei, Beterin, verbirg dich nur,
Mich machst du nicht zum Spott;
Du bist — ich kenne dich — Natur,
Und dein Gebet ist — Gott!

In der Fremde.

Ihr wollt mich täuschen, Sterne,
Als floh ich nie zur Ferne
Von meiner Heimat fort!
Ist's nicht derselbe Wagen,
Der mich an Werther's Klagen
So hier gemahnt, wie dort?

Ist's Venus nicht, die holde,
Die mit dem Kranz von Golde
So blendend niedergrüßt?
Ist's nicht Orion's Flimmer,
Der mit vierfält'gem Schimmer
Sein blaues Feld umschließt?

Und sind's nicht all' die Leuchten,
Zu denen oft ich feuchten
Erhobnen Aug's geblickt?
Bei denen ich gedichtet,
Und Seelenkampf geschlichtet,
Und Thränen halb zerdrückt? —

Ja, euch, ihr lichten Brüder,
Dich, Himmel, kenn' ich wieder,
Allein dich, Erde, nicht!
Prangst zwar mit gleichen Düften
Hier, wie in meinen Lüften,
Hast doch ein fremd Gesicht.

Euch, Quellen, und euch, Bäche,
Dich monderhellte Fläche,
Euch, Berg', erkenn' ich nicht;
Hab' unter euch, ihr Bäume,
Nicht einen meiner Träume,
Kenn' euch, Bewohner, nicht!

Das Land, in dem ich leben
Und wirken soll und streben,
Das ward mir fremd und neu;
Das Land, von dem ich schwärmte,
Das nur im Traum mich wärmte,
Das blieb auch da mir treu!

Des Bauherrn Geist.

Wenn eilfmal schlug der Puls der Nacht,
Dann dünkt mich, schwebt in stiller Pracht
Des frommen Bauherrn Geist hinauf
Zu unsres Domes höchstem Knauf;

Und wie der Landmann seine Saat
Beschaut, wenn sie gediehen hat,
So mißt er fröhlich seinen Bau
Und blickt empor in's Himmelsblau;

Dann kehrt er lächelnd seinen Blick
Noch einmal auf den Bau zurück,
Den nun — wir seh'n, doch fassen's nicht —
Wie Silberflaum umfließt ein Licht.

Und einen Psalm dann stimmt er an,
Und findet seine Freude dran,
Wie sich's vom Werk, das er gebaut,
So gradhinein zum Himmel schaut.

Carnevalsnacht.

Das Leben ist los, das Leben ist wach
Im Freien und unter jedem Dach.
Aus hundert Schenken frohlocket Geschrei
Zur schrillenden lustigen Tanzmelodei,
Und Jauchzen darunter und Gläsergeklirr,
Und Spieler im Winkel und Liebesgegirr.
Dort hinter umschleierten Scheiben dreh'n
Sich bunte Gesichter, und Ampeln weh'n,
Und steife Gestalten, an's Fenster gebannt,
Durchfingern die Locken mit ordnender Hand.
Da schlendert ein duselig Trüppchen nach Haus
Und schreit die durchschwemmten Kehlen sich aus,
Bald kräftig und derb, bald schwärmend und leis',
Bald wälsches Geschnörkel, bald deutsche Weis'.
Dort wandelt ein trauliches Pärchen einher,

Und knapp ein beschuhetes Männlein die Quer',
Und hinterdrein Wagen, darinnen geschminkt,
Matronen als Mädchen, von Reigern umblinkt. —
Und dort in der Ecke steht schweigend ein Mann,
Und schaut den versilberten Dom sich an,
Hält still seine Fastnacht und dünket sich reich,
Und lauschet der Glocke gemessenem Streich. —
Da trippelt's vorüber im klappernden Tact,
Und rüttelt an Schlössern und Riegeln, und hackt
Mit knotigem Stock an den Stein, und im Lauf
Antwortet's aus Gassen und Straßen darauf. —
Da wandelt's heran, recht Arm in Arm,
Wie Mondlicht so heiter, beim Froste so warm;
Zwei Freunde kehren voll Wonn' und Glück
Von einem Feste der Freundschaft zurück;
Sie tranken im Kreise vom perlenden Naß,
Und sangen und plauderten dieses und das,
Und drückten die Hände sich, innig und ein's,
Und freuten sich herzlich des Lebens und Seins.
Da spricht die Entzückten ein Bettler an,
Möcht' auch seine Fastnacht haben, der Mann;
Er soll sie auch haben bei Pfeifchen und Krug,
Sie wählen nicht, fühlen und geben ihm g'nug. —
Doch über ihnen, an's Fenster gebückt,
Da blicken zwei Liebende, wonnig beglückt,
Hinaus in die Welt und hinein sich in's Herz,
Und weisen, umschlungen, sich himmelwärts,
Wo der ewige Mond mit den Sternen zieht,
Und auf Alles in Allem herniedersieht!

Wetternacht.

Hört! seht!
Ein Fest begeht,
Ein Siegesfest, der Himmel.
Seht, weit auf dem Plane das Wolkengewimmel,
Wie Kopf an Kopf, hier schwarz und lastend,
Dort blau und ernst, da weiß, im Lauf sich hastend,
Dicht aneinander ohne Ziel und Zahl
Durchwogt die Schaar den weiten Saal.

Da öffnet sich
Der Wolken dichte Zeile;
Fürchterlich
Aus Millionen Feuerschlünden,
Aufgepflanzt in jenen Gründen,

Hellbegrüßt,
Daß rings Glut und Feuer ist,
Zieht die Straß' entlang der Siegergeist,
Der der „Segensengel“ heißt.
Wieder Feuer, wieder Gruß
Im erhabnen Flammenguß,
Daß die Wolken sich entzünden,
Und aus übervoller Brust,
In Donnerlust,
Ihr unendliches Freudengeschrei,
Wild und frei
Allem Land und Volk verkünden!

Und länger zügelt jetzt nicht mehr
Sein Flammenentzücken das Wolkenheer,
Und ziehet die Schleußen der Wasser auf,
Daß, wie Gießbachlauf,
Thränen strömen, Thränen fallen, —
Bis, erleichtert, stummgerührt,
All' die Schaaren heimwärts wallen,
Und im Saal es ruhig wird.

Seht, da naht
Still ein Zug auf reinem Pfad!
Ernst im hellen Meßgewand
Nah'n des Himmels Pfäfflein alle,
Stellen in der blauen Halle,
Lichte Sterne, Hand in Hand
Sich im Kreis, und mitten thront,
Einem Hohenpriester gleich,
Feierlich der Mond!

Da beginnt ein Friedensreich,
Und im stummen Geisterchore,
Hörbar keinem Menschenohre,
Fühlbar aber mir und dir,
Schallt: „Herr Gott, dich loben wir!"

Nur herüber aus fernem Bereich,
Wo nun wallt des Siegers Fuß,
Leuchtet manchmal, matt und bleich,
Noch ein Feuergruß!

Gruß und Gegengruß.

Haltet an euch, liebe Bäume,
Breitet in dem nächt'gen Haus
Eure grünen Liebesarme
Nicht so sehnlich nach mir aus!

Lockt nicht also, Nachtigallen,
Mich mit heil'ger Töne Lauf,
Sterne, wendet ab die Augen,
Zieht die Strahlenbrücken auf!

Ach — ich kann euch nichts erwidern
Für so manchen lieben Gruß,
Keinen Händedruck, kein Nicken,
Keine Sprache, keinen Kuß.

Kühle Quellen, laue Weste,
Schweigt im mondlichstillen Raum:
Denn das Heiligste, das Beste,
Was ich hab', — es lohnt euch kaum.

Aber allen euch zusammen,
Die ihr rauscht da, blüht und glüht,
Will ich ein's begeistert bieten:
Aus der vollsten Seel' — ein Lied!

Seid zufrieden mit dem Liede,
Das ein frohes Herz euch singt,
Das euch faßt, euch ganz empfindet,
Euch mit Kindeslieb' umschlingt!

Bäume, schließet mein Frohlocken
Traut in euer Blätterherz!
Läut' mit deiner Stimme Glocken,
Nachtigall, es himmelwärts!

Weste, nehmt's auf eure Schwingen,
Sterne, faßt's in euer Licht,
Quellen, rollt's in eurem Silber,
Und verkennt mein Lied mir nicht!

Denn es ist das Lied ein Bote,
Allverständlich, allgeliebt,
Der von einem frohen Herzen
Gern dem All die Kunde gibt!

Zu früh!

Was willst du, frühlingshaftes Regen,
In dieser kalten Winternacht?
Noch ist der Frühling weit gelegen;
Noch hast du erst die halbe Macht.

Dem Vogel gleichst du, dem verirrten,
Der sich zu früh heraufgewagt
Aus wärmrer Ferne, wo durch Myrten
Belebend schon der Frühling tagt.

Anbau'n will sich der arme Sänger,
Wo nirgend Halt, noch Blume winkt,
Und fliegt und flattert bang und bänger,
Bis er erkaltet niedersinkt.

Drum heim, Gefühl, hier ist kein Bleiben!
Erst mit dem Lenze komm' zurück:
Hier übt der Nord sein freches Treiben
Selbst auf des Herzens Blumenstück.

Wie warm du bist, in diesem kalten
Gewirre wärst du bald verglüht;
Das erst ist rechtes Frühlingswalten,
Wenn's außen so wie innen blüht!

Freund und Feind.

Oft ist's, als säh' ich einen Feind,
Der ausgeht auf mein Leid,
Und dieser Feind, der sei die Welt
Mit ihrem bunten Kleid;
Dann mag ich nicht in's Aug' ihr seh'n,
Nicht geh'n in ihrem Licht,
Nicht fühlen ihres Odems Weh'n,
Nicht hören, was sie spricht.

Und wenn ich dann gequält mich hab'
Den langen lieben Tag,

Und mit dem großen, starken Feind
In eitlem Kampfe lag;
Da wird es plötzlich feierlich,
Wird frei und friedlich schier,
Und athmet kühl und still um mich,
Und kühl und still in mir.

Und einen Schleier schlingt mein Feind,
Die Welt, sich um ihr Haupt,
Das sie zuvor mit Rosenschmuck
Sich bräutlich hat umlaubt;
Und breitet aus den Schleier dann,
Und läßt ihn weh'n und flieh'n,
Daß die gestickten Sterne dran
Durch alle Fernen glüh'n.

Und aus dem Schleier neigt sich dann
Ein Angesicht hervor,
O Gott! so sieht kein Engel aus
Im lieben Engelchor;
Wie eine Mutter nachsichtsvoll,
Ernst, wie ein Vaterblick,
Hell, wie der Freude Jubelzoll,
Hold, wie das stille Glück!

Dann, dünkt mich, seh' ich einen Freund,
Der lebt zu meiner Freud',
Und dieser Freund, der ist die Welt
Mit ihrem bunten Kleid;
Dann muß ich ihr in's Auge seh'n,
Muß geh'n in ihrem Licht,
Muß fühlen ihres Odems Weh'n,
Muß hören, was sie spricht!

Traum und Erwachen.

Es war auf einer Reise
Mit einem lieben Freund,
Wir schliefen miteinander
Im Kämmerlein vereint.

Und als ich eingeschlafen,
Da träumte mir alsbald,
Ich läg' im tiefen Grabe,
Von hohem Gras umwallt.

Und die mich einst hienieden
Herzlieben Freund genannt,
Die kamen nun in Schaaren
Zu meinem Grab gerannt.

Die Einen lachten, erbend,
Mich kalten Schläfer aus,
Und Leichenschmaus erdröhnte
Tief in mein Breterhaus.

Gleichgiltig standen Andre,
Wie wenn ein Hund verkam,
Und wieder Andre scherzten
Ganz ohne Scheu und Scham.

Noch Mancher kam gegangen
Und warf die Larve weg,
Und stand, ein Jammerwesen,
Sich selbst zum Fluch und Schreck.

Da kam noch Einer — Einer,
Auf den ich stets gebaut,
Gesenkten Hauptes kam er,
Und sagte keinen Laut.

Jetzt aber, wie der Regen
Hinperlet auf ein Grab,
So rannen seine Thränen
Auf's kühle Moos hinab;

Und Blumen keimten blühend
Aus jeder Thrän' hervor,
Und hoben sich und wuchsen
Zum reichen Beet empor;

Und hoben sich und wuchsen
Und hielten ihn umlaubt,
Und schlangen sich dem Freunde
Zum Siegeskranz um's Haupt. —

Aufwacht' ich jetzt, — da neigte
Mein Freund sich grad auf mich,
Zur Reise mich zu wecken,
Dieweil der Mond verblich.

Halb wach, halb träumend ging ich,
Und fand mich stumm bewegt,
Und hegt' ihn seither theurer,
Als ich ihn je gehegt.

Bundeserneuerung.

In einer Mitternacht im Jahr
Da sitz' ich ganz allein,
Vor mir ein helles Gläserpaar,
Darinnen hellen Wein;
Das Eine steht gefüllt für mich,
Doch aus dem Andern trank
Ein treuer Freund, der längst erblich,
Mir Bruder-Lieb' und Dank.

Und wie die zwölfte Stund' erklang,
Fass' ich mein Glas mit Macht,
Und schwing' es hoch und schwing' es lang,
Und rufe durch die Nacht:
„Wolauf, mein Freund aus bessrer Zeit,
„Es gilt auf du und du!
„Wolan, wie einst voll Traulichkeit,
„Stoß' an und trink' mir zu!“ —

Und kaum daß ich mit rascher Hand
Das Glas zum Mund geführt,
So ist's, als hätte sich am Rand
Des Tisches wer gerührt;
Und eine Hand, so weiß wie Schnee,
Langt aus der Nacht hervor,
Und eine Hand, so weiß wie Schnee,
Hebt jenes Glas empor.

Und hebt das Glas, und stößt so stark
An meines, daß es klingt,
Und mir hinab durch's tiefste Mark
Ein süßer Schauer dringt.
Austrink' ich dann, — doch siehe da!
Leer steht das Gläserpaar: —
Ich kann nicht sagen, ob's geschah,
Ob es ein Traum nur war!

Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine,
Träume friedlich, gutes Kind!
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne,
Denn ihr Blinzeln ist nur Traum,
Lässig ruh'n sie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum,

Schläfrig nicken alle Wipfel,
Und die Blätter schwanken nicht;
Feiernd lehnt des Berges Gipfel,
Wie ein schlafend Angesicht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer
Schweigend an der milden Brust;
In den Häusern schläft der Kummer,
In den Hütten schläft die Lust.

Keine Winde scherzen wachend,
Und kein Vogel schwirrt herum,
Die Natur, sonst laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange;
Weck' ihn nicht, er ist es wert,
Wenn ein heitrer Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon Alles lieb und lind:
Selbst die Muttersorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!

In meines Vaters Sterbestunde.

(1824.)

Nacht war's, und diese Stunde just,
Als seine Zeit verstrich,
Als seiner warmen Vaterbrust
Der letzte Hauch entwich.

Nacht war's und diese Stunde war's,
Als unsre Thräne floß,
Als stumm vor Leid, gelösten Haar's,
Die Mutter mich umschloß.

Vierhundert Tage rauschten kaum,
Wie Schleier drüber hin,
Und sanfter rührt bereits, als Traum,
Die Wirklichkeit den Sinn.
In andren Mauern sitz' ich nun,
In einem andren Licht,
In andren Kreisen, andrem Thun,
Betrübt, — doch trostlos nicht.

Allein des Zimmers Wölbung rückt,
Urplötzlich weit hinaus,
Ein ganzer Wunderhimmel blickt
Hernieder mir in's Haus,
Und aus den Wolken tritt, ja tritt,
O Gott! mein Vater vor,
Nimmt alle meine Sinne mit,
Zieht sie zu sich empor.

Ich küss' ihm Hand und Stirn und Mund,
Und er vergilt den Kuß,
Und Alles thu' ich drauf ihm kund,
Wie ich es will und muß;
Was ich gethan, gelassen hab',
Wie ich die Mutter hielt,
Seit ihn sein frühes, kühles Grab
Mit düstrem Moos umspielt.

Und sieh, zufrieden scheint er hier; —
Sein sonst so strenger Blick,

Er lächelt mir, er lächelt mir,
Solch' Lächeln es bringt Glück! —
Da scheidet er, — o flieh' nicht fort; —
Dein Himmel fordert dich!
Doch komm recht oft, recht oft von dort,
Und prüf' und segne mich!

Herz und Kopf.

Leichtbeschuht, im schwarzen Kleide,
Ging's mit schwebend raschem Fuß
Zu des Tanzes Wonnegenuß
Durch die Straß' in rechter Freude.

Sie ja sollte dort ich finden,
Die mir Gott zum Engel lieh;
Alle Sterne jubelten: „Sie!"
„Sie dort!" klang's in allen Winden.

Und ich kam und sah die Eine;
Hold erröthend stand sie da,
Herrlich prangend wie Cypria
In der Grazien Vereine.

Gott! da war es keine Sünde,
Süß anblickend ihr zu nah'n,
Sie mit heißer Hast zu umfah'n,
Daß das Herz am Herzen stünde.

Gott! da kam's, das lang Entbehrte,
Was im Herzen ängstlich schlug,
Was mein Blick verstohlen nur trug,
Was mein Haupt zu Boden schwerte:

Aug' in Aug' und Herz am Herzen,
Hand in Hand und Mund an Mund,
Einmal, in verschwiegenem Bund,
Ach, ein Stündchen hinzuscherzen!

Jetzt vergönnt war dies Umschlingen,
Jetzt umfing ich sie mit Macht, —
Und zur Erd' sah ich, bedacht,
Wie die Füß' im Tacte gingen.

Zwiefaches Neujahr.

Erhabne Feier waltet:
Es ist Sylvesternacht;
Schon schläft der Schlaf bei Allen,
Nur eine Seele wacht.

Die Seel' ist ein Verliebter,
Der Frost und Nacht bezwingt,
Und unter Liebchens Fenster
Ein herzlich Ständchen bringt.

Das that er wol allnächtlich,
Allein, beim Fensterklang,
Vergebens war sein Harren,
Vergebens sein Gesang.

Und horch, schon summt die Glocke
Das alte Jahr zur Ruh',
Und seltsam tönt und dröhnet
Des Thürmers Lied dazu.

Da klingt es auch am Fenster,
Dem Klange folgt ein Blick,
Dem Blick ein Wort der Liebe,
Dem Liebesworte — Glück!

Glück auf, du treuer Sänger,
Du hast die Zeit erseh'n!
Zwiefaches Neujahr künden
Die Zeichen, so gescheh'n:

Ein Neujahr allen Landen
Verspricht des Thürmers Sang;
Ein Neujahr deiner Liebe
Verspricht des Fensters Klang.

Verheimlichung.

Da lag sie, die ich so geliebt,
Im Sarge todt vor mir,
In Schmerz, wie's keinen herbern gibt,
Saß ich zu Nacht bei ihr.
Ihr Aug' war zu, die Hände kalt,
Ihr warmes Herz ein Stein,
Verstummt der Lippen Allgewalt,
Verglüht der Wangen Schein.

Und durch des Zimmers Dunkelklar
Zog's feierlich daher,
Als ob es eine weiße Schaar
Von stillen Geistern wär';
Die Engel waren's, die ihr Herz
Sich einst zum Haus ersah'n,
Nun flogen still sie himmelwärts
Und sagten sie dort an.

Und um den Mund der Todten lag
Ein Lächeln wie Gebet,
Ein Lächeln, wie's ein sonn'ger Tag
Auf eine Rose weht.
Da sprang ich auf, flog hin zu ihr,
Hätt' mögen darauf bau'n,
Sie wolle noch was Frohes mir
Zu guterletzt vertrau'n;

Etwas vertrau'n von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan.
„O sage," rief ich, „sage mir,
„Sprich aus, — wie ist es dort?
„Denn ging' es drüben übel Dir,
„Ich ließe Dich nicht fort!" —

Sie aber sprach nicht nein, nicht ja,
Sie, die mir nichts verschwieg;
Still wie ein Engel lag sie da
Nach einem großen Sieg. —
Es ist wol drüben schön und rein,
Zum Ueberraschen schön,
Drum wollte sie nicht vorlaut sein,
Bis ich es würde seh'n!

Meinem treuen Weibe.

Der Seemann, der die sturmgewiegten Planken
Schon längst mit festem Ufergrund vertauscht,
Fühlt unter'm Fuß den Boden oft noch wanken,
Und wähnt sein Ohr von Flutgebrüll umrauscht.

Der Krieger, der zu seinen sich'ren Laren
Aus heißem Kampfe längst schon heimgekehrt,

Schrickt oft, geweckt von Trommeln und Fanfaren,
Aus tiefem Schlaf empor, und greift zum Schwert. —

Und wer im muntren Reigen freudetrunken
Vom Baum der Lust vollauf sich Blüten brach,
Dem klingen, wenn er längst in Schlaf versunken,
Des Tanzes Melodien noch neckend nach. —

So war's, da längst mein Herz sich heimgefunden
Aus seiner Sturmfahrt, seinem Kampf' und Reih'n,
Und sich die Flügel willig selbst gebunden,
Um einem Wesen alle Glut zu weih'n.

Nur manchmal, wenn du schmeichlerisch mich wecktest,
Nacht, süße Fee, — ward ich mir leis' entrückt,
Und litt es, daß du mich mit Bildern necktest,
Für die ich längst die Augen zugedrückt.

Wozu dem Spiele wehren? Gab's doch Lieder:
Betrachtung, Nachklang, Weiterschweifen, Scherz,
Zuletzt, wenn auch nicht reuig, — Umkehr wieder; —
Die Brust ward freier, leichter war das Herz.

Hier sind sie nun, die Sünden solcher Nächte,
Gewiß verzeihlich, weil so gern bekannt! —
Nicht fragt' ich lange, wem ich sie wol brächte:
Ich lege sie, mein Weib, in Deine Hand!

Du kennst mein Herz mit allen seinen Schwächen,
Du hättest mir das meiste zu verzeih'n; —
Willst diesen Liedern Du den Stab nicht brechen,
So wird die Welt wol auch nicht strenger sein!

Tag und Nacht.

Ich weiß nicht, ist der Tag der Vater,
Und ist die Nacht sein Töchterlein? —
Wie mag das Kind des blonden Vaters
Nur gar so rabenlockig sein?

Er ist so laut, so lebenslustig,
Sie ist so still, so lebensmüd;
Die Wehmut blickt aus ihren Augen,
Indeß der Muth aus seinen glüht.

Er ist in dieser Welt zu Hause,
Er liebt das Trachten, liebt das Thun
Sie ist zu Haus in jenen Welten,
Sie liebt das Schmachten, liebt das Ruh'n.

Er schenkt uns Wein in gold'nem Becher,
Sie reicht uns Mohnsaft in Krystall;
Er sagt uns: Ueberall ist Leben!
Sie sagt uns: Tod ist überall!

Gut, daß sie, ohne sich zu treffen,
Vorüber an einander zieh'n,
Sonst müßt' er sich der Tochter schämen,
Sie — weinend vor dem Vater flieh'n. —

Doch ist vielleicht die Nacht — die Mutter,
Und ist der Tag — ihr Sohn wol gar?
Wie kam's dann, daß die düst're Mutter
Solch einen muntren Sohn gebar?

Wie sog aus ihrem keuschen Busen
Er diesen Lebenstaumel ein?
Wie kann, was Schmerz in ihren Augen,
In seinen wilder Jubel sein?

Wie kann, wenn sie den Witwenschleier
Schwermüthig über's Haupt sich zieht,
Im blauen Festkleid er, als Freier,
Hintanzen lieb- und lustentglüht?

Wie kann er's, wenn sie matt entschlummert,
Mit rosig heit'rem Lächeln seh'n,
Und sich das Haupt mit Blumen kränzen,
Worauf noch ihre Thränen steh'n?

Gut, daß sie, ohne sich zu treffen,
Vorüber an einander zieh'n,
Sonst müßte sie des Sohn's sich schämen,
Und er die Mutter spottend flieh'n!

Die Mondblume.

Zur Sonne dreht die Sonnenblume
Von Innigkeit ihr Antlitz hin,
Der Lichtstrahl ist der gold'ne Schlüssel,
Der aufschließt ihren tiefsten Sinn.

Sie ist ein Sinnbild froher Hoffnung,
Die sehnend sich nach Osten kehrt,
Und auf den Strahl der Freude wartet,
Der sie entfaltet und verklärt. —

Doch jüngst — es war auf einer Reise, —
Da saß ein Weib gradüber mir,
Fast kindisch jung, doch früh gealtert,
Einsilbig, ohne Reiz und Zier.

In meiner Ecke lehnt' ich lässig, —
Da ging der Mond auf voll und licht,
Und schien, als thät' er's recht mit Liebe,
Dem jungen Weib in's Angesicht.

Ich sah es an, und sah, und — staunte,
Denn nicht dasselbe war es mehr;
Die unbestimmten Züge reiften
Zu einem Bilde, sanft und hehr.

Ein eig'nes Leben goß der Schimmer
Auf ihrer Stirne todtes Blaß,
Und ihrem starren, trock'nen Auge
Entsog der Mond ein feurig Naß.

Um ihre Lippen spielt' ein Zucken,
Wie Wetterleuchten tiefer Qual,
Und immer sehnsuchtsvoller kehrte
Das Antlitz sie zum Mondenstrahl.

Wie eine Grabesros' im Thaue,
Blüht' ihr Gesicht in Thränen auf;
Ein ganzer Schmerzroman des Lebens,
Ein Buch voll Weh stand lesbar drauf.

So hat der Vollmond es entfaltet
Mit seinem wunderbaren Licht; —
Mondblume wahrlich möcht' ich nennen
Solch' leidend Frauenangesicht.

Beleuchtung.

Vom Fenster flog es hernieder,
Ich hielt es in meiner Hand,
Das Brieflein, worin geschrieben
Das Wort der Entscheidung stand.

Doch ob es ein Jawort wäre,
Ob aber ein schrecklich Nein,
Ich konnt' es mir nicht entziffern,
Es glänzte kein Mondenschein.

Es lieh mir kein Stern, kein Lämpchen,
Sein hilfreich freundliches Licht,
Der Himmel war rings umnachtet
Von Wolken, finster und dicht.

Ich starrte mit flammenden Augen
Auf's Blättchen fort und fort,
Sie konnten es doch nicht beleuchten
Das kleine entscheidende Wort.

Da hatten die schwarzen Wolken
Mitleid mit meiner Qual,
Und ließen lang an dem Himmel
Hinzucken den leuchtenden Strahl.

Habt Dank, ihr Gewitterwolken!
Klar stand es nun vor mir da:
Ich las bei himmlischem Lichte
Der Liebe himmlisches „Ja!"

Der Schlaf.

Schlafen! – Vielleicht auch träumen! –
Shakespeare. Hamlet III.

Schlafen, schlafen, ach! ja schlafen,
Ruhig, wie ein schuldlos Kind,
Mit dem sanftgehobnen Athem,
Mit den Wangen rot und lind;

Mit den süßen Wunderträumen
Von den Engeln, lieb und hold,
Von den bunten Weihnachtsbäumen
Mit dem schönen Flittergold!

Schlafen, noch sich freuen können
Der so lieben, stillen Nacht,
Schmeichelnd noch das Polster streicheln,
Das uns gar so glücklich macht!

Und mit immer matterm Auge
Nicken, blinzen, bis sich's schließt,
Und die reine Seel', entfesselt,
Ihres Element's genießt! —

Schlafen, schlafen — Himmelswonne!
Schlafen, schlafen — Höllenpein!
Wenn die Augen, weit geöffnet,
Starren in die Nacht hinein;

Wenn sich's auf dem schwarzen Grunde
Wie in rothen Ringen dreht,
Wenn die Uhr eintönig hämmert,
Oder plötzlich stille steht;

Wenn der Holzwurm pickt im Pfosten,
Wenn der Wind im Schornstein heult,
Wenn's wie Diebesschritt die Gassen
Schlurrend auf und nieder eilt;

Wenn der Mond, aus Wolken tretend,
Durch den weißen Vorhang strahlt,
Daß des Fensterrahmens Schatten
Drauf als schwarzes Kreuz sich malt;

Wenn sich dann Erinnerungen,
Bilder, Ahnungen, Idee'n,
Neckend jagen, sinnlos kreuzen,
Und wie bunter Schaum zergeh'n;

Wenn sich jeder Schmerz des Tages
Zum gigantischen erhebt,
Bis zuletzt ein dumpfer Taumel
Seel' und Leib in Schlaf begräbt. —

Und es dämmert, — und zerfoltert
Wacht man auf beim Morgenschein; —
Schlafen, schlafen — Himmelswonne!
Schlafen, schlafen — Höllenpein!

Heimweh.

In finsterer Gewitternacht
Da treibt es mich hinaus mit Macht;
Fast gleicht es lächerlichem Fluche,
Daß ich im Finstern etwas suche.

Doch was zu suchen es mich treibt,
Warum mein Herz nicht ruhig bleibt,
Ich weiß es selbst mir nicht zu sagen,
Wie Sehnsucht ist's nach frühern Tagen;

Wie Heimweh, das den Aelpler zwingt
Zu weinen, wenn ein Alphorn klingt;
Wie die Erinnerung an Wonnen,
Die mit dem Morgentraum zerronnen.

Und sinnender und ernster stets
Starr' ich hinein in's schwarze Netz,
Das, dicht von Dunkel vollgesogen,
Gebirg und Thäler hält umzogen,

Da hellt ein Blitz den Hintergrund,
Daß sichtbar wird der Berge Rund,
Und ihre Umriss' und Gestalten,
Scharf abgeschattet, sich entfalten.

Und jeder Blitz durchzuckt mich da:
Denn was im Nu von fern ich sah,
Mir ist, als wären sie's — die Höhen,
Die ach, mein Heimatland umstehen!

Und jeder Blitz bestätigt's neu,
Sie sind's, sie sind's — wie athm' ich frei! —
Kaum aber fuhr der Blitz vorüber,
Ist's um so nächtiger und trüber.

Wenn sattsam dann solch eine Nacht
Bald froh, bald elend mich gemacht,
Dann weiß ich, grollend meinem Fluche,
Was ich im Finstern sehnend suche.

Die Gondel.

Die Nacht liegt über den Wogen,
Der Hafen ist öd und leer,
Von unsichtbarem Leuchtthurm scheint
Als Ampel der Mond in's Meer.

Ein Sohn der Thränen schreitet
Das Ufer hinab und hinan,
Erwartet sehnsuchtsvoll ein Schiff, —
Das Schiff kommt aber nicht an.

Da sieht er eine Gondel
Versteckt am äußersten Rand,
Gleich einem Sarge, den der Sturm
Verschlagen vom nahen Strand

Auf's Ruder in schwarzer Gondel
Ein schwarzer Schiffer sich stützt,
Dem unter'm breiten Hut hervor
Ein funkelnd Auge blitzt.

„Was willst du, Sohn der Thränen,"
Spricht er den Harrenden an, —
„Du suchst ein Schiff, beschreib' es mir,
„Damit ich dir rathen kann!" —

„„O, lieber Gondoliere!
„„Das Schiff, das sahst du nie,
„„Ich selber sah, entzückt, es nur
„„In meiner Phantasie:

„„Ein sonnenheller Wimpel,
„„Die Segel lustig entrollt,
„„Und Mast und Bord mit Rosen bekränzt,
„„Und Anker und Taue von Gold!

„„Es trägt den Namen: Friede,
„„Und steuert in's Land der Ruh';
„„O wann erscheinst du, Schiff, und trägst
„„Dem schönen Ziele mich zu!?"" —

Da lächelt der Schiffsmann düster:
„Komm, Sohn der Thränen, steig' ein;
„So schwarz auch meine Gondel ist,
„Du wirst geborgen sein.

„Auch meine Gondel führet
„Zur Ruh' aus stürmischer Flut;
„Ich fahre dich um leichtern Preis,
„Und fahre dich eben so gut!" —

Dem Sohn der Thränen schaudert's,
Er zieht den Arm zurück:
„„In deine Gondel steig' ich nicht,
„„So wolfeil ist kein Glück.

„„Das Land, dem so voll Ahnung
„„Mein Herz entgegenschlägt,
„„Liegt ferner — ferner, mein ich wol,
„„Als deine Gondel trägt!"" —

Liebchens Nähe.

Es ringt in mir so wunderbar,
Und ringt sich doch nicht los;
Der Himmel dünkt mich gar so klar,
Die Erde gar so groß;
Ein Lied — schon werd' ich mir's bewußt —
Schlug Wurzeln mir in tiefer Brust.

Und ein Gefühl — ich ahn' es ja —
Ist's, was dies Lied durchglimmt,
Dem Mond verwandt, den Sternen nah',
Obwol noch unbestimmt;
Die Lösung nur, der Zauber fehlt,
Der aus dem Chaos schafft die Welt.

Doch horch! da säuselt was heran,
Jungfräulich, durch die Nacht,
Ein Auge, lachend sternenan,
Von Sternen angelacht;
Und, sanft umspielt von Vollmondlicht,
Ein Mund, der auch durch Schweigen spricht.

Sieh nur, ich hab' sie nicht verkannt,
Die Liebste naht sich mir,
Und mein Gefühl, dem Mond verwandt,
Den Sternen nah', galt — ihr!
Ihr Mund, ihr Aug' nur hat gefehlt,
Und aus dem Chaos steigt die Welt!

O eine Welt, wie wonnereich,
Ein Leben, wie so laut,
Ein Lieben, wie so sternengleich,
Ein Singen, wie so traut!
Ja — was mir selbst ein Räthsel war,
Des Liebchens Nähe macht mir's klar!

Nachtgesang im Walde.

Sei uns stets gegrüßt, o Nacht!
Aber doppelt hier im Wald,
Wo dein Aug' verstohl'ner lacht,
Wo dein Fußtritt leiser hallt!

Auf der Zweige Laubpokale
Gießest du dein Silber aus,
Hängst den Mond mit seinem Strahle
Uns als Lamp' in's Blätterhaus.

Säuselnde Lüftchen sind deine Reden,
Spinnende Strahlen sind deine Fäden;
Was nur dein Mund beschwichtigend traf,
Senket das Aug' und sinket in Schlaf.

Und doch — es ist zum Schlafen zu schön:
Drum auf! und weckt mit Hörnergetön,
Mit hellerer Klänge Wellenschlag,
Was frühbetäubt in Schlummer lag!

Auf! Auf! —
Es regt in den Lauben
Des Waldes sich schon,
Die Vöglein, sie glauben,
Die Nacht sei entfloh'n;
Die wandernden Rehe
Verlieren sich zag,
Sie wähnen, es gehe
Schon bald an den Tag.

Die Wipfel des Waldes
Erbrausen mit Macht;
Vom Quell her erschallt es,
Als wär' er erwacht!

Und rufen wir im Sange:
„Die Nacht ist im Walde daheim,"
So ruft auch Echo lange:
„Im Walde daheim — daheim!"

Drum sei uns doppelt hier im Wald
Gegrüßt, o holde Nacht!
Wo Alles, was dich schön uns malt,
Uns noch weit schöner lacht!

Allein!

Wenn Alles ruht in tiefer Nacht,
Kein Laut umher sich rührt,
Und nur der Mond, als stille Wacht,
Den Chor der Sterne führt;

Wenn alles rings so grabesstumm
Im Sarg des Schlafes ruht,
Da blick' ich wie erlöst herum,
Und denke: Nun ist's gut!

Nun bin ich mein, bin mein, bin mein,
Die Welt gehöret mir,
Ich bin ja einmal doch allein,
Mit mir, und Gott mit dir!

Die ihr mich quält so unbewußt,
Ihr schlaft und laßt mir Ruh';
Herr bin ich meiner wunden Brust:
O blute, blute zu!

Kein unberuf'ner Arzt will dann
Zur Qual mein Retter sein,
Da kann ich weinen, — beten, — kann
Nachhangen süßer Pein!

Die ihr des Schlaf's bedürft, o tauscht,
Nehmt allen hin, der mein!
Mein Glück ist: — wachen, unbelauscht,
Allein, — allein, — allein!

Nachtscene.

Es steht ein Haus so geisterhaft,
So bleich bestrahlt vom Mond;
Ich weiß, wer dies Gespenst von Stein,
Nicht minder bleich, bewohnt.

Ein Mädchen, hold, doch geisterblaß,
Mein Liebchen wohnt darin,
Und liegt vielleicht nun eben matt
Von bangem Traum dahin.

Und um die Ecke biegt ein Mann,
Und summt ein Lied für sich,
Und blickt so blaß auf's blasse Haus,
Der blasse Mann — bin ich.

O lass' es, Liebchen, diesem Haus
Uns danken tiefbewegt,
Daß vor der Welt es uns zu lieb
Auch uns're Farbe trägt!

Vorsatz.

Der Regenguß, das Sturmgesaus,
Wovor die Nacht erschrickt,
Sie haben in mein friedlich Haus
Den Unmut mir geschickt.

Mein Kopf ist wüst, mein Herz ist schwer,
Griesgrämisch mein Gesicht: —
Und wahrlich das verdrießt mich sehr,
Das trag' ich länger nicht.

Drum bringt mir einen Becher Wein,
Und einen guten Freund:
Ich will kein Grillenfänger sein,
Hab's auch nie so gemeint!

Und gieß' und stürm' es noch so kraus,
Ich sag': was kümmert's mich?
Ich will doch seh'n, wer Herr im Haus:
Sturm, — Regen, oder — ich?

Lichtvorrath.

Wie glänzt so rein der Mondenschein
Zum Fenster mir herein,
Und winkt mir aus dem düst'ren Haus,
Hinaus zu sich, hinaus!
Hab' diesen Strahl vieltausendmal
Begrüßt in Lust und Qual,
Und grüß' ihn heut
So hoch erfreut,
Als wär's zum ersten Mal.

Ja, glänzt der Schein so hell herein,
So bin ich nicht allein;
Da taucht's empor, da wallt's hervor,
Ein ganzer, lauter Chor;

Da drängt es sich gar inniglich,
Gesellig her um mich,
Und manches Bild
Erhebt sich mild,
Das längst mir schon erblich.

O Jugendzeit, entfloh'n so weit,
O Liebesseligkeit!
Und alles Glück, es kehrt zurück
Vor meinen trüben Blick;
Und bitt'rer Scherz und süßer Schmerz
Durchzittert mir das Herz, —
Die Seel' erhebt,
Wie neubelebt,
Die Flügel himmelwärts.

O saug' ihn ein, den süßen Schein,
Mein Herz, o saug' ihn ein,
Für Freud' und Leid zu jeder Zeit
Halt' ihn als Trost bereit!
Wenn oft kein Licht durch Wolken bricht,
So fehlt es dir doch nicht;
Dann malst du schnell
Die Welt dir hell
Mit deinem inn'ren Licht!

Der Eindruck.

Hier steh' ich, Liebchen, vor deinem Haus
In kalter Wintersnacht!
Mein Herz ist warm, es denkt ja dein, —
Hast du auch mein gedacht? —

Mein Fußtritt knarrt im tiefen Schnee,
Vernahm's die Liebe noch nicht?
Laß knarren, Kind, dein Fensterlein,
Und höre, was Liebe spricht.

Und höre, was sie, trotz Wind und Eis,
Zur Laute schwärmend singt; —
Doch deine Scheiben erhellen sich nicht,
Und ach, kein Fensterlein klingt!

So leb' denn wol, mein süßes Kind,
Schlaf' ruhig fort, — ich geh',
Hab' einen Eindruck ja doch gemacht:
Man merkt es deutlich — im Schnee!

Freund Mond.

Man sagt, der mein' es gut mit uns,
Und sei ein Biedermann,
Der uns'res Auges festen Blick
Gleich fest vertragen kann.

Dann wüßt' ich aus der Wesenschaar,
Die diesen Ring bewohnt,
Wol keines gleichzustellen dir,
Du lieber, treuer Mond!

Ich sah' in's Aug' dir stundenlang,
Als einem alten Freund:
Du schlugst es nie vorunter noch, —
Das heiß' ich gut gemeint!

Der Abendstern.

Der Abendstern, der kleine,
Erglänzt am Himmelszelt,
Gleich einem Fünkchen Gottes,
Das in die Herzen fällt.

Und sieh, das Fünkchen zündet
Im Herzen schnell und gut,
Bald lodert gegen Himmel
Der Andacht helle Glut.

Und all' die tausend Sterne,
Die schnell das Aug' entdeckt,
Sie spiegeln nur die Funken,
Die jener Stern geweckt.

Selbstvergessen.

Oft in klaren Winternächten
Trat ich sinnend vor das Haus;
Wissend nicht, was sie mir brächten,
Sandt' ich die Gedanken aus.
Und sie streiften auf und nieder,
Gaukelten von Stern zu Stern,
Flogen spielend hin und wieder,
Hafteten bald nah', bald fern.

Und dies Uebermaß von Schimmer,
Dieses Netz voll Glanz und Schein,
Spann' mich dann in sein Geflimmer
Wie mit Zauberfäden ein.
Alles schien um mich versunken,
Jedes and're Bild zerrann,
Und vor süßer Wonne trunken
Blickt' ich träumend lang hinan.

Und vor meinen Augen rang es,
Sich gestaltend, hin und her;
Bald verschwamm es, bald verschlang es
Sich zum bunten Nebelmeer.
Meiner Sehnsucht hingegeben,
Wallt' ich heim in stiller Lust,
Und ein warmes Frühlingsleben
Hauchte mir um Stirn und Brust.

Erst, zurückgekehrt, am Kleide
Merkt' ich, daß es Winter war.
Wenn mir starres Eisgeschmeide
Knisternd hing um Hut und Haar.
Nord und Frost empfand ich nimmer,
Sanft durchglüht von süßem Harm;
Selbst mich täuschend glaubt' ich immer,
Weil es licht ist, sei's auch warm!

Zeugenschaft.

Nox erat et coelo fulgebat luna sereno
Inter minora sidera,
Quum tu magnorum numen laesura Deorum
In verba iurabas mea.
Horat. V. 15.

Nacht war's, geöffnet sah'n die Augen
Des Himmels all' auf uns herab,
Als ew'ge Zeugen jenes Wortes,
Das feierlich ihr Mund mir gab.

Bei Tage wandelten wir wieder
Gleichgiltig an einander hin;
Bei Tage fiel kein Wort der Liebe, —
Nicht für die Welt war unser Sinn.

Das Wort, das sie bei Nacht gesprochen,
Der Tag hat nichts davon gehört;
Doch Nacht und Mond und Sterne wissen's,
Und wissen, daß Sie mich bethört.

Drum will ich auch dem Tag nichts klagen,
Den sie mit keinem Schwur entweiht;
Der Nacht nur kann ich's nicht verhehlen, —
Sie ist zur Zeugenschaft bereit.

Nicht quälend zwar soll sie mich rächen,
Nicht foltern Sie mit Pein dafür,
Sie soll Sie nur bisweilen mahnen,
Sie fragen: Was Sie that an mir?

Nur schaudernd durch die Seel' ihr zucken,
Wenn oft der Schlummer spröde säumt,
Und kalt die Wangen ihr behauchen,
Wenn sie von Liebesschwüren träumt!

Traum und Liebe.

Wer so bei Nacht des Schlummers harrend liegt,
Wo Bilder und Gedanken bunt sich treiben,
Nimmt oft sich vor, sich klar bewußt zu bleiben,
Bis der Moment des Schlafes ihn besiegt.

Festhalten möcht' er gern den Augenblick,
Wo Traum und Wachen magisch sich berühren,
Und einmal klar den Uebergang verspüren,
Der einwiegt in der Träume stilles Glück.

Noch schaut er wach in's Ampellicht hinein;
Doch eh' er's denkt, eh' er das Kissen richtet,
Ist er den dunklen Mächten schon verpflichtet,
Anheimgefallen einem andern Sein. —

Dem Schläfer, der so harret, gleicht, wer liebt,
Und wer in Liebe wähnt sein Selbst zu retten;
Er spottet lächelnd noch der Zauberketten,
Der dunklen Macht, die lauernd ihn umgibt.

Beachten will er klar den Augenblick,
Der seine Seele magisch könnt' umstricken. —
„So weit, nicht weiter soll's der Liebe glücken,
„Eh' sie mich meistert, zieh' ich mich zurück!" —

O eitler Vorsatz! Er versieht sich's kaum,
Er wähnt noch, wach sie standhaft zu bekriegen,
Und schläft schon ein, und läßt sich schon besiegen,
Und träumt besiegt schon ihren schwersten Traum.

Der Rekrut auf dem Posten.

Des Lebens müde schreit' ich hier
Umher in Nacht und Nebel,
Trag' in der Flinte meinen Tod,
Und meinen Tod im Säbel.

Und niemand sieht mich als der Mond
Mit seinen blassen Sternen,
Und niemand, als ein Herz vielleicht
Gedenket mein, des Fernen.

Vergiß, du treues Herz, vergiß:
Wir haben's nicht verschuldet!
Ein Strauß hat meinen Hut geschmückt,
Der keinen andern duldet.

Entfremdet hat mich dieser Strauß
Dem trauten Heimatherde,
Und Allem, was ich hab' und bin
Auf Gottes weiter Erde;

Mir selbst, und meiner Lieb', und dir,
Und meinem Glück und Segen, —
Und einsam geh' ich meinem Loos
Auf rauhem Pfad entgegen.

Doch Mann bin ich, und bleibe Mann,
Und das erhebt mich eben:
Den Tod zur Seit' und in der Hand,
Hab' ich den Mut — zu leben!

Traumverkauf.

Wenn es eine Bude gäbe,
Wo man Träume könnte kaufen,
Träume für sich selbst und And're:
Das wär' ein Gedräng und Laufen!

Wenn man die erkauften Träume
Könnte so nach Wunsch verwenden,
Oder sie in Briefchen siegeln,
Und an Freund' und Feinde senden!

Daß man wüßte: dies und jenes
Wird heut einem Schlaf entkeimen;
Daß man wüßte: Jedem müsse,
Was man ihm gesendet, träumen!

Ach, wie würde mancher König
Für sein Reich sich Träum' erhandeln,
Und wie würden solche Träume
Manchen harten Sinn verwandeln! —

Ach, wie würde mancher Bettler
Seinen letzten Pfennig geben,
Um doch, wenn gleich nur im Traume,
Einmal froh und reich zu leben!

Aber bunte Dichterträume,
Drauf die Andern gern verzichten,
Kauft' ich mir, des Glück's mich freuend,
Doch im Traume recht zu dichten!

Und so kauft' ich um mein Alles
Liebesträum' auch voll Entzücken,
Um mit Küssen sie zu siegeln,
Und der Liebsten sie zu schicken.

Mondnachtpredigt.

Auf der Wies' am Scheidewege
Steht ein schlichtes Kreuz von Stein,
Von des Vollmond's Strahl umflossen,
Wie von einem Heil'genschein.

Einsam sitzt auf seiner Spitze
Eine Nachtigall und singt,
Daß es, weithin wiederhallend,
Durch die stille Nacht erklingt.

Hierher, die ihr starren Herzens,
Die ihr schwachen Glaubens seid,
Hierher zu dem Kreuz am Wege
In der Mainacht Einsamkeit!

Wie so Vieles, was verschollen
Längst für euch im Lebensschwall,
Lehrt von mondbeglänzter Kanzel
Predigend die Nachtigall!

Vom lieben Monde.

Ich war beglückt, war seelenfroh,
War ganz ein Mann der Lust,
Ich trug — wann werd' ich's wieder so? —
Den Himmel in der Brust;
Da hing der liebe Mond so klar
Im blauen Zelt der Nacht,
Da paßt' er mir so ganz und gar,
Als wie für mich gemacht.

Ich war betrübt, war lebensmüd,
Ein aufgegebner Mann;
Was Blüte heißt, schien mir verblüht,
Nie war ich schlimmer dran;
Gleich einer Grabesampel stand
Der Mond am Sarg der Nacht, —
Er schien mir wie von Gottes Hand
Für meinen Schmerz gemacht.

Ich saß bei Schmaus und frohem Scherz
Behaglich hingelehnt,
In einer Stimmung, wo das Herz
Nach keinem Ding sich sehnt;
Da kam der liebe Mondenschein,
Und that so brüderlich,
Und lachte mir in's Glas hinein,
Als lacht' er nur für mich!

Ich lehnt' am Fenster still und stumm,
Und sann auf dies und das,
Und schickte Blick und Herz herum,
Weiß selber kaum, um was;
Und jenseits glänzte Berg und Haus,
Vom Mond so lieb erhellt, —
Der machte mir ein Liedchen draus,
Als hätt' ich ihn bestellt. —

So winkt er noch in Lust und Leid,
Bei Scherz und Ernst mir zu,
Voll Mitleid und voll Freundlichkeit,
Voll Leben und voll Ruh'.
Doch wenn er noch so lange blieb,
Er fiel mir nie zur Last:
Das eben macht ihn gar so lieb,
Daß er zu Allem paßt!

In der Kinderstube.

(1834.)

Wenn ich so Nachts in meine Kammer gehe —
Schatzkammer hab' ich sie benannt aus Scherz —
Und meine Kinder vor mir schlummern sehe,
Da greift mir's oft gar wundersam an's Herz.

Wenn jetzt — so denk' ich — eine Stimme riefe:
„Hier schläft dein Söhnlein, hier dein Töchterlein;
„Sei stark, und prüfe deines Herzens Tiefe,
„Denn eins davon muß heut des Todes sein!

„Nicht schonen darf ich, doch die Wahl dir lassen;
„Entscheide, welches gibst du lieber hin?" —
Da würd' ich wol zu tiefst in's Herz erblassen
Und angstvoll dasteh'n mit zerissnem Sinn. —

Dich — Karl? Von dir ist nicht die Rede! — Liege,
Schlaf' unbesorgt in deines Engels Schooß!
Du bist mein erstes Kind, und in der Wiege
Kauft' ich schon einmal dich vom Tode los.

Du kannst schon mehr, als „Vater! Mutter!" lallen
Du hüpfest, wenn wir kommen, schon uns zu,
Hast schon an Gottes schöner Welt Gefallen, —
Dich lass' ich nicht! Mein erstes Kind bist du! —

So muß ich also dich, mein Minchen, geben,
Mein jüngstes Kind, dich, deiner Mutter Lust?
Die Brust woraus du schlummernd saugst dein Leben,
Zum Sarge werden soll dir diese Brust?

Aufwachen soll die Mutter, lauschen, schreien:
„Mein Kind ist — todt! Mann, tödte mich dazu —?"
Dich gäb' ich preis, und könnte dich befreien?
Nein, Minchen, nein! Mein jüngstes Kind bist du!

Doch wenn dann drohender die Stimme riefe:
„Ein Kind ist mein; bald flog die Frist dahin!
„Sei stark, und prüfe deines Herzens Tiefe —
„Beschließe, — welches gibst du lieber hin —?"

Da, denk' ich, kehrte mir die Fassung wieder,
Zum Himmel blickt' ich thränenlos hinauf,
Säh' auf ein Kind und dann auf's and're wieder,
Und legte segnend meine Hände drauf.

„Eins, rief ich, willst du! Forderst gnädig eines,
„Und hast für zwei, für uns auch deine Gruft!
„Vergib! — Dir geben — geben — kann ich keines,
„Doch nimm, nimm jenes, das mein Gott beruft!

„Ruft er's, und trotz' ich, — und er ließ' es leben
„Weil ich's gewollt, nicht weil er's so bestimmt,
„So würd' es mir vielleicht zur Geißel leben:
„Er schickt' es mir, — er weiß, warum er's nimmt!" —

Nach zehn Jahren.

(1835.)

Nemo propheta in patria! —

Du, Fröhlicher, dort, und hier, Trauriger, du,
Und ich, der frohlockende Sänger, dazu,
Und die wir einst saßen im Abendverein,
Zehn Jahre nur schwanden, — wie mag es nun sein?

Dich Kräftigen seh' ich mit emsigem Fleiß
Dich rühren und regen im heimischen Kreis;
Es gilt nicht das Ringen um Gut und um Geld,
Die ernste Beschäftigung ist deine Welt.

Dich Stillen erblick' ich voll Geist und Bedacht
Durchprüfen des Wissens ergiebigen Schacht;
Du lernest im Lehren, du denkest durch's Herz,
Nichts Niedriges ziehet dich erdenwärts.

Dich Traurigen seh' ich vom Strome gefaßt,
Bewegt und getrieben in schwankender Hast;
Noch ist dir, so dünkt mich, dein Wollen nicht klar,
Dich hält nur das Herz in des Lebens Gefahr.

Du, Sohn Hygiea's, du blickest als Geist
Noch mild auf die Freunde, die früh du verwaist;
Und was uns in Nöthen oft tröstend erhebt,
Es ist dein Odem, der sanft uns umschwebt.

Und ich, der frohlockende Sänger? — Ich bin
Noch stets der bald düst're, bald heitere Sinn;
Ich hab' es euch allen zuvorgethan:
Weib, Mutter und Kinder lächeln mich an.

Zwar seh' ich den heimischen Himmel nicht,
Doch dünkt mich der fremde Himmel auch licht;
Und sucht mich die Muse mit pilgerndem Schritt,
So geb' ich viel Grüß' an die Heimat ihr mit.

So ist es gekommen, bald heiter, bald trüb;
Wir aber wir blieben und bleiben uns lieb,
Ob lebend, ob todt, ob vereint, ob allein,
Wie damals beim nächtlichen frohen Verein!

Nachtphantasie eines Numismatikers.

Wenn ich so Nachts zum klaren Himmel sehe,
Fühl' ich mich numismatisch angeregt:
Die Sterne gleichen Münzen und Medaillen,
Auf blauem Tuch symmetrisch ausgelegt.

Die einen sind à fleur de coin, die andern
Sind röthlich oder grünlich patinirt,
Von Gold, von Silber, meistens von Elektron,
Und trotz des Alters herrlich conservirt.

Der Vollmond hangt als Medaillon inmitten,
Um ihn die kleineren Münzen Stück für Stück,
Von allen Raritäten, allen Größen.
Und alle echt und sicherlich — antik.

Ob man mehr Münzen, mehr Medaillen zähle? —
Ich möchte wissen, wer den Streit gewinnt:
Nach meiner Meinung sind es lauter Münzen,
Weil sie noch immerfort im Umlauf sind.

Wohin man die Kometen rechnen könne?
Bisweilen sind sie jetzt noch im Gebrauch;
Der kant'gen Form nach scheinen sie mir — Klippen,
Und für die Astronomen sind sie's auch.

So liegen sie, die Münzen, wolgeordnet,
Unschätzbar selbst für einen Mionnet,
Und nähme man auch eines Herschels Lupe,
Kein Aug' entziffert ihre Umschrift je.

Doch kann man die Legende gleich nicht lesen,
Die ohne Zweifel ihrer jede trägt,
So steht auf allen klar doch **eine** Sylbe:
Des Münzherrn Name, der sie ausgeprägt.

Sylvesternacht.

(1845.)

Als einst aus meiner Heimat Auen,
Wo manches Freundesherz mir schlug,
Mein Schicksal mich zu fremden Menschen
In einem fremden Lande trug;
Als ich mir dort, was hier mir grünte,
Ein Freundeskleeblatt, das mich liebt,
Vom Keim erst wieder sollt' erziehen,
Da war mein Herz oft tiefbetrübt.

Des ersten Jahres Scheideabend
Sah ich mit banger Ahnung nah'n,
Den Abend, den wir sonst zu fünfen,
Dann — ach! zu vieren dämmern sah'n;
Und nun am häuslich stillen Herde
Allein, zum ersten Mal allein, —
Schwermütig blickt' ich durch die Scheiben
Empor zum klaren Sternenschein.

Da glänzt' ein Sternbild mir entgegen,
Der Wagen war's, ich kannt' ihn wol,
Der Wagen, den wir uns erkoren
Als Einungszeichen und Symbol,

Der Wagen war's, — und meine Seele
Schwang sehnend sich zu ihm empor; —
Da war's, als flüstert' eine Stimme
Mir milde Trosteswort' in's Ohr.

Ich wandte mich, und süß erschrocken
Sah ich ein himmlisch' Weib vor mir.
„Hast du denn meiner ganz vergessen?
„Ich, sprach sie, finde dich auch hier!
„Komm, wein' dich aus an meinem Busen,
„Erheit're dich an meinem Blick:
„Was dir die Wirklichkeit entrissen,
„Die Dichtung gibt es dir zurück!" —

Und leise bei der Hand mich fassend,
Führt sie zum kleinen Tisch mich jetzt,
Da steht ein Glas, da dampft die Bowle,
Doch sind drei Stühle nicht besetzt;
Jetzt aber fährt mit leisem Finger
Sie schmeichelnd über's Auge mir,
Und sieh, — die theuren, schwer vermißten,
Sie sind erschienen, sie sind hier!

Entstiegen sie des Bildes Rahmen,
Hat sie der Wagen mir gebracht —?
Ich weiß es nicht, — sie sind's, sie halten,
Wie sonst, mit mir Sylvesternacht;
Ich stoße freudig an mit ihnen,
Ich finde sie noch treu und wahr,
Und übertrag', in süßer Täuschung,
Die alte Lieb' in's neue Jahr. —

Und also kam die Muse jährlich
Zur selben Stund' in jener Nacht,

Und so hat sie mir freundlich immer
Die Trennung fast zum Wahn gemacht. —
Da rief in meine Heimat wieder
Nach Jahren mich zurück mein Stern;
Voll Hoffnung war ich heimgezogen,
Doch — scheint's — die Muse blieb mir fern.

Erschrickt sie, als ein Kind des Lebens,
Vor'm alten Kram, der mich umschließt?
Erschrickt sie vor schon grauen Haaren —?
Ich fühl's nur, daß sie kälter ist.
Fast kränken könnte mich die Kälte,
Wär' andrer Trost mir nicht bereit:
Weil mich die Poesie will meiden,
Naht wieder mir — die Wirklichkeit!

Jetzt faßt mich diese bei den Händen,
Zum Tische führt mich diese jetzt;
Da steht das Glas, die Bowle dampfet,
Und alle Stühle sind — besetzt;
Ja, weiter ist der Kreis geworden,
Und wer sonst sprach für sich allein,
Der stimmt nun ein vervielfacht Leben,
Für sich und seine Lieben ein.

Drum grüß' ich freudig diese Stunde,
Sie läßt mich heiter vorwärts schau'n,
Sie gibt, nach manchem Kampf des Zweifels,
Mir wieder mutiges Vertrau'n.
Mit Unrecht nannte der vom Himmel
Verkürzt sich oder ungeliebt,
Dem Dichtung noch Ersatz — für Wahrheit,
Wahrheit Ersatz — für Dichtung gibt.

Traumeslaune.

. . . . los sueños mismos son sueños.
Calderon.

Sag' nicht: „Ich hab' geträumet,“
Sag' nur: „Mir hat geträumt.“ —
Der Traum ist eine Blume,
Die eigenmächtig keimt.
Es ist der Traum ein Vogel,
Der, wenn du lockst, entschlüpft,
Und lockst du nicht, von selber
Dir auf den Finger hüpft.

Es ist der Traum ein Kobold,
Der dir das Kissen raubt,
Das du, um sanft zu ruhen,
Gelegt dir unter's Haupt;
Und wieder, wenn der Kummer
Nur harte Streu dir gibt,
Ein schwellend Daunenpolster
Besorgt dir unterschiebt.

Du schlummerst ein, im Haare
Den frischen Kranz der Lust,
Die Seele voll von Liebe,
Des höchsten Glück's bewußt;
Kaum schloßest du die Augen,
So fällt der Kranz dir ab,
Und Glück und Liebe finden
Im Fiebertraum ihr Grab.

Du drückst, von Gram zerrissen,
Gehetzt von feilem Spott,
Dein Haupt voll Angst in's Kissen,
Als wär' es auf's Schaffot, —
Und plötzlich tönt es leise
Wie Harmonien um dich,
Und Engel schweben nieder,
Und Eden öffnen sich.

Du kannst ihn nicht beschwören,
Kannst bannen nicht den Traum,
Rasch wie der Schaum entstanden,
Zerrinnt er wie der Schaum.
Drum sage nicht: „Ich träume,"
Wenn du dein Ich verlierst,
Und unbekannten Zaubers
Ohnmächt'ger Spielball wirst.

Des Lebens Traum ist sich'rer,
Als je dein Traum im Schlaf:
Herr bist du deines Lebens,
Doch deines Traumes Sklav';
Du bist dir selbst entäußert,
Du stehst nicht ein dafür:
Wol träumest du im Leben,
Im Schlafe träumet dir!

Sternenmahnung.

Von den Sternen laßt uns lernen
Stille Ruh' und reinen Sinn:
Friedsam in den blauen Fernen
Zieh'n sie über uns dahin.

Was geschehen, anzusehen
Ist jahrtausendlang ihr Loos,
Und sie wandeln und sie stehen
Ewig klar und ewig groß.

Unerschüttert, wenn's gewittert,
Schimmern sie nach Sturm und Not,
Und ihr sanfter Schimmer zittert
Heller noch in's Morgenrot.

Mag in Kämpfen und in Krämpfen
Zuckend ringen Land und Meer,
Unberührt von Dunst und Dämpfen
Schau'n sie nieder hold und hehr.

Und so werden sie auf Erden
Noch herabseh'n im Moment,
Wenn schon auf der Menschheit Herden
Einst die letzte Flamme brennt.

Wahre Wächter der Geschlechter
Steh'n sie dort in stiller Nacht,
Mahnend jeden Gottverächter,
Daß ein richtend Auge wacht.

Gott zum Preise zieh'n sie leise
Nächtlich auf am Himmelssaal,
Daß der Fromme, daß der Weise
Trost sich schöpf' aus ihrem Strahl. —

Ruh' und Frieden, wie beschieden
Er den Sternen droben ist,
Und Beständigkeit hiernieden
Thut uns Not zu dieser Frist.

Darum lernen von den Sternen
Laßt uns hohen, reinen Sinn,
Und wir blicken in die Fernen
Troststreich dann und mutvoll hin!

Brunnengeplätscher.

Die Nacht, die verschwiegene, breitet sich aus,
Und löschet die Lichter von Hause zu Haus,
Und hüllt sie in duftigen Schleier;
Da lehn' ich am Fenster, der Mond ist so klar,
Mir streichen die kühligen Weste durch's Haar,
Die Seele zerfließt mir in Feier.

Kein Laut und kein Lispeln, kein leises Geschrill,
Rings Alles so einsam und Alles so still,

Und Alles in Schweigen versunken;
Nur mir gegenüber der Brunnen ist wach
Und sprudelt den Strahl noch lebendig und jach
In's Becken voll glänzender Funken.

Sein Rieseln und Rauschen allein unterbricht
Die lautlose Stille, doch störet es nicht,
Es lockt nur den zögernden Schlummer; —
Wolan denn zur Ruhe! Du glückliche Rast,
O kämst du doch auch, ein willkommener Gast,
Zum wachenden, weinenden Kummer!

Denn hört' ich sie alle die Thränen vereint,
Die, still nun zur nächtlichen Stunde geweint,
Das Polster, das glühende, näßen;
So rieselt' und rauscht' es wol lauter, als hier
Der rieselnde, rauschende Brunnen vor mir, —
Es wär', um des Schlaf's zu vergessen!

Zwischenzeit.

Wenn sonst der Mond so groß und rein
Aus Wolken trat hervor,
Da blickt' ich gern zu seinem Schein
In wachem Traum empor;

Da floß die Gegenwart um mich
In Nebelschleier hin,

Und auf die Zukunft richtet' ich
Den hoffnungsmut'gen Sinn. —

Wenn jetzt der Mond so groß und rein
Aus Wolken tritt hervor,
Wol blick' ich noch zu seinem Schein
In wachem Traum empor;

Doch wenn die düstre Wirklichkeit
Zerrinnt vor meinem Blick,
Dann flüchtet zur Vergangenheit
Mein müdes Herz zurück.

O Zukunft und Vergangenheit,
Ihr Pole dieser Welt,
Warum doch ist so trüb die Zeit,
Die zwischen Beide fällt!

Die Nachtfahrt des Verbannten.

Durch ferne Meere steuert
Ein einsam Schiff daher,
Ein Mann sitzt auf dem Verdecke,
Und schaut hinaus auf's Meer.

Der Mann ist ein Verbannter,
Doch sitzt er ruhig, und sinnt,
Und schaut, wie die Wolken ziehen,
Und schaut, wie der Schaum zerrinnt.

Hier grüßt er weiße Klippen,
Ein grünes Eiland dort;
Jetzt kreist eine Möw' um den Wimpel,
Jetzt lauert ein Hai um den Bord.

Dort taucht es aus fernem Süden
Wie schneeige Gipfel empor,
Dort rudert ein Fischercanot
Aus felsichter Bucht hervor. —

Das Alles sieht der Verbannte,
Das Alles spricht ihn so an,
Daß er darüber die Heimat
Bei Tag wol vergessen kann.

Doch wenn die Nacht gesunken,
Und wenn er allein so sitzt,
Und sternenbesäet der Himmel
Auf ihn herunterblitzt;

Und wenn er sie sucht am Himmel,
Die Sterne, so wolbekannt,
Die einst ihm als Kind geleuchtet
Im lieben Vaterland;

Und wenn ihm so fremd ist Alles,
Was droben flimmert und zieht,
Und wenn er in anderem Rahmen
Ganz andere Bilder sieht; —

Da faßt ihm die zitternde Seele
Ein Sehnen riesengroß,
Da fühlt er so ganz sich einsam,
So ganz sich heimatlos.

Da starrt er so thränenschauernd
Auf's schlummernde Meer hinaus,
Und seufzt: „Ach wär' ich da unten,
So wär' ich doch wieder zu Haus!“

Menschen und Sterne.

Es hat, so sagt ein frommer Glaube,
Der Menschen jeder seinen Stern;
Drum schaut er sehnend oft zum Himmel
Und möcht' ihn dort erkennen gern.

Am Tage blendet uns des Lebens
Buntfärb'ger Irisglanz den Blick;
In stillen Nächten aber wenden
Das Aug' nach oben wir zurück.

Und siehe, Millionen glänzen,
Es findet jeder seinen Hort:
So viele Menschen unten schlummern,
So viele Sterne wachen dort!

Der Messias.

(Am Vorabende des 13. März 1848.)

Ein Stern stand über der Hütte,
In der der Heiland lag,
Um Allen zu verkünden:
„Hier kann den Messias finden,
„Wer fromm ihn grüßen mag!"

Wir liegen über und über
Versenkt in Nacht und Not;
Wir lechzen nach dem Retter,
Der fortbeschwöre das Wetter,
Das uns zu Häupten droht.

Der Herr verläßt nicht die Seinen,
Der Retter bleibt nicht aus;
Er ist wol schon geboren,
Er schläft nur noch unbeschworen;
Wer sagt, in welchem Haus?

O stünd' auch über dem Hause
Ein leuchtender Komet!
Um Allen zu verkünden:
„Hier könnt ihr den Retter finden,
„Den ihr so heiß erfleht!"

III.

Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder.

(1826.)

Ich weiß nicht, soll ich junger Baum
Mich ganz der Luft verschließen;
So kann ich im verschloss'nen Raum
Doch auch nicht fröhlich sprießen;
Und soll ich in den Tag hinein,
Muß ich ein Spiel der Winde sein!

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, lass' den Mann herein,
„Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!" —
„Grüß' Gott, du schmucker Krieger, nimm Platz an unsrem Tisch,
„Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!"

„„Es ist nicht Trank nicht Speise, wonach es Not mir thut,
„„Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
„„Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
„„Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.""

„„Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
„„Daß ich ihn wolle rächen, früh' oder spät, an euch!""
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
„Und kommt ihr ihn zu rächen, — wolan, ich bin bereit!"

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
„Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!—
„Den Säbel, — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug:
„Und sollt' ich nimmer kommen: — Tirol ist groß genug!" —

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große vor ihnen aufgehellt;
Gesunk'ne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
„Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
„„Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"" —

Die feste Mauer.

„Habt nicht zu Dank, Herr Bruder, mir diese Burg erbaut,
„Die, sonder Wall und Mauer, vom Berg herunter schaut.“
So sprach der Bischof Werner zu Ratbod, als er stand,
Die neue Habsburg messend, auf hoher Erkerwand.

Und Ratbod läßt ihn schmälen, er weiß, was er gethan;
Nur einem Diener winkt er, und spricht ihn heimlich an.
Drauf geh'n die beiden Brüder in ihre Kämmerlein;
Die dumpfe Schlummerorgel des Sturmes lullt sie ein. —

Wie nun des Morgens Feuer durch alle Scheiben glimmt,
Da gehen Beid' in's Freie, zu beten frommgestimmt;
Und wie wenn Gott vor Allem, der Habsburg Segen lieh:
So glänzt im weiten Umkreis zuerst vergoldet — sie.

Und schau, im Kreise — zieht sich, ein blitzend Flammenmeer,
Gleich einer Demantmauer, schnell um die Feste her!
Das sind die edlen Mannen vom edlen Heldenhaus, —
Die breiten dichtgeschaaret rings um die Burg sich aus.

Und Werner sieht's, verwundert — und Ratbod weist hinab,
Und ruft mit glühenden Worten, wie sie Begeist'rung gab:
„„Solch' eine Mauer wollt' ich um meine Burg erhöh'n:
„„Durch sie, — und Gott im Himmel, wird Habsburg ewig stehn!““

Die Spinnerin vom Gamsgebirge.

Beim Rocken sitzt die Máid und spinnt,
Und läßt nicht ab vom Spinnen;
Und Tag und Woch' und Mond verrinnt,
Und was sie thut, und was sie sinnt,
Geht stets nur auf's Gewinnen.

Kein Samstagabend wird geehrt,
Kein Psalmbuch gilt dem Mädchen:
Für sie hat nur der Rocken Wert,
Ihr Altar ist der Bleichen Herd,
Ihr Rosenkranz das Fädchen.

Und wie die Schwestern fleh'n und fleh'n,
Und wie die Freund' im Orte;
Sie heißt ihr Rad nur schneller dreh'n,
Und will vor Aerger fast vergeh'n,
Und schwört die sünd'gen Worte:

„Ich spinn', und thät ich's auch allein,
„Und mag die Vesper klingen:
„Ich will nicht stets die Aermste sein,
„Ein Gut, wie Keine bring' ich ein,
„Und will den Herrgott zwingen.

„Dem Psalm und Betbuch bleib' ich gram,
„Und keine Mette hör' ich:
„Bis von Sanct Zell der Letzte kam
„Von all' den Pilgern, lobesam, —
„Vernehm' es, Gott, das schwör' ich!"

Sie spricht's in ihrem Frevelmut,
Und zerrt an Rad und Rocken:
Ihr Will' ist bös, ihr Fleiß ist gut;
Es weiß ihr habbegierig Blut
Von Andacht nichts und Glocken.

Da strafte Gott die Frevlerin
Durch's eigene Gelüste:
Noch immer ziehen Pilger hin
Nach Zell, zu läutern ihren Sinn; —
Wer doch den Letzten wüßte?!

Und immer spann die Trotz'ge fort
In andachtlosem Treiben,
Bis sie, verkümmert und verdorrt
Ein steinern Standbild an dem Ort,
Zur Warnung mußte bleiben.

Da saß nun hoch am Felsenhaupt
Die Spinnerin beim Rade:
Kein Sturmwind hat ihr's weggeraubt,
Und wer sie sah, der hat's geglaubt:
„Daß sündig Treiben schade!"

Zwar hat die Zeit das Bild gefaßt
Mit ihren mächt'gen Streichen;
Doch steht noch ganz des Rades Last;
Der Sturmwind läßt ihm keine Rast,
Und saust durch seine Speichen.

Eck von Reischach.

(1541.)

In's Türkenlager stürmt es, und ist doch heute Rast:
Wer mag nur sein gezogen hinab in toller Hast?

Ein Häuflein kecker Krieger, an seiner Spitz ein Leu,
Die machen tausend Heiden im Kampfe feig und scheu.

Vom Wall das Ringen schauend steht Eck von Reischach da:
Denn Einen sieht er kämpfen, wie er noch Keinen sah.

Es folget, ängstlich spähend, sein Aug' dem Helden nach,
Verliert ihn, sieht ihn wieder; — grad, wie das Herz ihm brach.

Doch tollkühn stürzt das Häuflein in's tiefste Herz dem Feind,
Und ringet und erringet — den lieben todten Freund.

Und Reischach sieht vom Walle die kühnen Kämpfer nah'n,
Und ruft, beklommnen Herzens, die Seinen, schmerzlich an:

„Laßt mich den Helden schauen, der dort den Kranz erwarb:
„Und sei's ein Knecht, er fühle, daß er als König starb!"

Sie gehen, kommen wieder, sie schau'n sich schmerzlich an:
Sie wollen ihn nicht bringen, den frühverklärten Mann.

Doch schauen will ihn Reischach; gehorchen muß die Schaar,
Und langsam kommt die Bahre mit schwarzem Sammttalar.

Und während Reischach schweigend auf's Opfer niedersieht,
Und langsam von der Leiche die Trauerdecke zieht:

„Dich, ruft er, soll man kennen, dich jugendlicher Held!
„Dein Volk, das soll dich nennen, und segnen dich die Welt!“

„Doch, sprich, wer bist du, Jüngling? — Mein Sohn!“ —
Sein Sohn, schallt's nach,
Und Allen mit dem Vater das Herz im Busen brach.

Das Knie halbeingesunken, den Lorbeer in der Hand,
So küßt er heiß den Leichnam, und ruft dann neu ermannt:

„Die Feinde sollen weinen, kommt's an die Rache dran;
„Doch unser Blick, der blicke sein Lob zum Himmel an!“

„Wer solch' ein junges Leben gab für des Landes Glück,
„Drängt selbst im Vaterauge den Schmerz mit Lust
zurück!“

Die Schneebraut.

Die Gletschernymphe liebt so heiß
Den schönen Jägersmann,
Und blickt aus ihrem Haus von Eis
Ihn oft begehrend an.
Allein des Gemsenjägers Sinn
Ist rauh, wie seine Welt;
Sie schmeichelt ihm, sie warnet ihn, —
Er bleibt der Felsenheld.

Als Alpenröslein neigt sie oft
Ihr Blüthenhaupt ihm zu:

Als Zephyr wiegt sie, unverhofft,
Ihn still in weiche Ruh;
Oft droht sie wild als Nebelbild
Vom Schreckhorngipfel ihm:
Durchbrauset oft das Schneegefild
Mit bösem Ungestüm.

Er aber stehet unverzagt
Trotz Schmeicheln und Gefahr,
Ob es ihm gleich sein Ahnen sagt,
Daß es die Nymphe war.
Sein Spiel ist kühne Gemsenhetz,
Sein Reichthum keckes Blut;
Er achtet nicht der Nymphe Netz,
In seinem Uebermut.

Drob' glühet sie in grauser Glut,
Er hat ihr's angethan;
Und sei's in seinem roten Blut,
Sie muß ihn doch umfah'n;
Sie muß an seine Brust die Brust
Anschmiegen weich und warm;
Muß einmal büßen ihre Lust
In Gemsenjägers Arm!

Drum schmückt sich, wild von Wut erfaßt,
Mit vollem Schmuck die Maid:
Wirft um den Leib in toller Hast,
Ihr Berglavinenkleid;
Reiht um ihr Haupt das Zackenband
Mit eisdemantnem Haft:
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da steht der schöne Jägersmann
Am hohen Alpensteg:
Die Nymphe schaut's, und eilt heran
Auf schrägem Felsenweg.
Er sieht sie nah'n; sie sieht ihn flieh'n;
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er sich, da faßt sie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da stürzt sie sich mit ihm hinab
Auf's himmeltiefe Pfühl,
Und treibt, im kühlen Felsengrab,
Mit ihm ihr Liebesspiel. —
Manch' Einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht, wohin er kam:
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam!

Der Geist der Alpenwasser.

Der Geist der Alpenwasser war einst von Groll entbrannt,
Und wollte Tod verströmen auf's arme Schweizerland,
Drum sammelt er die Glieder, die rings versäten, schnell
Aus Kluft und Berg und Nebel und Eiskristall und Quell.

Und wie er sie gesammelt, da wandelt er sie bald
Zu einem Schlangenkörper von riesiger Gestalt;
Sein Schweif bohrt unergründlich in's Herz dem Erdenball,
Sein Bauch schleppt über Gletscher den grausen Ringelschwall.

Sein Hals, sein Haupt, sein Rachen reckt dräuend sich empor,
Die tausendspalt'ge Zunge schießt blitzbeschwingt hervor;
So kommt er angewandelt, der Geist in seinem Zorn,
So wälzt er schon sich donnernd vom nächsten Alpenhorn.

Weh dir, o Thal, verloren! o Thal, dein eigen Grab! —
Wirft er auf dich im Grimme den Riesenleib hinab!
O Nymphen dieser Matten, was habt ihr ihm gethan? —
Dryaden dieser Wälder, schon stürmt er grollend an!

Ihr friedlich stillen Saaten, du hirtlich frohe Flur,
Spielplätze sel'ger Unschuld, Schirmstätten der Natur,
Ihr sonnumglänzten Eden, ihr abendgold'nen Höh'n,
Schon nickt er euch zu Häupten mit zürnendem Gedröhn!

Schon naht, schon fliegt, schon stürzt er, — was hält ihn jetzt zurück?
Hinab auf die blühende Landschaft sank willkürlos sein Blick;
Da schaut der Geist der Wasser, wie's glänzt, und glüht und sprüht,
Wie Alles, fern von Ahnung, am Herzen des Lebens glüht!

Wie die Sonne küßt das Ländchen, wie Mutter Natur es belacht,
Wie geschäftig ein Heer von Engeln vor jeder Hütte wacht,
Wie die Ruhe drunten zu Haus ist, wie der Friede sich drunten ergeht,
Wie die Liebe schafft in der Kammer und die Freud' an der Schwelle steht!

Da fühlt der Geist der Wasser ein Regen in der Brust;
Versplittert ist des Herzens gewalt'ge Rachelust —
Er löst den Riesenkörper in mildes Zürnen auf,
Die Schuppen werden Tropfen, die Sonne schimmert drauf! —

So senket vielgespalten sich, wie des Himmels Thau,
Ein Meer von Regenbogen, auf Berg und Thal und Au!
So oft er kommt im Grolle, — da muß sein Groll vergeh'n, —
Es ist, als wär die Stelle für jeden Groll zu schön.

El Schanfari-ben-el-us, vom Stamm Asd.

1.

Die Nacht umhüllt in Arabiens Reich
 Die unendlichen Felder und Fernen:
Vom Felsen, da schauet, so starr und bleich,
 Ein Mann zu den leuchtenden Sternen.
Was ruft er zum Monde, der blutigrot
Herüber sich neiget, des Busens Not,
 Was will er mit Dräuen und Ringen
 Vom Vater der Nacht sich erzwingen? —

Der Mann ist Schanfari, vom Stamme der Asd,
 Der erste Sänger und Renner;
Ihn hatten die Neider einst mächtig gefaßt,
 Verbannt aus dem Kreise der Männer.
Zehn Jahre schon wallt' er vertrieben umher
Der Liebe bar und der Hilf' und Wehr:
 Um sind nun des Bannes Stunden,
 Drum hat er sich heimgefunden!

Drum schaut er vom schwindelnden Felsen hinab
 Auf der Heimat Fluren und Auen,
Und hebt zum Himmel den Pilgerstab,
 Und schwört mit entsetzlichem Grauen:
„Du Vater der Nacht! ich erhebe die Hand,
„Erhebe den Stab zu dem himmlischen Land: —
 „Du ließ'st den Verbannten nicht enden in Not;
 „Nun gib für die Feind' ihm Verderben und Tod!

„Du weißt es, die Bösen von Salaman,
„Sie täuschten ob meiner die Bürger;
„Sie stießen hinaus mich zum Wüstenplan,
„Als einen Verderber und Würger;
„Ich kehre verarmt nun zur Vaterstadt:
„Nun Rache! Nun Rache! der frevelnden That:
„Und ging in den Adern der Felsen ihr Lauf,
„Ich muß sie ereilen, ich spüre sie auf!“

„Und noch einmal heb' ich die Hände hinan
„Und den Stab zu den nächtlichen Hallen:
„Es sollen vom Stamme der Salaman
„Mir Hundert zum Opfer nun fallen! —
„Und rufst du vor'm Tage der Rache mich weg,
„So geißle du sie durch Berg und Steg,
„Treib du sie durch Wasser, treib du sie durch Land;
„Drob setz' ich die eigene Seele zum Pfand!“

So ruft El Schanfari vom Felsenknauf
Mit unnennbarem Grimm zu den Sternen;
Blickt milder dann einmal zum Himmel noch auf,
Und hinab zu den heimischen Fernen. —
Dann hüllt er in dunkeln Mantel sich ein,
Und wandelt, die Rach' in dem Herzensschrein,
Den Bogen und Pfeil an der Seite,
So wüst, wie die Nacht, in die Weite.

2.

Durch die Thore
Tritt Schanfari still und stumm;
Lauschet mit gespanntem Ohre,
Schaut nach allen Häusern um,
Ob denn nirgends eine Spur
Von den Häusern seiner Freunde,

Von den Häusern seiner Feinde,
Wo er vor zehn Jahren nur
Manche Lust und Qual erfuhr.

Alles schweiget; —
Denn der stille Mund der Nacht
Hat sie Alle stumm gemacht, —
Nur der Mond am Himmel zeiget
Straßen anders, Häuser neu;
Nichts im Wechsel ist geblieben,
In der Irre fortgetrieben,
Trifft der Mann so fremd so scheu,
Nicht sein eigen Wohngebäu.

An der Ecke
Eines Hauses, schwarz und hoch,
Hält Schanfari staunend doch:
An den Wänden, an der Decke
Kennt er's — schaut es nochmal an:
Ja es ist das Fluchgebäude,
Drinn sie einst aus frechem Neide
Schmiedeten den schnöden Bann, —
Ist das Haus der Salaman!

Und er sinnet:
Ob er rasch vertilgend Brand
Werf' in die durchritzte Wand.
Doch ein träg'rer Plan entspinnet
Sich der racherfüllten Brust.
Einzeln sollen Alle sterben,
Unter seiner Hand verderben,
Und der Rache tiefer Lust
Wird er jubelnd sich bewußt!

Aus dem Kleide
Zieht er einen Pfeil hervor,
Schwingt ihn lächelnd hoch empor,
Wetzt ihn dann mit Schadenfreude
An der Feindes-Wände Stein; —
Und die drinnen hören's wetzen,
Fahren aufwärts voll Entsetzen;
El Schanfari hüllt sich ein —
Zieht hinweg beim Mondenschein.

3.

Schanfari wandelt durch die Haid:
Da kommt ein Mann gezogen;
Den kennt er wol an Farb' und Kleid,
Und ruft ihn an mit grimmer Freud',
Und nimmt dann Pfeil und Bogen: —

„Wer bist Du, Mann?“ — „„Ben Salaik
„„Von Salaman; gegrüßet
„„Sei, Fremdling, mir!““ spricht der zurück;
Da ruft Schanfari, Wut im Blick:
„Dein Aug, Du Hund!“ und schießet. —

Ben Salaik sinkt — vom Auge quillt
Das Blut im hohen Strahle;
Schanfari schaut's, mit Lust erfüllt:
Die erste Rach' ist nun gestillt;
Er wallt getrost zu Thale.

Und sieht er einen Salaman,
Dann ruft er: „Hund, dein Auge!“
Und zielt, und trifft und fliehet dann,
Daß Keiner ihn ereilen kann,
Als ob zum Sturm er tauge.

4.

Ernst versammelt ist die Runde
Vom Geschlecht der Salaman:
Und man brütet nun im Bunde
Ueber einen Rettungsplan;
Bebend steh'n sie — Rach' und Schrecken
Malt ihr braunes Angesicht:
Doch vor'm Rachepfeil sie decken
Kann der Bauch der Erde nicht!

Jetzo löst das träge Schweigen
Asir, nun der Renner Haupt,
Denn die Rede war ihm eigen,
Und die Treu' nicht ganz geraubt.
„Einer, spricht er, schwarz verhüllet,
„Pfeil und Bogen unter'm Kleid,
„Wallt, von Grimm und Rach' erfüllet,
„Mordend hin durch Stadt und Haid."

„Keiner konnt' ihm noch entgehen —
„Wüst und Dickicht kennt er da;
„Keiner konnt' ihn noch verstehen:
„Denn er läßt ihn nicht zu nah;
„Keiner konnt' ihn noch erjagen:
„Denn er holt den Sturmwind ein;
„Zwanzig hat er uns erschlagen:
„Nur Schanfari kann es sein!"

Und gleich Donnern trifft es Alle,
Wie Schanfari's Nam' erschallt;
Plötzlich öde starrt die Halle
Rings von Männern, wüst und kalt.

Aber Asir hebt die Stimme:
„Renner, fort mit regem Sinn!
„Stellt euch seinem Wahnsinngrimme,
„Oder streckt ihn meuchlings hin!“

„Habt ihr rechtlos ihn vertrieben,
„Tödtet nun den Mann mit Recht.
„Rein ist meine Hand geblieben
„Unter'm Salamangeschlecht,
„Darum weih' ich sie der Rache,
„Weih sie meinem Heldenstamm:
„Nimmer ruh' ich, bis der Drache
„Kalt in seinem Blute schwamm!“

5.

Schanfari läßt den Todespfeil
In Feindes-Augen spielen;
Er zieht durch Strecken, rauh und steil,
Noch ward ihm nicht die Rache feil:
Und viermal zwanzig fielen. —

Und wer ihm naht mit Trutzgewalt,
Den läßt er's bald bereuen;
Und wer ihm folgt, verliert ihn bald: —
So geht die bleiche Schreckgestalt,
Ihr Opfer einzuweihen!

Sechs Monde höhnt er ungestraft
Der Feinde droh'nde Mienen;
Hat mit des Pfeil's tiefinn'rer Kraft
Schon Neunundneunzig hingerafft:
Nur Asir trotzt dem Kühnen.

6.

Waldeinwärts geht
Schanfari; Ben Asir ihm nach;
Schanfari ist müd, er schaut und späht;
Kein Leben scheint ihm mehr wach.
Die Rache hat ihn ausgebrannt,
Sein Blut rollt über dürren Sand,
Nach einer Quelle schaut er sich um,
Da blinkt's im Cedergrab:
Noch einmal lauscht er — Alles ist stumm,
Da steigt er hinab!

Ben Asir sah's:
Er schreitet, mit schwebendem Tritt,
Ihm nach durch das feuchte Wellengras,
Jetzt ging er den letzten Schritt. —
Doch schöpfend aus dem Silberquell
Ruht El Schanfari laß zur Stell';
Er schaut zum blutigen Mond hinan,
Denkt an des Schwur's Beschluß,
Denkt jetzt wol nicht den Salaman,
Und hemmet den Fuß!

Ben Asir schleicht,
Gleich dem Engel des Todes so leis,
Er hat wie der Schütz den Hirsch ihn erreicht,
Und drängt sich durch's Palmenreis,
Und ruft: „Gott, meine Hand ist rein!" —
„Lass' sie die Hand der Rache sein!" —
Und faßt Schanfari in's Auge hart,
Sich lehnend niederwärts,
Und zielt nach wack'rer Schützen Art, —
Und trifft ihn durch's Herz!

7.

Kaum war die Kunde noch erklungen,
Da stürmen wild die Salaman,
Die sich der Rache noch entrungen,
Ben Asir'n nach zum Waldesplan.

Des hohen Waldes Palmensäulen
Durchtobt ein gräßlich Sieggeschrei,
Daß Tiger scheu von hinnen eilen
Und sich verbirgt der König Leu.

Da steh'n sie nun am dunkeln Bronnen,
Vor'm todten Feind mit Lustgebraus:
Doch ward nicht Alles mehr gewonnen,
Schon hielt das Wild zu Nacht den Schmaus.

Der Neunundneunzig keck getödtet,
Der hundert Opfer sich ersah
Er liegt zerstückt nun, blutumröthet,
Mit abgeschältem Schädel da.

Da fassen sie das Beingerippe,
Mit donnerlautem Jubelschrei'n,
Und stecken's auf die nächste Klippe,
Und segnen's dort mit Flüchen ein!

Verwaiste Kinder, Väter stoßen
Verächtlich mit dem Fuß das Haupt:
Und keine Thrän' ist ihm geflossen
Und jedes Ehrenmal geraubt.

8.

Die Nacht umhüllt in Arabiens Reich
 Die unendlichen Höh'n und Gestrippe:
Da wandelt ein Mann so finster und bleich
 Hoch über die ragende Klippe.
Was stößt er da droben am graulichen Ort
Den Schädel Schanfari's so fort und fort, —
 Schon sieben Monden verronnen fast,
 Noch läßt er ihm immer nicht Ruh und nicht Rast.

Ben Asir, vom Stamme der Salaman,
 Mißgönnt ihm die ruhige Stelle.
Er war's, der meuchlings im Waldesplan
 Schanfari gemordet am Quelle;
Jetzt hat ihn die That gar gewaltig gepackt,
Und wie er so flucht und am Schädel so hackt, —
 Da bohrt sich ein Splitter vom Schädelgebein
 Zu innerst ihm in die Ferse hinein.

Er sinket zurück; denn es tödtet der Schmerz,
 Wann Todte verwunden das Leben:
Er stürzt mit dem Haupte niederwärts,
 Daß Rippen und Schädel ihm beben.
Da winselt, da flucht er, ihn höret kein Ohr,
Dick quillt ihm das schwärzliche Blut hervor; —
 Verderben muß der verderbende Mann,
 Die Tiger nahen zum Schmaus heran.

Und über die Klippe mit dunklem Gewand
 Schwebt düster ein Pilger hernieder:
Er hebt zu den Sternen den Stab und die Hand
 Und senkt sie zur Klippe dann wieder.

Dem Sterbenden reicht er die Rechte sodann,
Und ist doch Keiner der Salaman, —
Und wie sich verloren des Pilgers Spur,
Besiegelt der Hundertste sterbend den Schwur.

Der nächtliche Schwimmer.

Was hebt sich, wie ein weißer Schwan,
Aus schwarzer Wog' empor?
Was drängt zum steilen Erker an,
Wo weder Strand, noch Thor?
So rudert Zal, der blonde Held
Zu Radavher, der Braut:
Ihm ist das blaue Wogenfeld
Wie's Feld der Schlacht vertraut.

Schon faßt der Schwimmer keck den Stein
Mit müdgerung'ner Hand,
Und klimmt hinan beim Sternenschein
Auf schroffer Erkerwand.
Nun ruft er schon den ersten Gruß
Der Braut aus treuer Brust:
Da wankt sein Arm, entgleist sein Fuß,
Und keimend welkt die Lust!

Frisch auf, du Held, nicht sei der Mann,
So schnell des Muts beraubt!
Schon neigt die Braut, so weit sie kann,
Ihr rabenschwarzes Haupt;

Herunterquillt die Lockenpracht
 Des Haars in langer Flut,
Aus welcher, wie ein Stern aus Nacht,
 Ergänzt der Augen Glut!

Der Klimmer sieht's, der Klimmer strebt,
 Hinan gespannt, hinan,
Als wollt' er, wie's herniederschwebt
 Das Haargewinde fahn;
Mag unten tief, mit Wolfsgeheul,
 Die Flut den Wirbel dreh'n,
Er sieht nur wie ein rettend Seil,
 Die Lockenflechte weh'n!

Und höher klimmt und höher steigt
 Der Held mit Ungestüm,
Und milder bückt und näher neigt
 Sie sich herab zu ihm;
So hebt ihn des Gelockes Spur
 Von Eck' auf Ecke vor: —
Er faßt es nicht, es winkt ihm nur
 Und trägt ihn doch empor.

Merlins Weihe.

Die Schlacht durchtobt die Haide, Merlin durchtobt die Schlacht:
Es gilt des Kymbrerfürsten gerechter Kron' und Macht.
Verrath ist Kampfeslosung, und Wut erhitzt den Sinn,
Und Gottes Racheengel fährt über's Feld dahin.

Das Schwert Merlins vernichtet, doch bringt's ihm bösen Lohn:
Gerade spaltet's klirrend — den eignen Schwestersohn.
Da hört er in der Nähe dumpfröchelnd Todesschrei'n, —
Das dringt ihm, wie vier Schwerter, in's rote Herz hinein.

Merlins vier Brüder sind es, die's eben jetzo traf. —
Merlin erschaut's; — das weckt ihn aus seinem Wahnsinnschlaf?
Er rafft sich auf, gewaltig — schlägt um sich wuterfaßt,
Wirft seinen Stahl zur Erden, — enteilt in toller Hast.

Er wankt zu seiner Schwester, — die flucht dem Mörderarm;
Des Schwestersohnes Bräutchen zerweinte sich vor Harm;
Verflucht, verlassen, irrt er zurück in's Heimatland,
Wo er ein Gärtlein nennet sein durch des Fürsten Hand.

Mit vierzig sieben Bäumen, mit üpp'gem Früchtekranz,
Auf einem Hügel ruht es im Frühlings=Sonnenglanz:
Und, wie die Bäume Früchte, so beut ihm jeder Platz
In seinem Angedenken gar manchen lieben Schatz.

Dem Freund nun will er werfen sich an sein blühend Herz;
Weh'! der auch ward verwüstet, — die Bäume tragen Schmerz.
Er sieht's, und steht, und sinnet, und eilt zum Wald hinein,
Da hält er still: — es säuselt im bleichen Mondenschein.

Merlins Gesicht erbleichet, sein Haupt sinkt schlaff zurück:
Sein Odem ist erkaltet, erloschen ist sein Blick;
Starr, wie ein Marmorbildniß, entgeistert stiert er hin, —
Merlin ist abgestorben für alle Welt um ihn.

Doch plötzlich fällt ein Mondstrahl ihm in das Aug' — es sprüht,
Und gibt das Feuer weiter, und jagt's von Glied zu Glied;
Jetzt fliegt's hinab zum Herzen mit Flammenungestüm': —
Ein neuer Geist des Lebens scheint eingekehrt bei ihm.

Er spricht aus Wang' und Augen und Armen, dringt zur Brust
Auf mächt'gen Liebes-Schwingen hinaus in sel'ger Lust.
Merlin ist Sänger worden: — nach Bardsey fliegt sein Fuß,
Den grauen Bardenbrüdern zu bringen Herz und Gruß.

Die Bardeninsel.

Auf Bardsey *) da ist es so todt und wüst:
Erst spät, wann der Abend die Insel begrüßt,
Und herangereift bis zur Mitternacht,
Scheint rings das Leben auferwacht.

Da steigt aus der Erden ein bläuliches Licht,
Und hinter dem Lichte wol manches Gesicht,
Hier, — dort, — dort, hier von Nebeln umwallt,
Und gewinnet allmälig bestimmte Gestalt.

Gesichter zu Tausenden schauen hervor;
Das bläuliche Licht wogt höher empor,
Und hebt sich und webt sich zum luftigen Zelt,
Das der Mondschein als Knauf zusammenhält.

Schon sind die Gesichter zu Körpern gereift
In wallenden Kleidern, mit Silber gestreift;
Und über den Wolken des Bartes thront
Ein Auge so frisch und so mild wie der Mond.

*) Auf der Insel Bardsey befinden sich 20.000 Bardengräber, darunter auch Merlins Grab.

Und in Aller Hände sind Harfen gelegt,
Und in Aller Harfen sind Töne bewegt:
Daß es rauschet, wie Stürme, doch lieblich und mild,
Daß es lispelt wie Weste, doch kräftig und wild.

Und in Mitte der riesigen Bardenschaar,
Mit funkelnden Augen und flatterndem Haar;
Schwebt hoch in den Wolken der Geist des Merlin
Und rauschet im Sturm durch die Saiten dahin:

„Wir steigen allnächtig aus finsterer Gruft,
„Und füllen mit Schauern der Vorwelt die Luft;
„Und kehren in's Grab bei des Morgens Blick,
„Und lassen die Schauer der Vorwelt zurück!"

So singt er, — und zweimal zehntausend mit ihm
Durchbrausen die Harfen mit Ungestüm; —
Da schimmert's im Osten, da fallen im Nu
Wol zweimal zehntausend Gräber zu!

Mac-Gregors Nacht-Ritt.

Mac-Gregor reitet durch Sturm und Nacht, —
Da bäumt sich des Reiters Rappe mit Macht:
„Hei, Rappe, willst weiter! Was steigst du empor?
„Was sperrst du die Nüstern und spitzest das Ohr?" —

Das Roß steht auf einem Grabe wol, —
Draus dröhnt es so zürnend und dröhnt es so hohl:
„„Halt, Reiter! — Kaum lag hier verscharrt mein Leib,
„„So hast du gewaltsam gefreiet mein Weib!““

„„Halt, Reiter! — Ich habe zu rechten mit dir,
„„Was schlägst du mein Weib, mein getreues mir?
„„Was raufst du es wund, wenn es Thränen mir schenkt,
„„Und mein vor'm Entschlummern allnächtig gedenkt?““

„„Halt, Reiter! Und hast du dein Herz nicht erweicht,
„„Und weint sie noch einmal das Polster sich feucht:
„„So such' ich zusammen mein schlotternd Gebein,
„„Und hol' dich zur nächtlichen Zwiesprach' ein!““

Der Todte schweigt; der Rappe reißt aus,
Und rennet durch Nacht und Sturm nach Haus:
Der Reiter aber steckt tief im Hut
Und nähret im Herzen die grollende Wut.

„Ei, Weibchen! — die Todten empörst du zum Streit:
„Lass' Weibchen, — die Todten sind friedliche Leut':
„Bad' immer in Thränen das Polster dein,
„Heut sollen es blutige Thränen sein!“

„Dich freit' ich, so wähnest du, thörichte Maid?
„Dein frisches Gesichtchen, das hab' ich gefreit:
„Und Weinen entstellt ein frisches Gesicht,
„Und willst du nur weinen, so brauch' ich dich nicht!“

Vom Rappen springt er, — und pocht und pocht, —
Doch still ist's im Haus; — er schäumet und kocht; —
Und sprengt die Thür, und stürmt auf sein Weib,
Und furcht ihr mit Striemen den schlummernden Leib.

Sie ruhet aber und reget sich nicht,
Kein Weinen entstellt ihr das schöne Gesicht:
Und ihr langes goldiges Lockenhaar
Dient ihr zur goldig glänzenden Bahr.

Mac-Gregor sieht es und spottet und lacht
Und reitet hinaus in die finstere Nacht:
Da sammelt der Todte sein schlotternd Gebein,
Und holt den Mac-Gregor zur Zwiesprach' ein. —

Die korinthische Säule.

Kallimachos, der Bildner, steht vor'm Grabe,
So der Geliebten theuren Rest umschließt:
Verew'gen möcht' er's, doch die ganze Gabe
Wird eine Thräne, die drauf niederfließt.
Kein Meißel kann's in Steingebilde prägen,
Kein Sänger kann's in seine Lieder legen,
Was ihm die Brust beenget und durchwallt: —
Für solche Glut ist diese Welt zu kalt.

Er schaut, und glaubt begeistert zu verspüren,
Ein Grab, das solchen Liebreiz inne hält,
Müss' an sich selbst ein leuchtend Merkmal führen,
Verewigend für aller Enkel Welt.
Drum hängt sein Aug' am theuren Grabessteine;
Bedeutungsvoll erscheint ihm nun das Kleine;

Und was an Schmuck der Zufall hergelieh'n,
Ein heil'ger Wink zur Feier däucht es ihn.

Es ruht das Grab auf einem Blumenhügel,
Umarmt von üppig blühendem Akanth;
Darauf ein Korb, des Waltens treuer Spiegel,
Wobei die Ruh'nde sich einst heimisch fand;
Was ihr ein werthes Kleinod hieß im Leben,
Hat ihr die Liebe drinnen mitgegeben:
Und auf des Korbes kleiner Mündung ruht,
Beschwichtigend, ein Ziegelstein zur Hut.

Doch der Akanthos kann vom Blüh'n nicht lassen;
Neugierig streckt er sich zum Korb empor,
Und krümmt zum Kranz die zack'gen Blättermassen,
Daraus die Blüte ringelnd blickt hervor;
So sinnig hat Natur dies Werk erfunden,
Das, — wie zum Sinnbild deutungsreich verbunden, —
Des Bildners Seele nimmt begeisternd ein,
Zu seiner Liebe Denkmal es zu weih'n.

Und um das Grab erhöht er kühne Säulen,
Noch nie geschaut' nach eig'ner Schöpfungskraft;
Gefühl und Pracht umgibt, zu gleichen Theilen,
Den schönen Fuß und faltenreichen Schaft;
Doch wie die Jungfrau herrlich steht im Leben,
Mit schlankem Wuchs, ihr Haupt vom Kranz umgeben,
So hebt die schlanke Tempelsäul' ihr Haupt,
Mit üppig blühendem Akanth umlaubt.

Und wie um's Körbchen dort die Blüt' am Grabe,
So rankt sie hier, dreischichtig um den Knauf;
Und wie am Grabstein auf der theuren Gabe,
So ruhet hier ein Ziegel obenauf. —

Aus solchem Born ist solch' ein Werk entsprungen;
Daß — durch Jahrtausende noch nicht verklungen —
Fort lebet der Korinthersäule Ruf,
Wie sie der Lieb' allmächt'ger Geist erschuf!

Genesung.

Ein Grieche zog aus Hellas' Herzen einst,
Allwo sein Herz das erste Mal geschlagen,
Zum fernen lichtbedürft'gen Norden fort,
Wo keine Berge mit bekrönten Häuptern
In stromdurchschlung'nen Thälern sich beseh'n,
Wo kein Olymp sein hell Azurgezelt
Mild über milde Lorbeerbäume wölbet,
Und keine Mus' in heit'ren Tempeln wohnt.
Der heimatlose Grieche ward im Norden,
Was eine Flamm' in Fluten: er erlosch:
Sein blühend Antlitz ward ein Sitz der Blässe,
Sein freundlich Aug' ein ausgebrannter Stern,
Sein schöner Leib ein Schatten seiner selber.
Des Schlafes ernster Bruder schien die Fackel,
Eh' er sie noch ihm leuchten ließ im Leben,
Verlöscht zu haben in des Leibes Quell.
Und also raffte sich denn einst der Grieche
Mit seiner letzten Kraft empor; ergriff
Den Wanderstab, erhob die Händ' und flehte:
„Dem Hades fühl' ich längst mein Haupt verfallen,
„Doch Eins nur gönne dem Verfall'nen, Zeus!

„Lass' einmal nur der heim'schen Wohnung Rauch
„Mich wogen seh'n zu meinem heim'schen Himmel,
„Und gerne such' ich dann den Taygetos!"

So betete der Griech', und Zeus war mild;
In Hellas' Herzen wankt der Wand'rer schon,
Wo lichte Berge mit bekränzten Häuptern
Auf stromdurchschlung'ne Thäler niederschau'n,
Wo der Olymp sein hell Azurgezelt
Mild über grüne Lorbeerhaine breitet,
Und heit'ren Musen heit're Tempel steh'n!

Da wankte schon der Wanderer und schöpfte
Mit off'nen Lippen Luft, und wankte nicht mehr,
Und sah in leichtbeschwingten blauen Kreisen
Den heim'schen Rauch zum heim'schen Himmel wallen,
Den Rauch, den er zu seh'n gewünscht, und dann
Zu sterben! — doch nicht sterben sollt' er jetzt, —
Nein, leben sollt' er, aufsteh'n und genesen,
In reinlich stillem Hause friedlich wohnen,
Und am Penatenaltar Enkel messen,
Und Hellas' Lob im Liede feiern, jubelnd:
„Des Kranken Heimat ist sein bester Arzt!"

Ajax Oileus.

Der Donner rollt; der Blitz umzischt die Flut;
Hochauf zum Himmel steigt der Argo Wucht,
Heimsegelnd durch Euboias wilden Sund.
Da fliegt es vom Verdeck herab im Sturm,
Klein, wie ein Vogel; ringend, wie ein Mensch;
Es treibt die Flut durch, windet sich, und faßt
Des Felsen kalte Brust mit glüh'ndem Arm.
Da sitzt der Mann auf ödem Felsenblock,
Dem kleinen Raume für ein großes Herz.

Er ringt durch's blitzerhellte Nebelgrau'n,
Und stößt an einen Stein: — ein Altar ist's,
Verschmäht — zertrümmert fast am öden Strand.
Da klammert um den Altar sich der Mann,
Und stemmt den matten Fuß an's Felsgestein,
Und flucht den Göttern, die ihn so gequält:
Denn Ajax Oileus heißt der Mann.
Sein Aug', wetteifernd mit der Götter Blitz,
Erhebt er, hellauffunkelnd, zum Olymp,
Und schreit, und trotzt, und droht und flucht hinan:

„Du Götterweib! Du Fruchtlosquälende!
„Wend' her dein Aug' auf mich, — den Helden; Weib,
„Ich drück' an meine Brust den heil'gen Stein,
„Wie sinnberauscht vor deinem Altar einst
„Mein wilder Arm Kassandras Leib umrankt.
„Ich trotze dir, und dem erborgten Blitz!

„Nicht senden kannst du ihn auf dieses Haupt;
„Vernichten nicht dies Herz: — den heil'gen Stein,
„Den heil'gen, unverletzbar heil'gen Stein,
„Den Altar, trotzend deinem Blitz und Zorn,
„Den halt' ich hier! Blick' her, den halt' ich hier!
„Den Blitz nicht senden kannst du auf mein Haupt;
„Mein großes Herz, mein heil'ger Freund, der Stein,
„Beschirmen mich! Blick her! Ich trotze dir!"

Er ruft's empor; da theilt sich das Gewölk.
Hohnlächelnd schaut der Trotz'ge Pallas steh'n,
Des frech entweihten Altar's Rächerin,
Den schwachgeträumten Blitz bereit zum Schwung.
„Schwing' deinen Blitz!" so ruft er höhnend noch;
Da schwingt die Göttin, und es zischt, und fällt, —
Abbeugend scheu vom heil'gen Stein die Glut; —
Und reißt den Felsen, drauf der Trotz'ge fußt,
Hinab in's Meer, und drunter ihn. Er fällt,
Wild fluchend noch mit ungebeugtem Geist.

Sein Grabmal ist der Fels, drauf warnend steht,
Mit unsichtbarer Lettern geist'gem Wort:
„„Zeus trifft am Altar selbst den Trotzigen,
„„Und schlägt sein Haupt, und streift den Altar nicht!""

Die Schule von Athen.

Vom nächtlichen Gelage ging ein Jüngling,
Noch wüst und wirr, nach Hause. Lebenbringend
Schien auf Athen die Morgensonne schon,
Und küßte mit den tausend Purpurlippen
Das traumberauschte Leben, wach und frisch.

Der Jüngling aber sah nicht wach und frisch:
Sein mattes Aug' in eingefall'ner Höhlung,
Unsich'rer Tritt und halbentfärbte Wangen
Verriethen, was und wie er es genoß.
In wildverstörter Ordnungslosigkeit
Umgab das Kleid die schlankgebauten Glieder,
Und seines Haares gold'nem Lockenspiele
War noch der Festkranz lässig aufgedrückt.
So ging der Jüngling, wirr und wüst, nach Hause.

Die Straße führt' ihn längs der Säulenhalle,
Worin ein Weiser in der Schüler Kreis,
In hohem Ernste tugendkündend stand.
Des heil'gen Anstands unentweihte Ruhe
Lag über allen Zügen seiner Schüler,
Als Abglanz jener heiligen Erhebung,
Die von des Lehrers Stirne leuchtend floß.
Der wüste Jüngling sieht die ernste Runde,
Still steht er, reibt das Auge, sammelt stumpf
Noch ein paar Trümmer vom Gedankenschiffbruch
Der vor'gen Nacht, — verzieht den Mund zum Hohn,

Und drängt sich spottend in die ernste Runde;
Doch über allen Zügen bleibt die Ruhe.
Kein Aug' verwendet sich, kein Ohr entzieht
Des Lehrers gold'ner Hermeskette sich
Und, wie der Sänger Orpheus mit der Leier
Sich in des Wildes Mitte bänd'gend schlich:
So schleichen sich des Weisen ernste Reden
In uns'res Jünglings wüstes Haupt hinein.
Nun ruht er zwar, — doch sein Gesicht bleibt Hohn.

Und von der Liebe schüchternem Gefühle,
Von ihrer Macht und ihrer Kindlichkeit,
Von ihres Altars unentweihten Opfern
Beginnt der Weise nun — sein Auge flammt.
Der Jüngling hört es und wird rot, so scheint's.
Und weiter lehrt hinwieder nun der Weise
Von dieses Lebens Werte, von den Blumen,
Die Jugend pflücken soll, und von der Freude
Und wie das Maß der Dinge Bestes sei!
Des Lebens höchster, reinster Hochgenuß
Tritt, wie ein Thal Arkadias, wie Tempe,
Mit seinen Schattenstellen, seinen Bronnen,
Mit seinen Blüten, seinen Säusellüften,
Im klaren Bilde vor des Hörers Geist.

Da zieht der Jüngling, ernst und ernster stets,
Den Kranz von gestern aus den gold'nen Locken,
Und kam nachher in diese Hallen oft.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Ein Schneegewand umhüllet den kahlen Winterhain:
Der fromme Ludwig reitet zur Jagd waldaus waldein.

Da hält er still, und wendet zu seinen Treu'n sich um:
„Um Gott! ich hab verloren mein liebstes Eigenthum!"

„Ein einfach Silberkreuzlein, das mir so heilig ist,
„Und viel geweihter Restchen in hohlem Raum verschließt!"

„Sprengt aus nach allen Seiten, ob ihr es mögt erschau'n"
„Da, wo ihr's findet, will ich dem Herrn ein Kirchlein bau'n!" —

Sie reiten aus zu suchen, vertrau'n dem Herrgott fest,
Und traben durch's Gestöber, zerstreut nach Ost und West.

Da seh'n im Schnee sie's glänzen, — solch' Glänzen sah'n sie nie,
Die Flocken überfunkelnd, doch nicht so weiß, wie sie.

Hellglüh'nde Rosen sind es von unsichtbarer Hand,
Mit heil'gen Duft verwoben zur festen Blumenwand.

Und jede Rose sendet zum Kelche Strahlen aus,
Und aus den Strahlen wölbt sich ein leuchtend Wunderhaus.

Und wie am Hochaltare, auf kühlen Flammen ruht,
Ein Feuerkreuz zu schauen — des Fürsten liebstes Gut.

Die Jäger seh'n's und staunen — und knieen andächtig her:
Jagdhörnerklang verkündet dem Fürsten rasch die Mähr.

Und alsbald kam Herr Ludwig, was er gelobt, zu bau'n;
Und alsbald war ein Kirchlein mit luft'gem Kreuz zu schau'n!

Und mächtig, wie der Glaube, und wie die Liebe warm,
Schlang bald um's Kirchlein sprossend ein Rosenbusch den Arm;

Und trieb, das Kreuz zu küssen, zur Kuppel seinen Keim,
Und hüllt' in heil'ge Schauer das Städtchen Hildesheim!

An Wien.

Ein Meer von Häusern kenn' ich euch
Und einen Dom darin,
Der einem Riesenfinger gleich
Weist gegen Himmel hin.
Die nahen Sterne grüßen ihn,
An ihm erlahmt der Sturm:
Und dieses Häusermeer ist Wien
Mit seinem Stephansthurm.

Und trieb mich Sehnsucht oft zurück
Aus ferner fremder Flur,
Und sieht, ja ahnt ihn dann mein Blick
In fernster Ferne nur:
Da möcht' ich stets mit Kindeslust
Den Dom — o, ging' es an! —

Umarmen, pressen an die Brust,
Und herzlich weinen dann.

Wer sagt mir, wie das kommen mag,
Daß ich dann weinen muß,
Woher des Blutes schnell'rer Schlag
Beim Abschied und beim Gruß!
Ist's, weil der Thurm so groß und frei
Sein greises Haupt erhebt?
Ist's, weil die Stadt so schön und treu,
Den Wächterdom umwebt?

Nein, nein, und schrumpft' auch dieser Dom
Zu einem Quader ein,
Und schmölze dieser Häuserstrom
Zu Hüttchen, still und klein,
Und ränn' auch ab zum Rieselbach
Der Donau Riesenband:
Doch blieb in meiner Seele wach
Derselbe Liebesbrand!

Es ist ein and'res Hochgefühl,
Ist eine rein're Kraft,
Die dich, mein Wien, zu meinem Ziel,
Zu meiner Freude schafft:
Du bist ja meine Vaterstadt,
Der Name spricht es aus:
Hegst aller meiner Hoffnung Saat,
Umfängst mein Elternhaus!

Bist meiner Freunde Freundin, weißt
Um meine stillste Lust,
Und trägst getreuen Sinn und Geist
Als Orden auf der Brust.

D'rum üb' ich auch des Sohnes Pflicht,
Weil du mir Mutter bist,
Und wer dich schmäht, der ist ein Wicht,
Wenn er ein Wiener ist!

Fragen.

Wird's drüben nach dem Leben
Ein Wiederfinden geben?
Wer hat wol beim Hinübergeh'n,
Die Freunde schon genug geseh'n?
Wie Mancher möchte noch was sagen,
Und muß es mit hinübertragen,
Nur Ahnung tröstet ihn dabei,
Daß dort ein Wiederfinden sei!

Wird's drüben nach dem Leben
Ein Wiederfühlen geben?
Wie lang ein Herz auch fühlen mag,
Gefühl hat keinen Sterbetag.
Das Herz, bei seinem letzten Pochen,
Hegt Vieles noch unausgesprochen,
Und dieser inner'n Sprache Wort
Bürgt für ein Wiederfühlen dort.

Wird's drüben nach dem Leben
Auch eine Freundschaft geben?
Wenn Freunde dort sich wieder seh'n,
Und wieder fühlen und versteh'n,

So müssen ja mit Glutverlangen
Sie dort auch wieder sich umfangen,
Sich wieder sehnen, wieder freu'n,
Und eine Freundschaft muß dort sein!

An die Scheidende.

Hab' oft mit dir gesprochen,
Dir manchen Gruß geschickt,
Und eben ohne Pochen
In's Auge dir geblickt.
Hab' oft mit deinem Schmucke
Gedankenlos gespielt,
Hab' oft bei deinem Drucke
Nichts, als den Druck gefühlt.

Nun seit du fortgegangen,
Hat sich das Blatt gewandt.
Mich zieht ein süß Verlangen
Nach deiner lieben Hand.
Zehn Lieder wollt' ich wagen
Für einen Laut von dir:
Ein Ring, von dir getragen,
Ein Kleinod schien' er mir.

Nun ist dein Blick mir theuer,
Nun dünkt er erst mich Glut:
Er war ein schleichend Feuer
Das zündet spät, doch gut.

Der Gruß bei deinem Scheiden
Durchfuhr mich, wie ein Strahl,
Mit niegekannten Freuden,
Mit niegekannter Qual.

Wo bist du hingeflogen?
Du hast mir's nicht bekannt.
Wo bist du hingezogen?
O nenne mir das Land!
Das Land so wahr ich lebe,
Das Land ist mir bewußt,
Und wenn's kein and'res gäbe —
So wär es meine Brust!

Das Lied vom schönen Tage.

Auf, Brüder, stimmt ein Loblied an
Dem heut'gen Tag zum Preis!
Er ist ein gar zu schöner Mann,
Der sich zu kleiden weiß!
Um seine schlanken Glieder läuft
Ein himmelblau Gewand,
Und aus den hellen Falten greift
Die milde Segenshand.

Auf seinen Wangen glänzt das Rot
Der vollsten Jugendkraft,
Und Blicke steh'n ihm zu Gebot,
Wie sonst kein Auge schafft.

Nur einmal bog er sich hinein
In unf're Stadt und lacht',
Und in Pallast und Kämmerlein
War Alles gleich erwacht!

Und als er herschritt über'n See
Aus Hochgebirg hervor,
Und dann sein Augenlid, wie Schnee,
Andächtig schlug empor:
Wie glomm und zuckt' es Allen da
Durch Fuß und Kopf und Arm,
Wie jubelt' Alles fern und nah
Und war entzückt und warm?

Aus allen Thoren schlich und quoll
Nun Alt und Jung heraus:
Und regte sich, daß Alles scholl,
Auf Märkten und zu Haus:
Was handelt, fing zu handeln an,
Was leben kann, lebt auf:
Was ein Gewerb' hat, geht daran,
Beginnt mit Gott den Lauf!

Und wer dann eig'ner Herr grad ist,
Der nimmt sich einen Freund,
Und geht im Grünen und genießt,
Was singt und blüht und scheint.
Und wenn er dann recht mild und wild
Gejubelt, was er mag:
Dann heißt's: „Des Lebens treues Bild
Ist solch' ein schöner Tag!"

Das Ländchen der Liebe.

Wo ist das schöne Blütenland
Der Liebe nur gelegen?
Wo öffnet sich die Felsenwand
Zu seinen Zauberwegen?
Ich weiß davon und was ich weiß,
Das will ich nicht verhehlen;
Das Land umfaßt euch einen Kreis
Von Auen, kaum zu zählen.

Einst stand ich hoch am Felsenhang
Und sah in's Thal hinunter,
Da sah ich geh'n das Thal entlang
Mein Liebchen, schön und munter;
Da schien mir rings die Bergeswand
Zu glüh'n von Blütentriebe, —
Der schöne Fels, auf dem ich stand,
War mir das Land der Liebe.

Einst schlendert' ich im Thale da
Und sah zum Felsgesteine, —
Und sah und stand und stand und sah,
Mein Lieb' im Sonnenscheine.
Mein Auge hing am Felsenring,
Als ob es haften bliebe, —
Das schöne Thal, durch das ich ging,
War mir das Land der Liebe.

Einst zog ich an des Liebchens Arm
Auf langer öder Haide:
Ihr Auge Glut, mein Busen warm
Von lauter Abendfreude,
Die Luft war still, die Brust so weit,
Als ob sie's aufwärts hübe:
Die stille Haid, so wüst und breit,
Schien uns das Land der Liebe.

Im Mantel barg ich's Liebchen mein
Und hielt es warm zur Seite,
Bei Donnersturm und Blitzesschein,
Und gab ihm das Geleite.
Der Wald war öd, der Stürm war kalt,
Als ob er Flocken triebe;
Und dennoch galt der wilde Wald
Uns für das Land der Liebe.

Und solches weiß vom Blütenland
Der Lieb' ich euch zu sagen:
Wer nicht verstand, wer nicht empfand,
Der möge weiter fragen.
Ihr trefft auf Keinen, glaubt mir fest,
Der's treuer euch beschriebe:
Wo sich das Liebchen sehen läßt,
Dort ist das Land der Liebe.

Das Gelübde.

War einst ein trauriger Gesell,
Sah Alles trüb, wo Alles hell;
Ging ohne That und ohne Rath
Allein auf meinem öden Pfad;
Und wann ich geh'n oft wollt und stand,
Nichts wollt' empfinden und empfand,
Da rief ich, mein zur Qual bewußt,
Aus meiner tiefzeriss'nen Brust,
Gar oft ein heis'res Lied hinan,
Und meint', ich hätte was gethan.

Dank, Himmel, der du's gütig meinst!
Hast in des Freund's Gestalt mich einst
Herausgebannt aus meinem Traum,
Hinausgebannt in freien Raum.
Am hohen Hügel steh'n wir Zwei,
Die Luft ist frei, die Erde frei:
Und unten grün und oben blau,
Und veilchenfarben ruht die Au;
Hier Berg', ein Bett des Abendstrahls,
Gränzwächter eines fernen Thals:
Dort falbe Fläche, weit und breit,
Von Haus und Hütten überschneit.
Und still zu unsern Füßen liegt,
Ein Thal, im Felsenarm gewiegt;
Und munt're Kühe zieh'n entlang,
Und jede tritt sich eig'nen Gang:

Und Herdeglocken läuten still
Zum Beten heim, was beten will.
Geweihter Andacht heil'ge Lust
Hebt sich empor, aus jeder Brust,
Klingt in des Hirtenhorns Schallmei,
Singt in der Vögel Melodei.
Scheint über's Dorf im Flor des Rauch's,
Dahinzuspielen gold'gen Hauch's;
Scheint über jeden Quell gehaucht
Und jeder Blum' in's Herz getaucht!

Ich sah die Lust, — die Schuppe fiel
Vom Auge mir, ich hatt' ein Ziel;
Ich streckt' in's weite gold'ne Haus,
Die Arme liebetrunken aus:
Ich hüpfte, — warf mich nieder — stand,
Und drückte meines Freundes Hand,
Und küßte meines Freundes Mund,
Und küßt' im Geist das weite Rund!
Ich hob die Hand zur Abendflur
Und that den feierlichen Schwur:
Mich laut zu freu'n, mich still zu freu'n,
Und Gottes dankbar Kind zu sein!

Liebchens Ferne.

Wol weilst du in der Ferne,
Doch nimmer fern für mich,
Kein Heil'ger denkt so gerne
An Gott, als ich an dich.

Vom Monde sag' ich nimmer:
Er walte sanft und mild;
Ich sage nur: sein Schimmer
Sei deiner Seele Bild.

Nie sag' ich mehr: die Frühe
Gleich' einem Feuerfluß;
Ich sage nur: sie glühe,
Wie du beim Scheidekuß.

Für Alles, was ich kenne,
Leih'st du die Seele mir;
Für Alles, was ich nenne,
Nehm' ich das Wort von dir.

So nenn' ich denn, — ich Schwärmer!
Nur Liebchen-rein den Quell,
Und fühl' die Sonne wärmer,
Nenn' ich sie Liebchen-hell.

Das Alles thut die Trennung
Und das Geschiedensein;
Da stellt sich die Bekennung
Erst ohne Rückhalt ein.

Sonst dacht' ich dein nur immer,
Wenn ich dich eben sah:
Dich seh'n kann ich nun nimmer,
Und bin dir ewig nah.

Wiegenlied.

Wie sich der Aeuglein
Kindlicher Himmel,
Schlummerbelastet,
Lässig verschließt! —
    Schließe sie einst so,
    Lockt dich die Erde:
    Drinnen ist Himmel,
    Außen ist Lust!

Wie dir so schlafrot
Glühet die Wange:
Rosen aus Eden
Hauchten sie an:
    Rosen die Wangen,
    Himmel die Augen,
    Heiterer Morgen,
    Himmlischer Tag!

Wie des Gelockes
Goldige Wallung

Kühlet der Schläfe
Glühenden Saum.
Schön ist das Goldhaar,
Schöner der Kranz drauf:
Träum' du vom Lorbeer,
Bis er dir blüht.

Liebliches Mündchen,
Engel umweh'n dich:
Drinnen die Unschuld,
Drinnen die Lieb';
Wahre sie Kindchen,
Wahre sie treulich:
Lippen sind Rosen,
Lippen sind Glut.

Wie dir ein Engel
Faltet die Händchen;
Falte sie einst so:
Gehst du zur Ruh;
Schön sind die Träume,
Wenn man gebetet:
Und das Erwachen
Lohnt mit dem Traum!

Auch ein Gebet!

Wofern euch weder Sang noch Klang
Das böse Blut vertreibt,
Und ihr im Buche Stunden lang
Auf einer Seite bleibt:
Dann nehmt das Buch, das euch verdrießt,
Und werft es auf den Tisch,
Zerreißt die Fessel, die euch schließt,
Und regt euch frei und frisch!

Dann wandelt auf den Berg hinaus,
Der sich sein hohes Haupt
Mit Wald und Wiese, grün und kraus,
Umschattet und umlaubt.
Dann wandelt in das kühle Thal,
Und athmet seinen Duft,
Und blickt zum roten Abendstrahl
In blauer freier Luft.

Und wenn ihr also schauend steht,
Und wandelt, athmet, schaut,
Und euch die Welt zum Herzen geht,
Wie's Lächeln einer Braut;
Und wenn in jeder Harfe sich
Recht jeder Mißton löst:
Bei Gott! — nennt einen Lügner mich,
Wenn ihr da nicht genest.

Bei Gott! — ein Lügner will ich sein,
Wenn ihr nicht reich entzückt
Frohlocket in das All hinein,
Und auf und niederblickt;
Wenn ihr des Manns nicht segnend denkt,
Der euch in's Freie rief,
Wo euch die Freude ward geschenkt,
Und böses Blut verlief!

Dann aber, Brüder, thut auch nichts,
Als fühlen, athmen, schau'n,
Und an dem Spiel des Abendlicht's
Euch freu'n und euch erbau'n.
Genießt ihr so, — da, glaubt es mir,
Thut ihr nicht lahm und leer:
Nein, nein! da liebt, da betet ihr,
Und lebt zu Gottes Ehr!

Bild aus alter Zeit.

Der Abend sinkt hernieder,
Die Sternlein zieh'n herauf;
Und Nachtigallenlieder
Begleiten ihren Lauf.
Da tritt, die Welt im Busen,
Aus engem, dumpfem Haus,
In's Heiligthum der Musen,
Der Troubadour hinaus.

Sein Harfenspiel zur Seite,
So zieht er froh die Bahn,
Und blickt in blaue Weite,
Und hebt sein Ständchen an:
„Du minniglich Gegrüßte,
„Wol mag mich Klarheit freu'n;
„Die Sonne ging zu Rüste;
„Magst du mein Mond nun sein?“ —

Und wie mit sanftem Tone
Er singt so fort und fort;
Da schallet vom Balkone
Ein süßes Minnewort;
Und singt nach gleicher Weise
Die letzten Zeilen drauf;
Doch unvermerkt und leise
Thut sich das Pförtchen auf.

Schon hüpft zum treuen Sänger
Die Maid in Lust hinab:
Da hält er sich nicht länger,
Und reißt die Saiten ab.
Sein Lied ist überboten,
Da Brust an Brust erglüht:
Und Blicke sind die Noten,
Und Seufzer sind das Lied!

Mein Frühlingslied.

Im Mai 1823.

Mein Herz ist froh, mein Aug' ist licht,
Und Wen'ge sind mir gleich;
Drum ruf' ich's laut, und rief ich's nicht:
Mein Aug' verrieth es euch;
Und daß ich sing' von meiner Lust,
Das hat der Lenz gethan:
Da wird sich seiner recht bewußt,
Was blüh'n und singen kann.

Noch hab' ich frisch mein Elternpaar
In stillem Haus daheim:
Das mir behütet vor Gefahr
So manchen Blütenkeim;
Noch seh' ich heiter hin und her
All' meine Lieben geh'n,
Weiß keinen Stuhl im Kreise leer:
Brauch' Keinem nachzuseh'n!

Ich hab', was Mancher nicht erstritt,
Manch' Herz, das meiner denkt:
Nicht Freunde nach dem Modeschnitt,
Nein, wie sie Gott nur schenkt.
Ich weiß, man heißt die Freundschaft jetzt
Ein Märchen, schön doch leer:
Ich habe viel auf sie gesetzt,
Und halte sie für mehr.

Die Liebe, — was man Liebe nennt,
Blieb noch aus meinem Spiel;
Doch glaub' ich, wer die Freundschaft kennt
Wiss' auch von Liebe viel.
Und seht, das bringt mir neuen Scherz,
Und neue Lust in's Haus;
Hat man für's Lieben nur ein Herz,
Das Mädchen bleibt nicht aus!

Und solch' ein Herz — dem Herrgott Dank!
Das, mein' ich, wäre mein:
Wo es gesund sein soll, nicht krank,
Und nicht von Stein und Bein;
Das gern schlägt, wo es Freude gilt,
Sie gern empfängt und gibt:
Und Trotz der Mängel, die's erhielt,
Beständig lebt und liebt!

Und drum ist mir das Aug' erhellt,
Drum sind mir Wen'ge gleich,
Drum fühl' ich mich so wolbestellt,
Zumal im Frühlingsreich.
Wer nie, was er geliebt, verlor,
Und noch was drüber kennt,
Der scheint ein Schalk mir, oder Thor,
Wenn er nicht reich sich nennt!

Apologie.

Meinem Vater!

Am 16. October 1823.

Mein Vater, Vater wie du thronst
In meinem Herzen hier, —
Denn, welchen Stern du dort bewohnst,
Wer weiß, wer sagt es mir? —
Kaum hast du heimgelegt dein Herz,
Dein Auge zugethan,
So prüft man auch schon meinen Schmerz,
Und legt das Maß daran.
Sie tadeln mir das Kleid am Leib,
In meinem Aug' den Stern,
Und was ich lasse, was ich treib',
Es findet seinen Herrn.

Daß ich den herben Feierzug
Der Leiche mir erspart,
Und keinen Schmerz zu Markte trug
Bei deiner Grabesfahrt,
Das bringt die Guten außer sich
Und reizt sie auf zum Hohn;
Mag sein; du Vater siehst in mich
Und kennest deinen Sohn.
Mein Grabscheit war — verschwieg'ne Qual,
Mein Busen war — das Grab,
Da scharrt' ich dich, beim Fackelstrahl
Getäuschten Glück's hinab.

Daß ich mich eben lasse seh'n,
Wo sie, nach Modeschnitt,
Sich lispelnd oder wiehernd dreh'n
In frechem Faunenschritt,
Das macht sie bös, die frommen Herrn,
Und ärgert sie gar sehr; —
O kennten sie mich nur von fern,
Sie thäten's noch weit mehr!
Wo fühlt' ich, welch' ein Mann verschied,
Wo fühlt' ich's tiefer wol,
Als wo mein Aug' ihr Leben sieht,
So ärmlich, flach und hohl?

Und daß ich gar in's Schauspielhaus
Mit meiner Trauer geh',
Drob' zieh'n sie gar die Stirne kraus
Und jammern Ach und Weh!
Gewiß, mein Vater, gönntest du
Mir diese karge Lust,
So gut sie manch' ein Stündchen Ruh'
Mir zu verleih'n gewußt!
Spielt' ich doch nun ein Trauerspiel,
Der Held darin war — ich,
Ich half, ich rang, ich stritt, ich fiel, —
Noch schmerzt die Wunde mich.

Und wenn ich steh' auf freiem Feld,
Mit Freunden mich erbau',
Und meine Lust hab' an der Welt
Und auf- und niederschau',
Das nehmen sie mir wieder krumm,
Und schelten meinen Sinn,
Daß ich nicht lieber, trüb und stumm,
In meiner Kammer bin.

Mein Vater was kann ich dafür
Daß die Natur so licht?
Daß sie sich thränenlos mit mir,
Als Trösterin, bespricht?! —

Mein Vater, ja! du schiltst mich nicht!
Dein milder Wink verzeiht:
Ich sehe dich — das Schloß zerbricht
Am Thor der Ewigkeit!
Es ist dein Blick, der winkt; dein Haupt,
Dein theures Haupt, das nickt:
Ein Kranz von Strahlen hat's umlaubt,
Der ziert, nicht niederdrückt;
Es ist die Hand, die Vaterhand,
Die mir so werth, so viel —!
Welt, Welt, verdamme mit Verstand:
Ich halt' an dem Gefühl!

Stoff und Dichter.

Der Dichter steht im Freien da —
Da drängt es ihn von fern und nah:
Dort blinkt des Abends Purpurschein
Entzückend in sein Herz hinein;
Hier hat ein seltsam Wolkenbild
Mit Wonne seinen Sinn erfüllt;

Dort glänzt in Paradiesesruh'
Ein ländlichstiller Park ihm zu;
Hier seh'n ein hoher Eichenwald
Mit riesenstämmiger Gestalt,
Und dort ein grauer Bergkoloß,
Und hier das üpp'ge Weingesproß,
Und dort des Stromes Spiegelbahn
Ihn, wie ein Opfer fordernd, an!
Und nun der Mensch mit seinem Thun,
Mit seinem ew'gen Nimmerruh'n,
Mit seiner lauten Taumellust,
Mit seiner wonnestummen Brust,
Mit seiner Pracht und Gunst und Kunst,
Mit seinem Müh'n nach Luft und Dunst,
Wie greift erst der, so keck und bunt,
Dem Dichter in des Herzens Grund!
Und toller wird das Treiben schon:
Die Engel lassen ihren Thron,
Und schweben um sein glühend Haupt,
Das sie mit Strahlenblüt' umlaubt;
Und Donnerorgelstimmen zieh'n
Darauf herab wie Harmoni'n;
Und Blitze weben schauerlich
Zu seinem Feuermantel sich.
Und was nur Erd' und Himmel kennt,
Ein jedes Ding und Element,
Es stürmt entfesselt auf ihn ein
Und will sein Herr und Eig'ner sein!
Der Dichter fühlt sich fast erdrückt,
Und steht befremdet und entzückt!

Da fühlt er plötzlich seine Kraft,
Die herrscht und ordnet wirkt und schafft,

Ruft seine Uebermacht hervor,
Und schüttelt sich und wächst empor!
Und wie er wächst und größer wird:
Da legt, da ordnet, da verliert
Der Bildersturm sich um ihn her
Zum ebenmäß'gen Bildermeer.
Der Dichter streckt die Hand hinaus
In's schönheitreiche Weltenhaus,
Und wählt von Jedem einen Zug,
Und wählt von Jedem grad genug.
Und mit der Farbenherrlichkeit,
Die rings die weite Welt ihm beut,
Fängt er nunmehr zu malen an,
Setzt Lieb' und Lust und Leben dran,
Und was sein Herr war kaum vorher,
Deß' Herr und Eig'ner ist nun er.

Einer jungen Dichterin.

Wirf die Feder aus den Händen
Und das halbbeschrieb'ne Blatt:
Werde dieser Weihrauchspenden
Fader Schmeichler einmal satt!
Sprich, warum in Fesseln drängen,
Was wie's Licht entfesselt, strömt,
Sprich, warum in Reime zwängen,
Was sich jeden Reimes schämt? —

Stehst du doch so herrlichblühend,
So jungfräulich vor mir da,
Bannst dir doch, von Freude glühend,
Jedes freud'ge Wesen nah.
Ein elektrisch' Feuer knistert
Durch die Hand, die deine traf:
Und dein Zauberodem flüstert
Alle Schlangen in den Schlaf.

Leben, wie der Gott der Götter
Nur in höchster Huld verschenkt;
Leben, wie auf junge Blätter
Sich im Lenze niedersenkt:
Solches Leben füllt dich, lauert
Schelmisch dir in jedem Zug,
Brennt im Aug' dir, und durchschauert
Deine Brust im Ahnungsflug!

Willst du etwa kalt am Tische
Schreiben, wie der Denker schreibt?
Willst verkümmern deine Frische,
Die so schöne Blüten treibt?
Sollen Lieder sein die Wesen,
Die uns deine Kraft gebar?
Sollen wir in Büchern lesen,
Wie dein Lenz so herrlich war?

Nein! — Die Feder aus den Händen
Aus der Hand das kalte Blatt,
Werde dieser Lobesspenden
Fader Gecken einmal satt!
Lebe — Leben sei dein Dichten:
Lieben — üben, — sei dein Reim,

Und du wirst es besser richten,
Als mit Liederhonigseim!

Lieben; — lieb' aus tiefster Seele
Frobeseligend ein Herz,
Und den Seligen erwähle
Dir zum Freund in Scherz und Schmerz,
Blüh' aus theurer Kinder Reigen
Bald als Mutterblüt' ihm zu!
Sein Gebet, sein Wunsch, sein Schweigen,
Seines Herzens Herz sei — du!

Ueben; — übe mild die Kräfte
Zauberischer Weiblichkeit:
In dem häuslichen Geschäfte
Theile sinnig Lust und Zeit.
Walte wie das Licht, das waltet,
Wenn die Nächte mondhell sind!
Schalte, wie der Frühling schaltet,
Wenn die Erde Glut gewinnt!

Sei die Heiligkeit im Bilde,
Und ein Bild der Harmonie,
Sei der Welt ein Stern der Milde,
Wärm', erhell', entzücke sie.
Darum lass' das Reimeschmieden,
Denn der Jungfrau ziemt es nicht:
Ist sie, was sie soll, hiernieden,
Ist sie selbst schon ein Gedicht!

Jägerlieder.

1. Die Elementenweihe.

Chor.

Vier Schüsse thun wir heut in's Holz,
Um eitel Nichts hinein:
Sonst soll, bei unserm Jägerstolz,
Kein Schuß ein leerer sein!

Eine Stimme.

Und nun den ersten leeren Schuß
Gebt in die blaue Luft,
Daß sie sich überziehen muß
Mit leichtem Nebelduft.
Ein Himmel leis' und leicht umnetzt,
Daß keine Sonne brennt,
Und daß es keinen Regen setzt,
Ist Jägers Element!

Chor.

Die Büchsen vor, die Hähne straff,
Den ersten Schuß den Lüften — paff!

Eine Stimme.

Und nun den zweiten leeren Schuß
Gebt in den grünen Grund:
Auf daß er sich vereinen muß
Mit uns zu festem Bund!

Ein Waldesboden, fett und grün,
Der Gras wie Daunen hat,
Nach Schweiß und regem Jagdbemüh'n,
Ist Jägers Lagerstatt!

Chor.

Die Büchsen vor, die Hähne straff!
Den zweiten Schuß der Erde — paff!

Eine Stimme.

Und nun den dritten leeren Schuß
Gebt in den Bach hinein;
Auf daß er uns erlaben muß
Mit Wasser, kalt und rein!
Ein frischer Trunk ist mehr, als Gold,
So keiner trinken kann!
Der Waldbach sei dem Jäger hold,
Drum, Brüder, leget an!

Chor.

Frisch angelegt; — die Hähne straff!
Den dritten Schuß dem Wasser — paff!

Eine Stimme.

Nun Brüder noch den vierten Schuß
Dem Feuer selbst geweiht,
Auf daß es sich uns fügen muß
Zur wahren Jägerfreud';
Ein sich'rer Knall, ein sich'rer Fall,
So will's der Jägersmann,
Darum bei Sang und Hörnenschall,
Kam'raden, leget an!

Chor.

Frisch angelegt, — die Hähne straff,
Den letzten Schuß dem Feuer — paff!

Vier Schüsse thaten wir in's Holz
Um eitel Nichts hinein:
Nun soll, bei uns'rem Jägerstolz,
Auch keiner fehl mehr sein!

2. Das stille Plätzchen.

Kommt, Freunde, kommt! ein Platz ist da,
Wie's ihrer wenig gibt:
Kein kahles Fleckchen fern und nah;
Den Platz hat Gott geliebt.

Gesenkte Buchen reichen traut
Ihm ihre grüne Hand:
Und spielen mit dem weichen Kraut,
Und streicheln seinen Rand.

Und Schweigen herrscht, wie beim Gebet,
Wenn Alles kniet und schweigt;
Man weiß nicht, ob's vom Himmel weht,
Ob's aus der Erde steigt.

Und Rehlein schau'n beim Wald heraus,
Und kommen wie zum Gruß:
Als wären wir auf's Füttern aus,
Und nicht auf Schrot und Schuß.

Und Hasen rauschen durch's Gesträuch,
Und freuen sich am Grün,
Und Vögel zieh'n im blauen Reich
Der Lüfte her und hin.

Zur Erde setzt euch, Brüder, kommt!
Da ist es schön und still:
Und auch ein Stündlein Ruhe frommt,
Wenn's Gott gerade will.

Laßt springen — fliegen, — was da springt
Und fliegt durch Wald und Wind:
Und schüttelt euch die Händ' und singt! —
Ein Schuß hier wäre Sünd'!

---

3. Widerspruch.

Wenn ich durch Busch und Zweig
Brech' auf beschränktem Steig:
Wird mir so weit, so frei,
Will mir das Herz entzwei.

Rings dann im Waldeshaus
Rücken die Wänd' hinaus,
Wölbt sich das Laubgemach
Hoch mir zum Schwindeldach,
Webt sich der Blätter schier
Jedes zur Schwinge mir,
Daß sich mein Herz, so weit,
Sehnt nach Unendlichkeit!

Doch wenn in weitem Raum,
Hoch am Gebirgessaum,
Ueber dem Thal' ich steh',
Nieder zum Thale seh',
Ach, wie beschränkt, wie eng
Wird mir's im Luftgedräng!
Rings auf mein Haupt, so schwer,
Nicken die Wolken her,
Niederzustürzen droht
Rings mir das Abendrot,
Und in ein Kämmerlein
Sehnt sich mein Herz hinein!

4. Waldmesse.

Hut ab! In einer Kirche steht,
Kam'raden, euer Fuß:
Verwandelt in ein Dankgebet
Den kühnen Jägergruß!

Seht, wie die grünen Hügel nur
Betstühlen gleich, gereiht,
Und mit dem Sammtsmaragd der Flur
Festtäglich überstreut!

Seht, wie die Bäum' in weitem Kreis,
Die dichtgelockten, steh'n,
Und ihre Häupter, Gott zum Preis,
Wie betend, abwärts dreh'n!
Horcht! wie des Wald's Bewohner all',
Vereint zum Festgesang,
Aufjubeln in Gelispel, Schall,
Gesumm, Geschwirr und Klang.

Wie rings ein Heer, millionenstark,
Sich von Cicaden letzt,
Und, satt vom frischen Blumenmark,
Die Irisschwingen wetzt.
Wie dort der Vogel singend schlüpft,
Der Falter säuselnd schwebt,
Und Alles, was da fliegt und hüpft,
Sich im Choral erhebt!

Und wie der ferne Sonntagsruf
Der Glocken drein ertönt;
Und was der Herr noch drüber schuf
Sich dreinmengt und verschönt!
Hut ab, ihr Jäger, Unsereins
Steh' nun als Priester d'rinn,
Und heb' im Lustgefühl des Seins,
Zu Gott den schlichten Sinn!

Am Meßgewande fehlt's uns nicht,
Grün ist's, wie Gottes Au,

Die Sonne dient zum Altarlicht,
Zum Weine wird der Thau. —
Nun heb' auch als Monstranze sich
Das Aug' zu Gott hinan,
Und, „Vater“, ruft's, „wir preisen dich,
„Und was du hast gethan!“

Osterlieder.

---

1. Auferstehung.

Auferstanden, auferstanden
Ist die schlummernde Natur:
Ueber allen Erdenlanden
Herrscht ein Geist der Feier nur!

Auferstanden ist der Glaube,
Dieser Anker, dieses Licht,
Das uns, wie des Noah Taube,
Drüben sich'res Land verspricht!

Seht, aus tausend blauen Augen
Lacht er uns vom Himmel an,
Läßt uns Mut und Stärke saugen
Für die neue Pilgerbahn.

Auferstanden ist die Liebe,
Sie, des Weltenkörpers Blut,
Deren schaffendes Getriebe
Nimmer rastet, nimmer ruht!

Seht sie glüh'n im Wangenrote
Dieser bräutlichbangen Welt:
Wie das Schwache, wie das Todte,
Sie erkräftigt, sie beseelt!

Auferstanden, aufgeschossen
Ist der Hoffnung schlummernd Korn:
Tröstend schlägt es seine Sprossen
Um des Lebens rauhen Dorn!

Aus der Felder grünen Wogen,
Aus der Thäler grünem Reich,
Aus der Wälder grünen Bogen
Lacht es mild entgegen euch!

Was nur stark mit Liebesbanden
Oder lindernd lockt dein Ohr:
Alles ist nun auferstanden:
Mensch, nun raff' dich auch empor!

---

2. Vor der Kirche.

Nieder, auf die Knie, nieder,
Wer lustwandelnd geht vorbei! —
Hörst du nicht die schönen Lieder
Voll von gläub'ger Melodei?

Siehst du nicht die hellen Kerzen
Am Altar entzündet steh'n?
Fühlst du nicht aus Aller Herzen
Flammen gegen Himmel weh'n?

Nieder, nieder, auf die Knie!
Bete brünstig ungetrübt! —
Blick' hinein und horch' und siehe,
Welch' ein Wunder sich ergibt!

Geizend durch die bunten Fenster
Fällt der warme Sonnenschein:
Und der Lerchen-Chöre schönster
Schallt vom nahen Feld hinein.

Weihrauch duftet wolkenähnlich
Zu der Kuppel hohem Knauf:
Herzen heben, fromm und sehnlich,
Mit den Wolken sich hinauf.

Und den Herzen hat der Himmel,
Scheint es, weit sich aufgethan,
Und aus hellem Lichtgewimmel,
Sichtbar, schlingt sich eine Bahn.

Und auf dieser Bahn hernieder,
Von der Engel Chor umkreist,
Bei dem Jubel gläub'ger Lieder,
Steigt — der Liebe großer Geist!

Streck' entgegen ihm die Hände,
Nimm ihn auf in deiner Brust,
Sei dir seiner Osterspende
Froh und inniglich bewußt!

Sieh die Welt im Staube liegen,
Betend feiert sie vor dir:
Auf, und laß dich nicht besiegen,
Bet' und fei're du mit ihr!

---

3. Wünsche.

Warum bin ich kein Pred'ger heut,
Der auf der Kanzel steht,
Und Allen an das Herz es legt,
Wie's draußen sich bewegt und regt,
Und grünt und strömt und weht!

Warum bin ich kein Doctor heut',
Der als Recept verschreibt:
„Wer will genesen, geht hinaus
„In's weite freie Gotteshaus! —
„Wer krank will bleiben, bleibt!"

Ich möchte, daß die Welt 'ne Kirch'
Und ich die Glocke wär',
Die hoch herab von ihrem Dom
Zusammenruft der Beter Strom
Zu Gottes Preis und Ehr'!

Doch bin ich gleich das Alles nicht,
Es macht sich auch wol so:
Ein Mensch, dem man's im Auge liest,
Daß er vom Herzen fröhlich ist,
Macht auch die Andern froh!

IV.

Elegieen aus Alfons von Lamartine.

(1826.)

Was er von Sehnsucht, Lieb' und Trost,
Nach meinem Sinne sang,
Nehmt hier, wie ich's, nach seinem Sinn
Ihm nachzusingen rang.

Die Sterne.

„Ein heilig Stündchen für den Denker ist's,
„Wenn, um die Welt zu trösten, daß der Tag
„Entfloh, die Dämmerung den Scheideblick
„Am Bergessaum verlängert; wenn sie, gleich
„Den Falten wallender Gewänder, längs
„Dem Himmel hinstreift, wo die Stern' erwachen!
„Die Flammenkugeln, diese Lichteilande,
„Die unwillkürlich sucht der matte Blick,
„Durchtanzen tausendfach den Nebelplan,
„Gleich einem Goldstaub unter'm Schritt der Nacht.
„Das blöde Aug' verliert im Finden sie:
„Die einen schweben längs des Waldes Gipfel
„Gleich lichtbeschwingten Himmelsvögeln hin;
„Die andern gleichen Felsen, weißumspült
„Vom Meeresschaume; Läufern ähnlich fliegen
„Mit wild entlocktem Stirnhaar and're; jene
„Sind Augen gleich, die auf die schlummernden
„Naturen halbgeöffnet niederschau'n, indeß,
„Gleich blanken Segeln, die das Morgenrot
„Vergoldet, wenn ein Schiff aus fernem Lande
„Zur Heimat wiederkehret, and're flieh'n!

„Gott kennt allein die Zahl, den Stand, das Alter
„Der hellen Lichter seines größten Werkes.
„Die Einen, alternd schon, erblichen fast;
„Im Himmelsraum verlieren And're sich:

„Doch And're, westumkosten Blumen gleich,
„Erheben jugendlächelnd ihre Stirnen,
„Und, um den Ost mit frischer Klarheit spielend,
„Bezaubern sie das Auge, das sie zählt!
„So tanzen sie den Himmelsreih'n; der Mensch,
„Wie neugeboren, grüßt sie und benennt sie,
„Wer säh' auch nicht begeistert auf zu ihnen
„Und suchte sich den Allerhellsten nicht,
„Um ihm den Namen zu verleihen, der
„Sein Liebstes ihm bezeichnet! Rufet selbst
„Doch jener Stern, der einsam niederschimmernd,
„In mancher Nacht mir manchen Trost verlieh,
„Gar lieber Augen Blicke mir zurück!"

„Die Nacht rückt vor, all' diese Weltsisteme,
„Durchwandeln ernsten Schritt's die stille Bahn.
„Bei Zephyrs Hauche spürt man oft die Erde,
„Gleich einem Kahn, sich schaukeln in der Nacht.
„Von Silberschaum umspült sieht man die Berge,
„Gleichmäß'gen Lauf's, das Säuselmeer zerschneiden.
„Der Nordwind bricht sich unterm Kiele, Wänd'
„Und Balken dröhnen, doch der Mensch vertrauend
„Dem Steuermanne, läßt sich sorglos wiegen.
„Lichtwelten ihr, die ihr mit uns euch wiegt,
„Sagt — ob Er's euch gesagt, wohin es geht?! —
„Ist's ein unnennbar grauenvoll Geklipp;
„In das er schmetternd uns're Reste wirft?
„Ist es ein freundlich heller Strand, wohin
„In Träumen seine Hand uns mild geleitet? —

„Ihr Näherschwebenden der Himmelsbahn,
„Glanzvolle Welten, sprecht! Ihr wißt's gewiß!
„Denn mehr des Lichtes strömt euch droben zu!
„Ja, darf ich glauben eurem Glanz, womit

„Des Wald's durchsicht'gen Dom ihr übersilbert
„Und niederschimmernd auf gereizte Meere,
„Ihr, sie erleuchtend, ihren Sturm bezähmt;
„Ja, darf ich glauben eurem Glanz, womit
„Ihr Tugend, Lieb' und Andachtsglut erwecket,
„Und, wenn das Aug', entzückt von euerm Licht,
„Halb auf sich schlägt, an seiner Wimper Rand
„Ihr eine Thräne locket; darf ich glauben
„Dem innern Trieb, dem süßen Ahnungsregen,
„Das auf zu euch der Liebe schwere Seufzer,
„Der Schönheit Augen, Träume, die wir tief
„Vermissen, und des Adlers und des Dichters
„Begeist'rungsflug erhebet: o dann seid
„Ihr Himmelsaugen, Eden, Flammentempel;
„Seid ihr ja das Asyl der Unschuld; ihr
„Des Friedens Wohnung, übt ihr fern herab
„Auf uns're Herzen magische Gewalt,
„Und Alles, was wir suchen, Lieb' und Wahrheit,
„Die Früchte, die vom Himmel niederfielen,
„Und die die Erde kostete, sind dort,
„Und was uns fehlt, wir finden dort es wieder!
„Wie oft hab ich geseufzt: „„O warum bin
„Ich einer nicht von Euch!““ — Im lichten Himmel,
„Den ihr bewohnt, des vaterländischen Bodens
„Oft noch gedenkend, käm' ich jede Nacht,
„Zögernd und einsam, auf die Bergesspitze,
„Und sähe freundlich nieder; wiegte mich
„Auf Blumenkelchen, zitterte auf Quellen,
„Und dränge, wie ein Blick der Liebe, den
„Die Scheu verbergen will, durch Nebelschleier,
„Und wär' hier unten noch ein sinnend Haupt,
„Ein Herz in Trauer, eine Brust, die schmachtet;
„Ein Unglücksel'ger, der sein Leid bei Tag
„Verbirgt und erst des Nachts die Thrän' entfesselt;

„Ein ruhelos Gemüt' im Ocean
„Des Denkens untertauchend: o dann würde
„Mit heil'ger Freundschaft dem gekannten Uebel
„Mein Strahl, ein milder Tröstungsengel, nah'n;
„Ruh'n würde dann mein brüderlicher Glanz
„Auf ihrem Busen, ihren Augen lächeln,
„Und, müd des Seufzens, würden mindestens
„Sie noch vor'm Morgenrot entschlummern können

„Ihr aber, Flammenschwestern, meiner Fahrt,
„Begleiter, die das Himmelszelt ihr stickt,
„Und nach des Himmels Laute tanzt und wogt,
„Ihr würdet Den mich loben lehren, den
„Wir suchen, den ihr seht vielleicht, und badend,
„In seinem Schooße meinen Zitterstrahl,
„Fühlt' ich in Ihm, was ihr in Ihm nun fühlet!"

Begeisterung.

Wie, da sich mit Ganymeden
Jovis Adler aufwärts schwang,
Hangend an dem Staub, der Knabe
Mit dem Göttervogel rang;
Doch der Aar mit eh'rnen Klauen
Ihn entriß den Heimat-Auen,
Taub dem Fleh'n und mitleidslos,
Und ihn so, wie er noch bebte,
Hinwarf in der Götter Schooß!

So, wenn du mir wühlst im Herzen,
Kräft'ger Aar, Begeisterung,
Faßt mich heil'ge Scheu bei deiner
Flammenflügel lautem Schwung;
Ringend kämpf' ich mit dem Lichte,
Fürchtend, daß es mich vernichte;
Wie vom Blitz entglomm'ner Brand
Nicht verlischt, bis er verschlungen
Holz und Herd und Tempelwand.

Fruchtlos kämpfen alle Sinne
Gegen dieses Walten an;
Fruchtlos pocht das Herz im Busen,
Diesem Dämon Unterthan!
Blitz durchzuckt mein Blut, das Feuer,
Will ich's dämpfen, schlägt noch freier,
Heller auf zum Himmelsdom;
Und aus voller Seele strömt mir
Der Gefühle Lavastrom.

Sieh nun, Muse, sieh dein Opfer!
Das ist nicht mehr jener Blick,
Das nicht mehr die hohe Stirne,
Die den Himmel strahlt zurück!
Unter deinen wilden Flammen
Brach mein junger Sinn zusammen,
Und ist nun sein Schatten nur;
Und mir blieb auf bleicher Stirne
Nur die blitzgetroff'ne Spur.

Glücklich ist der kalte Dichter!
Keine Zähre netzt sein Spiel,
Ohne Sehnen, ohne Grämen
Kommt er recht und schlecht an's Ziel.

Zierlich in gemess'nen Schranken
Fließen Bilder und Gedanken
Ihm wie Milch und Honig her;
Keine Pindarsflügel stürzten
Diesen Ikarus in's Meer.

Aber wir, um zu begeistern,
Müssen glüh'n vor Leid und Lust;
Müssen, um zu schildern Alles,
Alles fühlen in der Brust;
Alle Wonnen, alle Schmerzen
Haben tief in unserm Herzen
Ihren Brennpunkt, ihren Herd;
Und doch schilt man unser Leben,
Wenn es Leidenschaft verzehrt.

Nein, nie fühlt das eine Seele,
Die der Friede noch umschlingt;
Nein, nie kann den Drang sie fassen,
Der die Welt durch's Lied erringt.
Eh' Homers Apoll den Bogen
Brauchte, zu den styg'schen Wogen,
Kam vom Eryx er hinab,
Um die Pfeile dort zu stählen
In dem heißen Wellengrab.

Feige Scheu entweiht den Gipfel,
Drum herab von euren Höh'n!
Riesig muß sie sein, die Leier,
Soll sie Götterklänge weh'n!
Wie an Memnons Marmormale
Nur beim heil'gen Sonnenstrahle
Stimm' und Leben rege wird;
So auch werden Liedersöhne
Nur vom Blick des Licht's gerührt.

Und ich sollt' es wieder wecken,
Was die Asche längst vergräbt;
Soll die letzte Glut verkümmern,
Die mein ödes Herz noch hebt?
Ruhm ist nur ein Traum vom Schatten,
Und dem Müden, Lebensmatten,
Für ein Opfer allzuklein;
Nein, der Liebe soll mein letzter,
Schwacher Hauch gewidmet sein!

Anruf.

O du, die mir in meiner Nacht erschienen,
Du Erdengast, du Himmelsbürgerin!
Die mit den sanft verklärten Friedensmienen
Beruhigung geblickt in meinen Sinn!

O lass' mich einmal dir im Auge lesen, —
O nenne Namen, Heimat mir und Ziel,
Ob deine Wiege diese Welt gewesen,
O du ein Himmelshauch? ein Gaukelspiel? —

Mußt du die Heimat morgen wiedersehen?
Bist du an diesen dornenvollen Strand,
An seine Schrecken, seine Qual und Wehen,
Wie unsers Gleichen, seufzend festgebannt?

Woher auch immer stammt dein heilig Leben,
Weß Vaterlands und Loses auch du seist,
Mein ganzes Dasein ist dir hingegeben,
Dich fühlt mein Herz und dich nur denkt mein Geist.

Mußt du, wie wir, hiernieden duldend weilen,
So sei mein Schutz, mein Anker und mein Hort,
Lass' deinen Staub mich küssen, lass' mich theilen
Die Luft mit dir, mich lauschen deinem Wort.

Doch mußt du heim in deinen ew'gen Frieden,
Und unter Engeln wieder Engel sein,
So liebe mich nur einen Tag hiernieden
Und denke dann in deinem Himmel mein!

Einsamkeit.

Hier sitz' ich oft, umschirmt vom alten Baume —
Das Antlitz hell von Abendsonnenglut:
Mein Auge weidend am begrünten Raume,
Der bunt und schön zu meinen Füßen ruht.

Dort rollt ein Strom die lauten Wogenhügel,
Und gräbt in dunkler Ferne träg sich ein;
Hier schläft des See's bewegungsloser Spiegel,
Und lächelnd blickt der Stern des Abends drein.

Dort, wo die waldumkrönten Berge ragen,
Hat seinen letzten Strahl der Tag versandt,
Und dampfend steigt der Schattenfürstin Wagen,
Und bleicht des fernen Horizontes Rand.

Indessen schwingt sich aus den goth'schen Trümmern
Ein Ton der Andacht durch das Luftgebiet,
Der Wand'rer stutzt, — des Siedlerglöckleins Wimmern
Singt nun dem Tag ein schaurig Sterbelied.

Doch kalt und stumm beschau' ich diese Matten,
Kein Laut verklärt, noch düstert mein Gesicht,
Mich dünkt die Erde wie ein irrer Schatten,
Der Tag der Lebenden wärmt Todte nicht.

Wie ich von Berg zu Berg mein Auge wende,
Vom Nord zum Süd, vom Ost zum West zurück,
Wie ich's durchmesse dieses Rund ohn' Ende —
Ich rufe doch: „Mein harret nirgends Glück!“

Was sollen mir die Schlösser, Berg' und Felder
Für dieses Auge blüht ihr Reiz nicht mehr,
Ihr Ström' und Höh'n, ihr einst geliebten Wälder,
Ein Wesen fehlt euch — ihr seid alle leer.

Ob nun die Sonn' aufwach', ob untersinke,
Gleichgiltig folgt mein Blick der Spur des Licht's;
Ob trüb der Himmel, ob er bläulich winke,
Sei's — ich erwarte von den Tagen nichts!

Und könnt' ich gleich am Sonnenwagen hangen,
Ich sähe nichts doch, als ein wüstes Feld; —
Um nichts, worauf sie scheint, trüg' ich Verlangen,
Ich früg' um nichts in dieser Riesenwelt.

Doch wenn vielleicht ich einstens schauen würde,
Wo and're Himmel and're Sonne säumt,
Schau'n, von mir streifend dieses Staubes Bürde,
O schau'n, wovon mein Herz gedacht, geträumt:

Wie wollt' ich mich am Lebensborn berauschen,
Wie freudig Lieb' und Hoffnung wiederseh'n,
Wie jeden Zug des Ideals erlauschen,
Das blöde Menschensinne nicht versteh'n!

O daß ich auf mich schwäng' mit dir, Aurore,
Um meines Wunsches Ziele nah' zu sein!
Was öffn' ich nicht des Erdenkerkers Thore,
Was hab' ich mit der Erde noch gemein?

Die Blätter, so zum Fall im Herbste reiften,
Erfaßt und trägt hinab in's Thal der Nord:
Ich gleiche ja dem Blatt, dem abgestreiften, —
Nord, faß' auch mich, und trag' in's Thal mich fort!

Der Tag der Genesung.

Hab' Dank, Allgütiger, ich bin erhört!
Du gabst den Tag mir wieder, Gott der Liebe!
Schon färbt sein Blick die Stirne, die nur noch
Ein leises Blaß bedeckt, mit Lebensrosen.
Schon schleicht mir durch die Adern milde Glut,
Und steigt zum Herzen, warm emporgetrieben:
So leb' ich auf, um noch einmal zu lieben!

Und auch die Welt lebt auf an diesem Tage,
Die Maiensonne küßt sie freundlich wach.
Vor meinem Fenster rufen keusche Tauben
Des schönsten Mondes Wiederkommen aus.
O, fort, hinaus! In's freie Grüne fort!
Führ' mich Geliebte! Stütze den Geliebten, —
Ich möchte gern die Sonne kommen seh'n,
Begrüßen möcht' ich ihres Wagens Aufschwung,
Bewundern ihren Heimgang in das Meer,
Wenn ihr der West sein Schlummerliedchen säuselt.
Komm, fürchte nichts für mich! die Luft ist heiter,
Und meines Lebens schönsten Tag wird kein
Gewitter schänden. Komm! Auf grüner Erde
Schläft friedlich schon der Hirte bei der Heerde.

Wie süß die Luft ist, Gott, wie rein das Licht!
O Sonne, die Natur erkennt dein Walten,
Glückseligkeit und Leben strömst du aus!
Als Gott, die Nacht absondernd von dem Tage,
Auf deine Wolkenbahn dich hingestellt,
Da sah das All' dich an als seinen König,
Anbetend fiel der Mensch auf's Angesicht,
Und seither, deinen Flammenpfad verfolgend,
Beschreibst du rastlos den gewohnten Kreis;
Der Strom des Lichtes strömt dir ohne Stocken,
Und keine Zeit verbleichte deine Locken!

Wenn dich des Morgens Ruf herauf beschwört,
Dann betet dich der Hindu an im Staube!
Mir, wenn des Mittags segensreiches Feuer
Den matten Leib mir allgemach beseelt,
Mir scheint aus deinen Strahlen dann ein Gott
Erwärmend in das Herz herabzulangen;
Die Fesseln fallen ab von meinen Sinnen,

Als hätte mich des Ew'gen Hand berührt.
Doch wehrte, der dich schuf, uns diesen Glauben?
Bist du ein Strahl nicht, Sonne, seines Ruhm's?
Wenn alle Wesen aus dir Liebe saugen,
Bist du kein Blick, o Sonn', aus seinen Augen?

Ha! wenn ich je in trüben Jammerstunden,
Der Sonne nicht willkomm'nes Licht geschmäht;
Wenn ich verflucht, was ich von dir empfangen,
O Gott, so sieh in's Herz mir, und verzeih!
Hab' ich doch nie das Glück gefühlt, zu schauen
Die Welt an dessen Seite, was ich liebe;
Zu fühlen, wie mit einem schönen Tage,
Vereint mir Lieb' und Leben stieg in's Herz!
Weh' mir! des Lebens Werth war fremd für mich,
Heut' hab' ich ihn erkannt, und preise Dich!

Gottes Antwort.

Sohn des Staubes, wie, du wagtest
Deines Lebens müd zu sein?
Du, mein Kind, mein Schoßkind, klagtest,
Ich dein Vater, wäre Stein?
Thöricht Kind! eh' noch begonnen
Du des Erdendaseins Bahn,
Hat mein Geist schon längst ersonnen
Deines künft'gen Glückes Plan.

Diesem weiten Heiligthume
Uebergab ich dein Geschick,
Daß du lebtest mir zum Ruhme,
Daß du lebtest dir zum Glück.
Und du wardst, und heil'ge Weihe
Gab dir meiner Liebe Ruf,
Daß mir ein Geschöpf gedeihe,
So ich mir zum Spiegel schuf.

In der Milch der Mutterbrüste
Flößt' ich Liebe dir in's Herz:
Jeder Laut, der dich begrüßte,
Zog dein Auge himmelwärts.
Und des Lichtes Tage kamen,
Wo du meiner wardst bewußt,
Und ich schrieb dir meinen Namen
Fühlbar in die junge Brust.

Und du sahest meine Güte
Rings auf Erden ausgesät;
In der Himmel Sterngebiete
Sahst du meine Majestät;
Meine Vorsicht in den Wesen,
Meine Dauer in der Zeit,
Und im Raume konntst du lesen,
Meine Unermeßlichkeit.

Dankbar jubelnd fielst du nieder,
Lalltest manch' ein Segenswort,
Pilgertest erkräftigt wieder
Voller Herzenseinfalt fort.
Aber welch' ein Leid erfüllte
Heute dich so trüb und schwer?

Weil dein Herz Gewölk umhüllte,
Glaubst du an die Sonn' nicht mehr.

„Eine künstliche Chimäre,
„Bist du, eines Grüblers Brut; —
„Wenn die Welt dein Abbild wäre,
„Wäre sie gerecht und gut!"
Mich — den Unterschied bewahre! —
Lenkt Gerechtigkeit, wie dich:
Aber dich für Spanne Jahre,
Und für Ewigkeiten mich.

Weiß das Land, woher sein Grünen,
Und die Flut, woher sie zieht,
Und die Nacht, wie sie erschienen,
Und die Sonne, wie sie glüht?
Ja, wohin mein Wink sie werde
Morgen senden, — weiß es wer?
Kann sie, scheidend, je der Erde
Sichern ihre Wiederkehr?

Doch weck' ich zur Lust und Wonne
Morgentlich das All empor,
Ruf' am Morgen meine Sonne
Aus der Wüsten Schooß hervor.
Meine Gegenwart erkennend,
Kommt sie groß gewandelt schon,
Steht mir Red' und steigt dann brennend
Und entzündend, auf den Thron!

Und du Hauch aus meinem Hauche
Du, auf dem mein Auge weilt,
Der mich braucht und den ich brauche,
Du, mit dem ich treu getheilt,

Mensch, du wähntest dich vergessen?
Wähntest dich verkürzt von mir?
Nein; mein Blick ruht unermessen
Gern auf Allem, — lang auf dir!

Wandle denn im Hoffnungsschimmer
Und vertrauend denke mein! —
Traute doch mir alles immer,
Und du zweifeltest allein?
Doch mein zürnendes Gedenken
Wird auch dieses Zweifels Schuld
Väterlich dereinst versenken
In den Abgrund meiner Huld!

Abschied.

Ja, — ich verließ ihn den Hafen, den ruhigen, langebegehrten,
Wo mich entfernt von der Stadt lächelnd die Ruhe beschlich;
Wo mir ohne Geräusch hinschwanden die Tag'; ich verließ dich,
Einsam schattendes Thal, ländliches Hüttchen des Freund's;
Traurig verläßt, im Auge die perlende Thräne der Sehnsucht,
Meine Muse den Port, welchen sie freudig gewählt!
Nimmer sieht uns der erste Strahl des Tag's, auf den Fluren
Uns im dicht'rischen Traum, irrenden Schrittes, ergeh'n;
Nimmer belauscht uns die Sonne, wenn hoch von Italias Alphöh'n
Rollend, ihr Flammengespann weckt die entschlaf'ne Natur!
Nimmer, ihr alten Fichten, ihr Stolz des Waldes, behorcht ihr,
Fesselnd den Odem des Wind's, uns're Geheimnisse mehr!

Nimmer suchen wir mehr das kühlige Lager der Grotte,
Wo uns, beschwichtigend, oft küßte der gaukelnde Gott!
Nimmer wandeln wir mit, wenn Abends die traurige Glocke
Dort in's Kirchlein am Berg rief die Gemeinde des Dorf's;
Nimmer senken wir betend das Knie auf den Stein an der Pforte,
Welcher ein ländliches Grab schmucklos und innig umwölbt.
Lebt wol! Thäler und Büsche, du blauer See, und ihr Felsen,
Du dichtlaubig Gehölz, du paradiesisch Asyl,
Wo sich der Glückliche glücklich fühlt, wo der Weise daheim ist,
Scheidend ruf' ich euch an — lebet für immer nun wol! —
Schon entfernt sich, gewiegt von gaukelndem Weste, mein Nachen
Ungern von dem Gestad', welches so treu mich geschirmt.
Neuen Stürmen entgegen geht's, und neue Gefahren
Drohen, ich ahn' es im Geist, meinem gebrechlichen Kahn!
Ach, und blüht mir so kurz doch erst die Blume der Jugend,
Ach, und so lang und so viel trieb es mich feindlich umher!
Aber wozu das Geschick mit vergeblicher Klage behelligt?
Aber wozu auf des Weg's Hälfte zurück schon geblickt?
Hab' ich die Lippe bisher doch am bitteren Kelche des Lebens
Kaum noch genetzt, und warf jetzo schon, ekelnd ihn weg.
Bis zur Neige will er geleert sein, also gebeut es
Strenge die Hand, die uns ihn schon an der Wiege kredenzt.
Wenn mein Schritt zwei Drittel dereinst durchwallte des Lebens,
Oder ein Leben mir längst bleichte das dunkle Gelock:
Dann ach! — kehr' ich zurück in das ländliche Hüttchen des Thales,
Wo des Himmels Hand liebend den Freund mir bewahrt!
Dort von Bäumen, die er gepflanzt, umschirmt in der Stille,
Seh'n wir des Lebens Rest rollend, wie Wellen entflieh'n.
Furcht- und hoffnungslos dann schau'n wir zurück, im Gedächtniß
Messend die stürmische Bahn, die wir durchlaufen gemußt!
Also schaut ein Pilot, ein achtzigjähriger, Abends,
Hoch vom öden Geklipp, ruhig gelagert hinaus,
Läßt hinirren den Blick die Wogen entlang, und betrachtet
Einmal die Fläche sich noch, die er vor Zeiten durchschifft.

Das Thal.

Mein Herz, von Allem müd, ja selber schon vom Hoffen,
Hat nun an das Geschick der Wünsche nimmer viel: —
O bleibt mir nur noch ihr, der Kindheit Thäler, offen,
Und gönnt mir einst in euch ein friedlich Sterb'asyl!

Hier schlüpft der schmale Steig durch kühle Wiesenmatten,
Dort deckt des Hügels Grün mit dichtem Laub ihn zu,
Das zitternd mich umnickt mit flücht'gen Schwebeschatten,
Und rings umstrickt mich hält von Schweigen und von Ruh.

Zwei Bächlein, überwölbt von grünen Blätterbogen,
Zieh'n, Silberschlangen gleich, des Thales krummen Rain;
Sie murmeln oft vereint, und wiegen sich und wogen,
Und wühlen, nah' am Born, sich ohne Namen ein.

So fand mein Leben auch, verwaist von Lust und Liebe,
Geräusch- und namenlos, wie sie, sein dunkles Grab!
Doch ihre Well' ist rein, und meine Seel' ist trübe,
Nie spiegelte in ihr ein heit'rer Tag sich ab.

Und ihrer Ufer Schmuck und ihre Schattenkrone
Zieh'n täglich meinen Schritt ihr üppig Bett entlang:
Und wie ein Kind entschläft beim ewig gleichen Tone,
So schläft mein Herz auch ein bei ihres Murmelns Klang.

Ach, — hier von einem Wall aus Rasen rings umfangen,
Vom engen Horizont, mir weit genug, umgrenzt,
Hier hemm' ich oft den Schritt, und stille mein Verlangen
Am Bächlein, das mir rauscht, am Himmel, der mir glänzt.

Ich hab' zu viel geseh'n, gefühlt, geliebt im Leben,
Nach Lethes Quelle späht im Leben noch mein Blick:
O Au'n, was könnt ihr nicht Vergessenheit mir geben?
Vergessen ist nunmehr, mein letztes — einz'ges Glück! —

Mein Herz ist nun in Ruh, und meine Seel' im Schweigen,
Der Welt entfernt Geräusch tönt sterbend an mein Ohr,
Wie wenn ein einzler Ton aus einem fernen Reigen,
Unsicher durch die Luft, verhallend sich verlor.

Das Leben seh' ich hier, wie hinter einem Saume
Von schattendem Gewölk, verblichen längst und trüb;
Die Liebe blieb allein, — wie oft aus einem Traume,
Wenn wir erwachten, nur ein einzig Bild uns blieb.

O Herz, ruh' aus, hier ist ein Lager dir bereitet!
Ruh' aus, dem Pilger gleich, der süßer Hoffnung voll,
Noch einmal niedersitzt, eh' er durch's Stadtthor schreitet,
Noch einmal in sich schöpft der Abenddüfte Zoll.

Lass' uns, wie ihn, den Staub von unsern Füßen streifen;
Auf diesem Wege kehrt der Mensch wol nicht zurück.
Wir sind am Ziel wie er, geendet ist das Schweifen,
Die Ruhe steht am Thor, und drinnen wohnt das Glück.

Dein Tag war trüb wie Nacht, und kurz wie Wintertage,
Dein Tag floh, wie von Höh'n der Abendschatten flieht.
Die Freundschaft gab dir Spott, die Liebe brachte Klage,
Und Niemand sieht dir nach in's stille Grabgebiet.

Doch sieh, die Welt ist da, sie liebt, sie kann nicht hassen,
Wirf dich an ihre Brust, es ist die treu'ste Brust,
Wenn Alles dich verließ, sie wird dich nicht verlassen,
Dieselbe Sonne scheint auf Leiden dir und Lust.

Sie gibt dir ja, wie sonst, noch Schatten und noch Schimmer,
Lass' fahren, was dein Herz durch falschen Schein betrügt;
Horch' auf der Echo Klang, sie weist ja noch, wie immer,
Dir auf den Vater hin, der keinem Kinde lügt.

Am Himmel folg' dem Tag, — dem Schatten auf der Erde,
Die blaue Luft durchflieg' wetteifernd mit dem Aar,
Folg' als ein treuer Hirt der holden Sternenherde,
Knie frommen Sinnes hin am grünen Moosaltar!

Auf daß wir Gott versteh'n, ist ja Vernunft uns eigen,
Laut nennt uns alle Welt den Vater, der sie schuf!
Ein inn'rer Ruf vertraut's dem Geist in seinem Schweigen:
Wer ist, der in der Brust nicht hörte diesen Ruf? —

Der Abend.

Mit dem Abend kehrt die Ruhe wieder!
Einsam sitz' ich hier am Felsensaum,
Sehe wie die Nacht ihr Mohngefieder
Schweigend schüttelt durch den öden Raum.

Venus steigt mit liebeholdem Flimmer
Allgemach empor am Himmelskreis,
Und ihr sanft geheimnißvoller Schimmer
Färbt die Wiese vor mir silberweiß.

Dieser Steineich' Aeste hör' ich knistern,
Ihre Blätter rüttelt sie mit Macht,
Wie ein Schatten, der mit leisem Flüstern
Aufgestiegen aus des Grabes Nacht!

Sieh, da stiehlt, vom Himmel losgebunden,
Sich ein Strahl des Nachtgestirns auf mich;
Tröstend senkt er auf der Seele Wunden,
Kühlend auf mein müdes Auge sich!

Stiller Engel mit verklärten Schwingen,
Lichtherold, o sprich, was kündest du? —
Willst du Tag der nächt'gen Seele bringen,
Diesem ruhelosen Busen Ruh? —

Stiegst du nieder als lebend'ge Lehre
Jener Welt, um die das Auge weint?
Bringst du Kunde mir aus jener Sphäre,
Die dich heimruft, wenn der Tag erscheint?

Oder bannt ein stilles Einvernehmen
Dich dem Unglück unwillkürlich nah?
Stehst du über Allen, die sich grämen,
Wie ein Bild der Hoffnung ewig da?

Kannst du Herzen in der Zukunft Thore,
Wenn sie bitten, keinen Blick verleih'n?
Oder solltest du schon die Aurore
Jenes Tag's, der nimmer Nacht wird, sein?

Meine Seele faßt ein heilig Beben,
Lächelst du so sanft herab zu mir:
Ich gedenk' an sie, die nicht mehr leben, —
Süßer Schimmer, leben sie in dir? —

Schlüpfen so vielleicht auf grünen Matten
Ihre Geister seligtändelnd hin?
Ach, umhaucht, von euren lieben Schatten,
Fühlt sich näher — näher euch mein Sinn.

O laßt wieder mir den Frieden blühen,
Weckt in mir der alten Liebe Macht,
Wie sich, nach des Tages schwülem Glühen
Sanft erquickend senkt der Thau der Nacht!

Seid ihr's wirklich aus der dunkeln Ferne,
O so kehrt in diesen stillen Raum,
Immer wieder mit dem Abendsterne
Webt mir euer Bild in jeden Traum!

Kommt! — Doch sieh! ein nebelhaft Geflimmer
Wogt, wie Dampf, hinan vor meinem Blick,
Jetzt verhüllt es mir des Sternes Schimmer,
Und in Dunkel tritt die Welt zurück!

Der Dichter auf dem Sterbebette.

So muß in ihren Lenzestagen
Des Lebens Blume mir verblüh'n?
Ich weiß nicht, ob ich unter Klagen,
Ob singend soll von hinnen zieh'n!

Ja, singend: — da die Hand noch meistert
Das wolbekannte Saitenspiel;
Ja, singend: — wie der Schwan begeistert
Mit Liedern grüßt das nahe Ziel.

Noch einmal flammt, eh sie verflimmert,
Die Lampe frisch und hell empor;
Die Leier rauscht, eh' sie zertrümmert;
Gold ist der Sonne Grabesthor.
Der Mensch allein in seinem Scheiden,
Blickt um auf sein vertauschtes Sein,
Und schläft, gedenkend sonst'ger Leiden,
Mit halbgeweinten Thränen ein.

Was ist das Leben, drum wir weinen?
Ein Stündchen ist's, und wieder ein's;
Und jedes Nächste gleicht dem Einen,
Und meines ist so spann, wie dein's.
Dies raubt, was jenes uns beschieden:
Scherz oder Schmerz, Staub oder Macht;
Auch Träume dann und wann, und Frieden: —
So ist der Tag, — dann kommt die Nacht.

Ja, weinen darf, wer an die Trümmer
Vergang'ner Zeit gefesselt steht,
Und erst in ferner Zukunft immer
Nach seinem fernen Glücke späh't.
Ich — der ich Wurzeln nie geschlagen
Im kalten Boden dieser Welt, —
Ich scheide, wie vom West getragen
Ein Halm sich wiegt, zum Himmelszelt.

Zugvögeln gleicht der Dichter, weilend
An keinem Strand, auf keinem Baum;

Im Fluge nur vorüber eilend,
Gesangreich, an der Ufer Saum.
Den blauen weiten Himmel nennen
Sie Wiege, Schul' und Wohngebiet:
Sie singen, — doch die Menschen kennen
Nicht mehr von ihnen, als ihr Lied.

Kein Mensch hat meine jungen Hände
Der Leier Wollaut je gelehrt;
Denn nicht von Menschen kommt die Spende,
Die nur ein Himmel ganz gewährt.
So lernt das Rieseln nicht die Quelle;
So lernt ein Pfeil, der wie das Licht
Die Wolken spaltet, nicht die Schnelle; —
Die Biene lernt das Sammeln nicht.

Der Glocke gleich' ich, hoch am Thurme,
Die aus demselben Mund von Erz —
Im Frieden klingend und im Sturme, —
Bald Jubel kündet und bald Schmerz.
Ob mir die Freude mild gelächelt,
Ob Trauer sank auf dieses Haupt:
Kein Lüftchen hat mich je gefächelt,
Das nicht ein Klingen mir geraubt!

Oft netzten meine Saiten Thränen, —
Doch uns sind Thränen milder Thau:
Man würde sich nach Wolken sehnen,
Wär' unser Himmel ewig blau.
Soll er des Weihrauchs Düfte geben,
So will der Baum verwundet sein,
Und kränkt dein Fuß der Blume Leben,
So haucht ihr Odem doppelt rein.

So sang ich denn, und jede Zeile
Galt einen Tropfen meines Blut's;
So sang ich, — nicht um eine Säule,
Der Zeit emporgethürmt zum Trutz!
Was mag's den Schwan im Aufschwung kümmern,
Ob seiner Flügel Schattenbild,
Bevor in Wolken sie verschimmern,
Sich nochmal spiegelt ihr Gefild? —

Doch warum sangst du? — Philomelen
Befrag, warum sie Nachts, im Nest,
Ein Lied, um Steine zu beseelen,
Aus halb gesprung'nem Herzen preßt.
Wir singen, wie ihr athmet, — singen,
Wie Philomele singen muß,
Wie Blätter säuseln, Weste klingen,
Und wie die Welle rauscht im Fluß.

Singen und Lieben war mein Leben: —
Von Allem was der Mensch begehrt,
Daß ihm die guten Götter geben,
Dünkt nichts mich eines Wunsches wert,
Als ein beschwingter Klang der Leier,
Aufsteigend aus der Seele Glut,
Und ein Moment der stummen Feier;
Wenn Brust an Brust die Liebe ruht.

O Glück, der Schönheit Brust zu rühren,
Daß Purpur ihre Wangen säumt,
Daß ihre Worte sich verlieren,
Ihr Herz in Wonnen überschäumt;
Ihr Aug' den Sternen zuzukehren,
Als sehnt' es sich den Klängen nach,

Bis sie mit stummen Wonnezähren
Das Zauberwort der Liebe sprach.

So hab' ich oft geseufzt, gesungen,
Und nicht verstoben ist's im Wind;
Bald hab' ich selbst mich hingeschwungen,
Wo meine Säng' und Seufzer sind.
Wie Freund' in freudiger Erkennung
Wird ihre Schaar mich dort umweh'n:
Der Glaub' erleichtert mir die Trennung,
Denn nicht zu Fremden muß ich geh'n.

Drum baut auf meinem niedern Grabe
Kein lastend Werk der Bildnerei;
Ob ich die Hand voll Erde habe,
Gilt meinem Herzen Einerlei.
Nur gönnet einst statt dieses Allen
Mir einen einzigen Ersatz,
Und frommen Pilgern zu Gefallen
Laßt für zwei Kniee grünen Platz.

Denn wärmer steigt des Dulders Flehen,
Wenn er auf Gräbern kniet hinan,
Er däucht sich selbst schon in den Höhen,
Und trifft beim Tod die Hoffnung an.
Der blaue Himmel scheint ihm freier,
Die Seele streift den Staub zurück,
Das Auge reißt den schwarzen Schleier,
Und die Gewährung lacht dem Blick.

Und nun, ihr Freunde, gebt den Flammen,
Den Fluten meine Leier preis:
Ich fühl's, mein Leben bricht zusammen,
Und meine Pulse führen Eis.

Nehmt eure Leiern nun, ihr Brüder,
Spielt auf, spielt auf mit rascher Hand,
Bis eingewiegt durch eure Lieder,
Mein Geist entschlief in's bess're Land!

V.

Liedertafel.

(1840.)

Herbei! die Tafel ist gedeckt,
Beschickt mit bunten Liedern! —
Wer mag, wenn ihm das Bess're schmeckt,
Das Mindere zergliedern?

Vorfrühling.

Welch' fernes Rauschen tönt von dort?
Es muß die Mühle sein;
Die Wellchen hüpfen lustig fort:
Das macht der Sonnenschein.

Er schmilzt' ihr Band von Eis entzwei,
Und wärmt sie, wie er kann;
Drum rauschen sie so frank und frei
Ihm ihren Dank hinan.

Und welch' ein sanftes Grün ist hier!
Es ist ein Gräschen nur;
Doch mehr, als Blüten, gilt es mir,
Dies erste Grün der Flur.

Es freut sich auch am Sonnenschein,
Wünscht auch den Winter fern,
Und hat, wenn noch so zart und klein,
Doch auch die Freiheit gern.

Und tief in meinem Herzen regt
Manch' alter Keim sich auch; —
Was ist es, was mein Herz bewegt,
Wie leiser Liebeshauch?

Ich such' umsonst nach Klang und Wort,
Es wird nicht klar in mir:
Das ferne Rauschen stört mich dort,
Das sanfte Grünen hier!

Im Dorfe.

Der Tag ist heimgegangen,
Der Abend stellt sich ein,
Schon glüht auf allen Wangen
Sein stiller Wiederschein.

Gestillt ist nun das Sehnen,
Verwunden ist der Schmerz,
Getrocknet sind die Thränen,
Befriedigt ist das Herz.

Der Tagsuhr rege Feder
Ruht aus und stehet still;
Schon wallt und wandelt Jeder,
Wohin er eben will;

Der Hirte zu der Hirtin,
Der Weidmann in's Gebüsch,
Der Wandrer zu der Wirthin,
Der Ackersmann zu Tisch.

Gespräch' und Bilder spinnen
Von gestern neu sich fort,
Der Ernst erneut das Sinnen,
Die Lieb' erneut ihr Wort.

Da tönt, in Gottes Namen,
Der Vesperglocke Schlag,
Und schließt, als frommes Amen,
Den lieben, lauten Tag.

Vor der Mühle.

Hämmernd steigt und fällt das Rad,
Flimmernd stäubt die Tropfensaat.

Leute gehen aus und ein,
Seh'n sich an und grüßen fein.

Doch der Lärm ist allzugroß:
Halbe Reden hört man blos. —

Wie die Mühl' ist auch die Welt,
Deren Triebrad steigt und fällt;

Deren Hebel pochend glüh'n,
Daß die Speichen Tropfen sprüh'n.

Menschen gehen aus und ein,
Seh'n sich an und grüßen fein.

Doch der Lärm erstickt das Wort:
Unverständigt zieh'n sie fort!

Morgengruß.

Es war in frühester Frühe,
Noch still lag Alles umher,
Die Sonne stieg mit Mühe
Durch's wogende Nebelmeer.

Noch sah man keinen Wipfel,
Noch keinen fernen Pfad,
Vom Berge noch keinen Gipfel,
Im Thale noch keine Saat.

Die Dämpfe schweiften und streiften
Bald auf-, bald niederwärts,
Aus ihren Fittichen träuften
Den Blumen Demanten in's Herz.

Da zuckt' es mit einem Male
Durch mich und durch Alles um mich,
Und regsam wurd' es im Thale,
Die Höhen ermunterten sich.

Da kam ich zu einer Fichte,
So schlank, wie ich keine noch sah;
Drum stand sie im werdenden Lichte
Zuerst auch vergoldet da.

„Frisch auf, du luftige Leiter,
„Wozu denn fähst du hervor?"
So rief ich und kletterte heiter
Zum goldigen Wipfel empor.

Da saß ich auf kühliger Warte,
Ein König des kommenden Tag's,
Und sah ihm entgegen und harrte
Des reichen Rubinen-Ertrag's;

Und harrte der schimmernden Perlen,
Womit er das Laub erquickt,
Der Rosen, womit er der Erlen
Erhobene Häupter schmückt.

Da harrt' ich — und endlich kam er,
Und neigte sich meiner Macht,
Und hob sich in wundersamer,
Aeonen durchblitzender Pracht.

Und meiner Rolle vergaß ich,
Daß ich sein Beherrscher sei,
Und laut ihn preisend saß ich,
Und grüßt' ihn mit heiliger Scheu.

Und wie ich so sang, ihn zu grüßen,
Da flattert's um mich her mit Ein's:
Viel trauliche Vöglein ließen
Ihr Liedchen ertönen in mein's!

Im Walde.

Du Wald mit deinem Schweigen,
Du lauschiges Blätterzelt,
Was könnte wol dir noch fehlen
Zum lieblichsten Plätzchen der Welt?

Die klarste der Felsenquellen
Beperlet dein üppiges Moos,
Die Weste ringen wie Seufzer
Aus deinen Busen sich los.

Die lustigen Vöglein wohnen
In deinem gastlichen Haus;
Ja selbst deine Schatten streust du
Auf dankbare Blümchen aus.

Was fehlte zum schönsten Plätzchen
Dir, welches so lieblich ist?
Vielleicht, daß du so verborgen,
Daß du so einsam bist?

Vielleicht, daß außer dem meinen
Kein Fuß noch je dich betrat?
Daß nie ein fühlendes Wesen,
Sich deiner Stille genaht? —

Nein — nein — das fehlt dir nimmer,
Dort steh'n ja, — man merkt es kaum, —
Zwei eng verschlungene Namen
Geschnitten in einen Baum.

Und seine Blätter flüstern,
Und seine Krone rauscht:
„Ich habe zwei liebende Menschen
„In ihrem Glücke belauscht!"

Das Kirchlein am Berge.

Am Berge steht ein Kirchlein,
Vergessen steht es da,
Der Menschenwelt so ferne,
Dem Himmelszelt so nah'.

Auf seiner Pforte Stufen,
Die grünes Moos bedeckt,
Ruht selten nur ein Jäger,
Vom Wetter hingeschreckt.

Die alten Glocken hangen
Seit Langem stumm im Thurm;
Der sie noch manchmal läutet,
Der Glöckner, ist der Sturm.

Die Blitze nur verschonen
Das stille Gotteshaus,
Und wählen sich die Wipfel,
Die es umrauschen, aus.

Wol mocht' es Zeiten geben,
Wo mancher laute Zug
Mit Sang und Klang sein Opfer
Herauf vom Thale trug.

Jetzt wallen keine Beter
Den Waldpfad mehr empor;
Verscheuchte Vögel singen
Ihr Liedchen auf dem Chor.

Die Zeiten sind verklungen,
Verhallt ist Sang und Wort,
Der Geist der Andacht aber
Der webt im Kirchlein fort.

Und sollt' es mit den Jahren
Auch ganz in Trümmern geh'n,
Noch um die Trümmer würde
Der Geist der Andacht weh'n.

Und überwüchs' auch Rasen,
Schon wuchernd Schutt und Sand,
So sagte jedes Gräschen,
Daß hier ein Kirchlein stand!

Der Hirt am Berge.

Ich steh' am Bergeshange,
Die Heerde weidet und springt;
Der Hirte lehnt an dem Felsen,
Und sieht hinunter und singt.

Und was er singt in die Weite,
Es ist nicht Silbe, nicht Wort;
Es klingt nur so aus dem Innern
In spielenden Tönen fort. —

Ich aber verstehe den Hirten,
Und weiß auch das Wort dafür:
Er lehnt in seinen Gedanken
Wol nicht an dem Felsen hier;

Er steht vor dem Hüttchen der Hirtin,
Und sagt ihr's innig bewußt:
„Du bist mein einziger Kummer,
„Du bist meine einzige Lust!"

Tausch.

Sie steht am Fels, an dessen Rand
Verlorne Röslein blüh'n;
Vergebens streckt und bückt sie sich,
Da hilft ihr kein Bemüh'n.

Der Jüngling schleicht herbei, — „Mein Kind,"
So ruft er leis' ihr zu, —
„Bemüh' dich nicht, ich seh' dir's ab,
„Ein Röslein möchtest du!?

„Du sinnig liebes Kind, du langst
„Mit Recht nach jenem hin:
„Nur was wir mühsam uns gepflückt,
„Erfreuet unsern Sinn!

„Und daß du Rosen pflücken gehst,
„Auch daran thust du recht:
„Die Rosen, wie die Mädchen, sind
„Ein kurzes Tagsgeschlecht!"

Er stützt sie, daß sie pflücken kann,
Er pflückt wol halb mit ihr. —
„O keinen Dank, mein liebes Kind,
„Bleib' mir nur gut dafür!" —

Sie geht; er sieht ihr lange nach, —
Sie wendet oft sich um,
Sieht für geschenkt das Röslein an,
Und gab ein Herz doch drum!

In der Schenke.

„Wirthin, eure Schenke scheint
Eben nicht die beste;
Stühl' und Tische gnug umher,
Aber keine Gäste!"

„„Lieber Herr, das macht die Zeit,
Diese läßt uns keine;
Mehr vom Weinen lebt man itzt,
Als man lebt vom Weine.

Hättet Ihr's geseh'n, wie ich,
Da ich jung gewesen,
Wie's mein Vater sel'ger sah,
Und von einst gelesen!

Da, da war der Raum zu klein,
Und des Weins zu wenig,
Wenn sich einfand, was gestreng,
Und was unterthänig.

Unter'm rothen Lämpchen dort
Vor'm Marienbilde,
Saß der Pfarrer lobesam
Mit der Rathsherrngilde.

Hier der Schreiber aus dem Amt,
Drüben Scherg' und Bader,
Und hier Bauer und Soldat,
Und dabei der Hader.

„Freude" hieß die Kellnerin,
Und der Schild „zur Treue."
Blieben heute Gäst' uns aus,
Kamen morgen neue.

Da war noch die Thalerzeit,
Jetzo trägt's nur Heller! —
Denkt Euch, Herr, die säßen hier,
Und ihr findet's völler!"" —

„Liebe Frau, das denk' ich auch,
Seh' sie auch schon sitzen;
Seh' sie ihr bedachtes Haupt
Auf die Hände stützen!

Hör' sie reden und sich freu'n,
Loben und bekritteln,
Und im Traume manchen Zwist
Künft'ger Zeit vermitteln.

Und zu ihnen setz' ich mich; —
Wie sie schau'n und staunen,
Und, mich messend, dies und das
In das Ohr sich raunen!

Bald doch sind wir in's Gespräch
Tief hinein gekommen,
Und da bin ich, als Prophet,
Freundlich aufgenommen.

Sie berichten mir, was war,
Ich, — was kommen werde;
Sie vergangnes Leid, — und ich
Künftige Beschwerde.

Sie den Keim und ich die Frucht,
Schuld — sie, ich die Sühne:
So durchwandern wir der Welt
Lust'ge Trauerbühne.

So versinken wir, und geh'n
Unter im Gespräche: —
Dank für die Gesellschaft, Frau,
Zählt sie mit zur Zeche!"

Der ernste Musikant.

Es war in einer Schenke;
Viel Zecher rings herum,
Der Eine machte Schwänke,
Die Andern saßen stumm.

Man sah wol an den Mienen
Sein Handwerk Jedem an:
So saß ich unter ihnen,
Ein abgeschiedner Mann.

Da schlendert' es zur Thüre
Mit Flöt' und Geig' herein;
Es waren ihrer Viere,
Sie spielten viel und fein.

Der Eine mit der Flöte,
Der trank nach jedem Lauf;
Ihm stieg, als Morgenröthe,
Der Wein im Antlitz auf.

Er blies nur, um zu trinken,
Und trank nur, weil er blies;
Nach seinem Gutbedünken
War er im Paradies.

Der Geiger zog den Bogen,
Als schnitt er Butterbrot;
Er schlug durch Dreh'n und Wogen
Das Flötensolo todt.

Und flogen so die Finger
Den Schwindelsteg empor,
Da war der Tonbezwinger
Ganz Wollust und ganz Ohr.

Der alte Bratschenspieler
Bewegte kaum die Hand;
So recht ein ruhig kühler
Gewohnheitsmusikant.

Der Vierte bei dem Basse,
Der brummte nur so drein,
Als göss' er in die Masse
Der Lust den Ernst hinein!

Er macht der Walzer Jungen
Mit einem Schlage schwer;
Die Andern sind die Jungen,
Der alte Herr ist — er!

Das scheint er auch zu fühlen,
Er würdigt seinen Baß,
Und mitten unter'm Spielen
Wird oft das Aug' ihm naß.

Und als ich d'rum ihn fragte,
Da er zu sammeln kam,
Stand er verblüfft und wagte,
Die Antwort nicht vor Scham.

Und als ich wieder fragte,
Warum sein Auge feucht,
Da lächelt' er, und sagte:
„Man spielt sich oft nicht leicht!

„Mein Weib liegt auf dem Laden,
„Ich seh' es nimmermehr!
„Drum spiel' ich, Euer Gnaden,
„Heut' Walzer etwas schwer!"

Bei der Rückkehr.

Nur wenig Jahre sind entschwunden,
Seit ich die Stadt nicht wieder sah;
Nun ich mich freudig heimgefunden,
Wie ganz verändert steht sie da!

Wie aufgewachsen aus der Erde,
Hob Haus an Haus sich fremd hinan,
Zu manchem, einst mir lieben Herde,
Trat ich, ein unbekannter Mann.

Und Mancher, den ich kennen sollte,
Ging stumm und kalt an mir vorbei;
Von Manchem, den ich grüßen wollte,
Vernahm ich, daß er nicht mehr sei.

Und liebe Plätze, traute Stellen,
Mir heilig durch Erinnerung,
Wie weggespület von den Wellen,
Vermodert, was ich kannt' als jung.

Mit frohem Herzen, leichtem Fuße
War ich genaht dem lieben Ort,
Und schritt mit meinem besten Gruße,
Jetzt, ohn' ihn anzubringen, fort.

Ging fort, hinaus, wie ein Verbannter,
Hinaus zum nahgeleg'nen Wald;
Vielleicht, daß dort noch ein Bekannter,
So dacht' ich, Gruß mit Gruß bezahlt!

Und da war Alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts gestört,
Noch Alles so, wie's einer lieben
Erinn'rung ewig angehört:

Die abenteuerlichen Föhren,
Der Fels mit seinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Finkenchören,
Die Grotte mit dem Westgekos.

Dieselben Pfade längs den Hecken,
Dieselben Bäume darüber her,
Dasselbe Flüstern, Rauschen, Necken, —
Ich hört', ich sah nichts Fremdes mehr.

Und meinen Gruß rief ich entgegen
Der theuren Sippschaft dieses Hains,
Und fühlte tief den ganzen Segen
Des seligsten Zuhauseseins.

Lenzcommando.

Es klingt so laut, es weht so lau, —
Wo's erst noch kalt und stumm;
Es hält der Lenz auf grüner Au
Sein Exercitium!

1.

Wer da? — „Der Lenz!“ — Der Lenz? Gut' Freund!
Das ist der rechte Mann,
Wenn der in vollem Schmuck erscheint,
Dann fängt die Lust erst an.

Ein blanker Helm bedeckt sein Haupt
Mit hellem Purpurband;
Den hat er reich mit Grün belaubt,
Des Lebens sich'rem Pfand.

Auch seine Uniform ist grün,
Gestickt mit Sonnenflaum,
Und himmelblaue Veilchen blüh'n,
Als Aufschlag, um den Saum.

Ein blanker Säbel nebenbei
Mit goldnem Portepee,
Der haut des Eises Deck' entzwei,
Der streift hinweg den Schnee.

Fürwahr ein wackrer Officier,
Der keinen Gegner scheut,
Und, unter siegendem Panier,
Sich manchen Siegs erfreut.

Ja selbst mein Liebchen gönn' ich ihm,
Er mög' ihm höfelnd nah'n;
Sein liebevoller Ungestüm
Bereitet mir die Bahn.

2.

Halt, sag' ich, halt, nicht weiter!
Nun steht die Fronte da,
So mutig und so heiter,
Wie man sie lang nicht sah.

Der Lenz will Must'rung halten,
Schon sprengt er glänzend vor,
Und läßt die Fahn' entfalten,
Und überblickt sein Corps.

Sie sind es alle wieder,
Die Helden seiner Zeit,
Voll Jugendkraft die Glieder,
Der Blick voll Fröhlichkeit.

Die Rothen und die Blauen,
Die Kämpfer groß und klein,
Die Reiter für die Auen,
Die Jäger für den Hain.

Die flüchtigen Couriere,
Die er in Lüften braucht;
Die Schaar der Pontoniere,
Die in die Fluten taucht.

Die muntren Musikchöre
Mit lautem Sang und Klang,
Damit die Welt es höre,
Wenn er den Sieg errang.

„Brav, ruft er, brav, Soldaten!
„Nun wacker dran und drauf!
„Schon floh, eh' wir noch nahten,
„Der Feind im vollsten Lauf!"

3.

Marsch! du Schnee aus Ritz' und Ecke,
Wo du dich verbirgst vor'm Lenze,
Der dir auf die weiße Decke
Stickt die bunten Blumenkränze.

Marsch! du Nord aus deinen Klüften,
Wo du liegst mit matten Schwingen,
Unvermögend, all' das Düften,
Weh'n und Kosen zu bezwingen.

Marsch! ihr Wolken, rost'ge Flecken
Auf des Himmels blauem Schilde,
Sollt uns länger nicht verstecken
Seines Wappens Glanzgebilde!

Marsch! ihr kurzgemess'nen Tage,
Und ihr langgedehnten Nächte,
Tag und Nacht auf gleicher Wage
Wägt der Frühling, der gerechte!

Marsch! ihr kühlen Frostgedanken,
Eisesblüten, dürre Reben!
Frische Lenzgefühle ranken
Sich um's Herz mit üpp'gem Leben.

Marsch! — die Thore stehen offen,
Der Entsatz ist angekommen,
Und er wird mit frohem Hoffen,
In die Festung aufgenommen!

Heimweh.

1.

Wenn ich ein Sturmwind wär',
Flög' ich voll Hast einher,
Stürmte mit heit'rem Sinn
Gegen die Heimat hin.
Hielte mich nirgend auf,
Braust' in beschwingtem Lauf
Ueber die Alpen dort,
Ueber die Thäler fort,
In tobender Eile,
Schneller, als Pfeile;
Ueber alle Schranken,
Rascher als die Gedanken,
Was in den Weg mir tritt,
Niederstürmend mit sausendem Schritt.

Aber an der Heimat Gränze
Hielt' ich plötzlich wieder an;
Wie der zahmste Hauch der Lenze
Weht' und flüstert' ich sodann.

Und des Heimweh's mildes Bangen,
Und den süßen Drang nach Haus
Haucht' ich dann in einen langen,
Tiefen Liebesseufzer aus!

2.

Am Platz in Wien da steht ein ernster Mann,
Die neue Mode focht ihn wenig an;
In buntem Flitter treibt sich's um ihn her,
In grauem Faltenmantel pranget — er.

Das Haupt, mit spitzem Helme kühn bewehrt,
Hält er den Sternen kräftig zugekehrt,
Ein alter Krieger, darauf eingeübt,
Dem Feind zu trotzen, der an ihm zerstiebt.

Dem Ahasver in Vielem gleich, ein Fels,
Woran zerschäumt die Flut des Zeitenquell's,
Sah er, fortlebend, Tausende vergeh'n
In Ebb' und Flut von Tod und Aufersteh'n.

Und wie vom Ahasver des Schützen Blei
Ohnmächtig abgeprallt gleich dürrer Spreu,
So prallten auch von seines Nackens Saum
Die Kugeln ab, — der Alte nickte kaum.

Doch war ein Mann der Unruh' Ahasver,
Der Frevel büßt', — ein Mann der Ruh' ist — er;
Er steht Jahrhundert lang in ernster Ruh',
Und schaut der Welt und ihrem Treiben zu.

Auch keines Frevels ist er sich bewußt,
Ein Haus des Herrn ist seine weite Brust,
In der, was Wien oft jubelt oder weint,
Er fromm zum Nationen-Psalm vereint.

Und was er fühlt, nicht höfelnd gibt er's kund
In Schnörkelsang, mit süßlich zartem Mund;
Ganz eine eig'ne Sprache spricht der Mann,
Die meilenweit ein Volk verstehen kann. —

O Stephansdom, du Jubelgreis, du bist
Auch Kindern gut, wie's Brauch der Alten ist;
Sie spielen dir zu Füßen kindlichfroh,
Zufrieden, stolz, — als blieb es immer so.

Sie prägen deine Züge sich in's Herz,
Und mit den Zügen auch den Heimwehschmerz,
Der sie dann faßt, wenn's nimmer so mehr ist,
Und in der Ferne dich ihr Aug' vermißt.

3.

O Donau, liebe Donau!
Bist gar ein schneller Fluß,
Du bringst von deiner Quelle
Gar bald dem Meer einen Gruß.

O Donau, liebe Donau!
Wirfst Wellen mächtig und schwer,
Sie schaukeln Schiffe trotz Wiegen
Hinab in's ferne Meer.

O Donau, liebe Donau!
Den Schwimmer möcht' ich seh'n,
Der dir entgegenschwämme,
Bald, müßt' er untergeh'n!

O Donau, liebe Donau!
Mir war's im Traume jüngst,
Als ständ' ich am Eisernen Thore,
Wo du zum Scheiden dich zwingst;

Zum Scheiden von deinem Oesterreich,
Weßhalb du dort so grollst;
Es geht auch dir zu Herzen.
Daß du's verlassen sollst!

Da warf ich mein Herz voll Heimweh
In deine Wirbel hinein,
Mein Herz das war ein Schwimmer,
So mag kein zweiter sein!

Da schwamm mein Herz voll Heimweh
Stromaufwärts fort und fort
Schwamm gegen Wien am Morgen,
Und Abends war es dort.

4.

Am Kahlenberg da stand ich gern,
Und sah hinab auf's Land,
Sah wie sich zwischen Bergen fern
Verliert der Donau Band.

Sah wie das Marchfeld drüber hin
Liegt einem Schachbrett gleich,
Wo oft um blutigen Gewinn
Gespielt mein Oesterreich.

Und sah die Berg' im Süden steh'n,
Wie Wellen, die gestockt,
Und sah die Hügel stolz sich bläh'n,
Von Rebengrün umlockt.

Und labte mich an all' der Pracht,
Hinweggekehrt von Wien,
Das, wo solch' ländlich Bild mir lacht,
Mir drauf als Fleck erschien.

Nun steig' ich manchen Berg hinan,
Wol manchen kahlen auch,
Und schau' hinaus, so weit ich kann; —
Rings Gottes Segenshauch!

Wie Fächer Thal an Thal gereiht,
Und Alpen ungezählt,
Ein lachend Bild der Ländlichkeit, —
Der liebe Fleck nur fehlt.

Der liebe Fleck, was gäb' ich drum,
Hätt' ich ihn hier erspäht!
Drum seht euch in der Fremd' erst um,
Eh' ihr daheim was schmäht!

Am Morgen.

Flohst du wieder, stille Feier,
Die so mild mein Aug' umschwebt,
Und mit Träumen ihren Schleier,
Wie mit Sternen, sich durchwebt?
Hast du wieder, goldner Morgen,
Deine Fackel ausgesteckt?
Hast du sie zu Lust und Sorgen
Alle wieder aufgeweckt?

Liebend grüß' ich dich im Kommen,
Fasse gläubig deine Hand,
Hoffe daß du mich zum Frommen
Führen wirst am Gängelband.
Deine Rosen zeigen Sehnen,
Deine Lüftchen — Seufzer an,
Und dein Thau — geliebte Thränen,
Und dein Nebel — süßen Wahn.

Doch der Flor sei nicht zerrissen,
Der dich noch verbirgt vor mir!
Eins laß erst voraus mich wissen,
Alles And're schenk ich dir.

Werd' ich heut auch ihr begegnen,
Werd' ich sie auch heute seh'n?
Wird ihr Blick mich wieder segnen,
Ohne selbst es zu versteh'n?

Wird er's? — O so spann' die Flügel
Schneller als der Blitz mir aus,
Lass' geschwind durch Thal und Hügel
Aufblüh'n deinen Flammenstrauß!
Unerträglich träger, eile,
Tag vertreib' das Morgenrot!
Jede Stunde wird zum Pfeile,
Jeder Augenblick ein Tod.

Soll ich aber sie nicht sehen, —
O so zög're, böser Tag!
Nacht, kehr' um mit deinem Wehen,
Wo ich von ihr träumen mag.
Denn entrisse mir die Sonne,
Was im Schlummer dauernd mein,
Dann ist Träumen — Himmelswonne,
Dann ist Wachen — Höllenpein!

Die liebe Hand.

Du legst dein Händchen oft so hin,
Reichst mir es nicht, — ich muß es fassen,
Weißt aber, daß ich dankbar bin,
Und hast mir's immer noch gelassen.

Und wenn ich nun die liebe Hand
So zwischen meinen Fingern halte,
Bald hingleit' über ihren Rand,
Und bald sie streichle, bald sie falte;

Bald sie erwärme, wenn sie kalt,
Bald, wenn sie glühend ist, sie kühle;
Woher die magische Gewalt,
Die ich in allen Adern fühle? —

Ist sie denn gar so weiß, so klein,
So zart, so schön geformt, so blühend?
Schmückt etwa mancher Edelstein
Den schmalen Finger funkensprühend?

Das Alles — Alles ist es nicht!
Es ist der Pulse Doppelleben,
Der Wärme wechselnd Gleichgewicht,
Der Fibern Ineinanderbeben.

Es ist am Ende nur die Lust
Zu wissen, daß ich jetzt, der Eine
Von Millionen, stolz bewußt,
So fest sie schließen darf in meine.

Die Länderkarte in der Hand,
Rühmt sich ein Fürst mit Wohlgefallen:
„Das Alles hier ist nun mein Land,
„Besieger bin ich von dem Allen!“

Du Sieger, bist du wol mir gleich?
Die Karte hältst du, Weltbezwinger;
Ich aber halte hier mein Reich,
Mein Himmelreich mit einem Finger!

Forderung.

Du fragst mich um den Lohn der Liebe,
Mit welcher Münze sie bezahlt? —
Mit einem Aug', aus dessen Himmel
Der Stern der Gegenliebe strahlt.

Mit einer Hand, bei deren Drucke
Der Seele feinster Nerv erbebt;
Mit einem Seufzer, der den Busen,
Wie West den Schwanenflügel, hebt.

Mit einem Worte, das wie Tropfen
Auf eine durst'ge Zunge fällt;
Mit einem Kusse, der die Adern,
Wie Sonnenglut die Traube, schwellt.

Doch, liebes Kind, mein treues Schildern
Wär', hoff' ich, doch wol Lohnes wert: —
Da ich, wie Liebe zahlt, dich lehrte,
So zahle mich, wie ich's gelehrt!

Liebesneid.

Die Luft beneid' ich, die mit lauen Wellen
Um deiner Locken braune Blüte spielt;
Dem Boden neid' ich die betret'nen Stellen,
Der Lippe selbst den Seufzer, der sie kühlt.

Gedenk' ich erst des Bades, erst des Kleides,
Und dessen, was sie wagen ungestraft;
Dann fass' ich kaum die herbe Qual des Neides,
Die heiße Selbstsucht meiner Leidenschaft.

Und doch, kein Eifern ist es, was ich leide: —
Nur huld'gen möcht' ich dir, und weiß nicht wie;
Ich eif're nicht mit Luft und Bad und Kleide,
Ich fühle mich nur weniger, als sie.

Was Aug', Hand, Fuß und Lippe dir verlangen,
Was du bedarfst für Herz, Verstand und Sinn,
Von mir nur, wünsch' ich, sollst du es empfangen,
In Allem will ich dich zur Schuldnerin!

Nord oder Süd.

Wo ist's besser wohnen,
Wo der Nordwind geht,
Oder in den Zonen,
Die der Süd durchweht?

Hier im moosumgrauten,
Kalten Felsgestein?
Oder dort im trauten
Nachtigallenhain?

Hier, wo unser Grüßen
Rauh wie Schelten dröhnt,
Oder wo's im süßen,
Weichen Lispeln tönt?

Wo ist mehr Behagen,
Mehr Genuß, mehr Licht? —
Mädchen, kannst du's sagen?
Sieh, — ich kann es nicht! —

Wüßt' ich nur ein Fleckchen
Noch so schmal und klein,
Wo im tiefsten Eckchen
Läg' ein Kämmerlein;

Und darinnen eben
Wäre Platz für dich,
Und recht knapp daneben
Auch ein Platz für mich;

Wo wir könnten plaudern,
Was uns eben frommt,
Bis nach süßem Zaudern
Still der Abend kommt;

Wo wir könnten malen
Bilder, die nicht sind,
Wie sie nur aus Strahlen
Sich die Hoffnung spinnt;

Wo wir könnten lächeln
Ruhig, unbelauscht
Von des Westes Fächeln
Lüstern nur umrauscht;

Wo wir könnten weinen
So für uns allein,
Und im heilig reinen
Schmerze selig sein;

Wo wir Alles dürften,
Was die Liebe liebt,
Wo wir harmlos schlürften.
Was ihr Becher gibt.

Ach, dann fragt' ich nimmer,
Wie ich jetzt gefragt,
Ausgefragt für immer
Hätt' ich, ausgeklagt!

Mich mit dir erheben
Würd' ich allsobald;
Dich am Arme, schweben
Durch Geklüft und Wald:

Suchen jenes Fleckchen
Noch so schmal und klein,
Suchen jenes Eckchen
Mit dem Kämmerlein.

Läg' es nun dem Süden,
Oder Norden zu:
Bärg' es doch den Frieden,
Bärg' es doch die Ruh'.

Abschied.

Es ist nun einmal so gekommen,
Ich bleib' allein, — du gehst von hier;
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden ist das Leben,
Doch aber zäh', unendlich zäh',
Er überdauert Lust und Beben,
Er überdauert Wohl und Weh'.

Darum entschlage dich des Bangens,
Zieh' ruhig, — frage nicht um mich;
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh' jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er singt in seinem Haus.

Tritt hin, vermehre seinen Jammer,
Schlag' ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finstrer Kammer,
Und singt ein Schmerzenslied dabei.

Und so gedenk' auch ich zu leben,
Beraubt zwar meines Augenlicht's,
Zu schwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich, — fürchte nichts!

Und so gedenk' auch ich zu singen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir ersetze Licht und Schwingen —
Ich werde leben, — glaube mir —!

Am Kamin.

Das Feuer flackert im Kamin,
Und röthet mein Gesicht;
Es ist ein eigner, tiefer Sinn,
Der aus den Gluten spricht.

Gefühle tauchen wunderbar
Aus Flamm' und Rauch empor,
Und Manches seh' ich, wie es war,
Und wie ich es verlor.

Bezeichnen kann ich's nimmermehr,
Es gibt kein klares Bild;
Nur schwankend spielt es um mich her,
Und stimmt mich weich und mild. —

Doch horch! was braust, was summt so fein
Im lichten Funkenspiel? —
Es mag wol eine Thräne sein,
Die in das Feuer fiel!

Wald und Herz.

In der Jugend, in der Jugend,
In der sel'gen Wonnezeit,
Hat das Herz nur eine Farbe,
Nur das Roth der Fröhlichkeit.

Gleitet auch ein Wölkchen drüber,
Flücht'ge Schatten wirft es nur:
Was emportaucht, bunt und wechselnd,
Kommt und schwindet ohne Spur.

Ja — im Lenz, im jungen Lenze,
Hat, bei allem seinen Blüh'n,
Auch der Wald nur eine Farbe, —
Nur das frische, saft'ge Grün.

In dem frischen Grün verlieren
Sich die bunten Blümchen all',
Heidekraut und Moos und Beere,
Felsenkies und Wasserfall.

Aber, wenn der Herbst sich meldet,
Schwindet bald das gleiche Grün,
Roth und gelb und hell und dunkel
Scheint sein welkend Laub zu blüh'n.

Und so ist es mit dem Herzen,
Mit dem Roth der Fröhlichkeit;
Mit den wechselnden Gefühlen
Wechselt auch die Wonnezeit.

Sonst nur Lust, — nun Lust und Trauer,
Wehmut, Sehnen, Ernst und Scherz,
Und je bunter die Gefühle,
Um so herbstlicher das Herz!

Jugendtäuschung.

Wer von des Berges höchstem Gipfel,
Den grünen Wald sieht unten steh'n,
Der meint wol, über all' die Wipfel
Wär's Kinderspiel hinwegzugeh'n.

Denn wie ein Teppich ausgespreitet,
Nachgiebig, weich, wie Eiderflaum,
So liegen sie vor ihm; — verleitet
Fühlt sich der Fuß, und hält sich kaum.

Und wer das Silberband des Flusses
Sich kräuselnd sieht vorüberdreh'n,
Verspürt die Lockung, leichten Fußes,
Wie spielend, drüber wegzugeh'n.

Er trägt das schwere Schiff hinunter,
Er trägt das leichte Blatt daher,
Wie trüg' er nicht ein Wesen munter,
Nicht halb so leicht, nicht halb so schwer?

Und von der Kindheit luft'gem Gipfel,
Und von der Jugend Zauberstrand,
Betrachten wir der Zukunft Wipfel,
Des Lebens rauschend Silberband.

Wir wähnen, daß ein Spiel sich zeige,
Wir werfen uns verwegen drein,
Da brechen unter uns die Zweige,
Da sinken wir im Wirbel ein.

Außen und Innen.

Munter jagt des Stromes Welle
Sich im bunten Wirbel hin;
Ihr Gesäusel, ihre Helle
Bürgt für lebensheit'ren Sinn!

Aber denke dich hinunter,
Und was erst gelächelt, droht;
Nimmer dünkt sie mehr dich munter,
Denn ihr Grund verbirgt den Tod! —

Ja du bist mein Bild, o Welle,
Wie ich fühle, wie ich bin!
Außen Wirbeltanz und Helle,
Ein geprief'ner leichter Sinn.

Aber ach! im Herzen drinnen,
Wenn es unbelauschter schlägt,
Da will's nicht so fröhlich rinnen,
Als es sich von außen regt.

Innen gar ein nächtig Streben,
Außen ewig Morgenrot;
Wie die Wellen — oben Leben,
Aber unten ach! — der Tod!

Wehmut.

Es muß ein traurig Leben sein,
So gänzlich ohne Thränen,
So fremd mit jeder süßen Pein,
So fremd mit sel'gem Sehnen.

Wer Alles hat, und nichts vermißt,
Der hat auch nichts zu hoffen,
Ihm liegt, was zu genießen ist,
So nüchtern deutlich offen.

Ihn überrascht kein Stündchen mehr
Mit ungeahnten Wonnen;
Er schöpfte ja schon, ahnend, leer
Der Freude kühlen Bronnen.

Er kennt die hellen Morgen nicht
Mit ihren kühnen Planen;
Er kennt kein dämmernd Abendlicht
Mit seinem süßen Ahnen.

Er kennt sie nicht, die liebe Nacht
Mit ihren Sternenchiffern,
Er hat aus aller Lust und Pracht
Nichts weiter zu entziffern.

Da lob' ich mir die süße Pein
Der Wehmut und der Thränen,
Sie wiegen mild die Herzen ein
Mit Ahnen und mit Wähnen.

Sie schaukeln uns so sanft dahin
Vom Leide zu der Freude;
Sie theilen schonend unsern Sinn
Im Leben unter Beide.

Damit der Mensch in Lust und Schmerz
Das Maß nicht überschritte,
Erhält die Wehmut ihm das Herz
Grad in der rechten Mitte.

Verschämter Schmerz.

Du blutest, Armer, und erfüllst mit Klagen
Den treuen Kreis, der tröstend dich umgibt,
Du meinst, es könnte Niemand schwerer tragen,
Die größte Qual sei: Lieben ungeliebt!

Ich will nicht rechten, Freund, mit deinem Leide,
Denn Leid ist Leid, und Leid ist ehrenwert;
Doch wenn ich sage, daß ich dich beneide,
So sag' ich auch, was meine Brust beschwert.

Ich liebt' und ward geliebt; ich hab's genossen
Das süße Glück, das deine Brust nur ahnt:
Die gold'ne Pforte war mir aufgeschlossen,
Zu der du noch den Weg dir nicht gebahnt.

Ich warf den trunknen Blick in jenes Eden,
Und drohend steht der Dämon jetzt davor;

Spricht man von Schmerz, ich darf ein Wörtchen reden,
Du hast noch nicht gehabt, was ich verlor.

Schwer ist vermissen, doch verlieren schwerer,
Schmerz ist Entbehrung, doch Verlust ist Qual;
Im herbsten Schmerze will ich sein dein Lehrer,
Wo nicht, so komm', — ich lasse dir die Wahl!

Weil ich die Luft mit Jammer nicht erfülle,
Weil ich's verschließe vor der öden Welt,
Weil fester, als mein Kern, die grüne Hülle,
Glaubst du vielleicht, ich sei gar wol bestellt!?

Wollt' ich es thun, gerecht mit lautem Munde
Könnt' ich verklagen meines Schicksals Lauf;
Du zeigst den Menschen offen deine Wunde,
Ich halte nur verschämt die Hand darauf.

Tagtraum.

My eyes make pictures, when they are shut.
S. T. Coloridge.

Nur meine Augen brauch' ich zuzudrücken,
So träum' ich oft bei Tage manchen Traum. —
So saß ich jüngst, umschwärmt von Frühlingsmücken,
Auf jungen Rasen unter'm Blütenbaum.

Wolwollend schien die Sonn' auf mich, die Weste
Durchsäuselten erquickend mir das Haar,
Und manche Last, die mich seit Langem preßte,
Schmolz mir wie Eis vom Herzen wunderbar.

Die Bächlein des Gefühl's, die Adern, hüpften
Mir wieder leichter, frei ward Aug' und Ohr,
Und gaukelnde Erinnerungen schlüpften,
Gleich frisch entpuppten Faltern leis' hervor.

Gewiegt von stillem Wolbehagen nickte
Ich mit dem Haupte, senkt' es nach und nach,
Schloß Aug' um Aug' nachgebend zu, und blickte
So still nach innen, träumend, — und doch wach.

Da überkam mich einer der Gedanken,
Die ich oft denk', und oft belächeln muß:
Wie wär's, wenn plötzlich sänken all' die Schranken,
Die starr und spottend hemmen meinen Fuß?

Wenn all' die Band', ererbte wie erstrebte,
Freiwilliges wie aufgedrungenes Erz,
Abfielen plötzlich, und ich frei nun lebte,
Und sagen könnt': Hier ist mein ganzes Herz!

Wenn mir kein Schatten von Erinn'rung bliebe,
Kein ferner Nachhall einer frühern Zeit;
Nicht eine Ahnung einst geliebter Liebe,
Nicht eine Spur von einst erlitt'nem Leid.

Wenn ich mit dem Bewußtsein meiner Freiheit,
Weltbürger, fessellos, voll Kraft und Mut,
Hinausließ' in die Fremd', in weite Neuheit,
Fort über Berg und Thal und Eis und Flut.

Und wenn ich so vielleicht in blauer Ferne
Zuschifft' auf ein Atlantis, sehnsuchtsfrei,
Bestrahlt vom Schimmer unbekannter Sterne,
Von nichts zu nichts, — wie wäre mir dabei?

Zerspränge nicht von ungeheurer Leere
Mein ödes, armes, fesselloses Herz?
Sucht' es nicht Etwas auf dem weiten Meere,
Um sich daran zu binden, — einen Schmerz?

Nein — nein — laßt mir die Bande, die mich binden,
Ich will nicht frei, ich will gebunden sein:
So viele Fesseln dieses Herz umwinden,
Gerade so viel wert ist sich's allein! —

Fort, böser Traum! — Da öffnet' ich die Augen,
Der Tagtraum war entfloh'n, — wie war ich froh!
O süßer, heim'scher Lenz, du magst mir taugen!
Sei's, wie es sei, o wär's nur immer so! —

Bekenntnisse.

1.

Du glaubst vielleicht, ich halte
Für Wahrheit, was du sprichst,
Den Ton, womit du schmelzend
Mein trunknes Ohr bestichst?

Für Wahrheit all' die Küsse,
Womit, verschwendrisch mild,
Der Lippen heißes Sehnen
Dein süßer Mund mir stillt?

Für Wahrheit was an Blicken
Aus deinen Augen brennt,
So wahr, daß wahr sie nennte,
Wer nicht die Wahrheit kennt?

Für Wahrheit all' die Schwüre,
Die du mir schweigend schwörst,
Wenn du vielleicht für Stunden
Mir wirklich angehörst? —

Nein, Kind, du bist betrogen,
Statt daß du mich betrügst;
Ich lass' es nur nicht merken,
Weil du so lieblich lügst.

2.

O weine nicht, weil ich nun scheide,
Als käm' ich nimmer zurück;
Du trägst ja in deinen Augen
Die Wiege für neues Glück.

Wenn jede wärmere Seele,
Wie ich, dir huldigen muß,
Was frägst du nach meinem Herzen,
Was frägst du nach meinem Kuß?

Mein erster war nicht der erste,
Du selbst gestehst es mir ein;
So wird ja wol auch mein letzter
Nun nicht der letzte sein!

Karneval.

1.

Einst war ich mit meinem Liebchen,
Wie's Ehr' und Gewohnheit ist,
Auf einen Ball geladen,
Und zwar nach einem Zwist.

Sie war so reizend gekleidet,
Und ich so zierlich befrackt;
Wir setzten uns gradüber,
Und tanzten keinen Tact.

Bald griff sie an das Herzchen,
Als schnürt' ihr's etwas zu;
Bald holt' ich tiefer Athem,
Als fänd' ich keine Ruh'.

Das sah ein Menschenkenner,
Wie's deren viele gibt,
Die viel von Liebe wissen,
Wiewol sie nie geliebt.

Der flog zur Frau vom Hause,
Und winkt' ihr auf uns hin:
„Nicht wahr, dem steckt das Mädchen
„Gradüber dort im Sinn?

„Ei, wie ich's gleich errathen,
„Wie sie das Herzchen drückt,
„Und wie er seufzt der Arme, —
„Sie schmachten, ganz verzückt!"

Du schlechter Menschenkenner,
Wie falsch dein Aug' doch sah!
Wir haben wol oft geschmachtet,
Doch minder nie, als da.

Sie hatt' ein enges Mieder,
Drum griff sie so oft an's Herz;
Ich hatte knappe Schuhe,
Drum seufzt' ich so oft aus Schmerz!

2.

Wir tanzten einst mit einander,
(Entsinnst du dich noch, mein Kind?)
Wir flogen hinauf und hinunter,
Als trüg' uns ein hebender Wind.

Da schien uns plötzlich der Walzer
In schwellendes Moll zu verweh'n,
Um in ein schmachtend Piano
Verhallend überzugeh'n.

Es war uns, als würden die Bögen
Nicht mehr von den Spielern geführt,
Als klängen die Geigen von selber,
Von hauchenden Lüftchen berührt.

Es war der lieblichste Deutsche,
Der je noch von Saiten erklang;
Es war ein Zucken und Wiegen,
Das Mark und Leben durchdrang.

Wir hatten die Runde des Saales
Wol oft durchmessen im Flug,
Und konnten noch immer nicht rasten,
Und hatten noch immer nicht g'nug.

Da merkten wir endlich ein Flüstern,
Ein Deuten und Kopfverdreh'n;
Wir hörten die Spieler kichern,
Und blieben befremdet steh'n.

Nun brachten die Leute spöttelnd
Uns erst zur Besinnung zurück:
Wir hatten die längste Weile
Getanzt schon — ohne Musik.

3.

Auf sechs und zwanzig Bällen
In Einem Karneval
Hast du ihn leuchten lassen,
Der Reize goldnen Strahl!

Auf sechs und zwanzig Bällen
Hast du mit deinem Blick
In unbefangnen Herzen
Zertrümmert Ruh' und Glück!

Auf sechs und zwanzig Bällen
Warst du die Königin,
Und wiegtest dich im Wirbel
Des Tanzes siegreich hin!

Und doch war jeder Abend,
Vertanzt in Lust und Scherz,
Ein Dolchstich in mein armes,
Mein eifersücht'ges Herz.

Bewundre, stolze Schöne,
Doch meinen Heldensinn;
Von drei und zwanzig Stichen
Sank Cäsar todt dahin.

Ich zähle sechs und zwanzig,
Und steh' noch frisch und fest:
Was doch mit jungem Herzen
Sich Alles dulden läßt!

4.

Sie stand geschmückt, wie ein Nymphchen
In einem Kleid von Krystall!
Und that sie's mir zu Gefallen? —
Nein — einem Gesellschaftsball.

Ich saß ihr im Wagen zur Seite,
So scheu in die Ecke gepreßt,
Als könnte mein Hauch sie zerstäuben,
Wie flockige Blüten der West.

Schon steh'n wir im brausenden Saale,
Schon zieht es sie mächtig von mir;
Schon wird gegafft und gemustert,
Schon drängt es sich schmeichelnd zu ihr.

Schon fliegt sie hinab mit dem Tänzer,
Dem Abgott, der sie mir raubt;
Sie kommt zurück mit dem Zweiten,
Und lispelt: „Ist es erlaubt?"

Dem Zweiten entreißt sie der Dritte, —
Sie fliegt von Hand zu Hand,
Sie läßt, um mich zu vertrösten,
Für's Herzchen den Shawl mir zum Pfand.

Sie wandert von Ecke zu Ecke
Hinauf und hinum und hinein;
Sie scheint im Gesellschaftsballe
Der Ball der Gesellschaft zu sein!

5.

Am Nil im Reich der Pharaonen
War auch die Freude nicht verbannt;
Man stritt sich um des Frohsinn's Kronen
Mit heit'rem Blick, mit rascher Hand.

Man schenkte die krystallnen Becher
Mit Mareotiker sich voll,
Und munter sangen junge Zecher,
Indeß der laute Reigen scholl.

Doch in des Saales tiefster Ecke
Saß ein geheimnißvolles Bild;
Verschleiert war's mit dichter Decke,
Und ward beim Abschied erst enthüllt.

Da zeigte sich ein Beingerippe,
Bekränzt mit Rosen Haupt und Brust,
Den Gästen, sonder Aug' und Lippe,
Vom Ernste pred'gend in der Lust.

So kommt auf unsre Fastnachtsfreuden
Ein Tag, benannt nach jenem Rest,
Den einst, wenn wir von hinnen scheiden,
Uns jede Freud' als Erbtheil läßt.

Als Warner sitzt der Tag im Winkel
Des hellen Saal's, der uns umgab,
Und ruft: „Bezähmt den Wonnedünkel:
„Ihr tanztet über eurem Grab!"

Herr, du bist groß!

„Herr, du bist groß!" — so ruf' ich, wenn im Osten
Der Tag, wie eine Feuerros', erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo lässest du, o Herr, dich güt'ger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer Du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmut sich auf's All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr, erhabner, uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Grau'n und Weinen,
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden!

Charfreitag.

Trauertücher hangen wieder
Von den Kirchenwänden nieder;
Dumpf ertönen Klagelieder!

Und auf hohen Leuchtern stehen
Kerzen, schaurig anzusehen
Mit der Flamme düstrem Wehen.

Weißbekreuzte Grabtalare
Ueber jeglichem Altare
Mahnen an das Kleid der Bahre.

Selbst der Thürme rege Zungen
Sind, von starrem Weh' durchdrungen,
Stumm geworden und verklungen.

Und wie Wand und Lied und Kerzen,
Tuch und Glocken sind voll Schmerzen,
Spricht der Schmerz auch aus dem Herzen.

Heil'ger Schmerz, o sei willkommen,
Der du mild, zu ihrem Frommen,
Dich der Menschheit angenommen!

Wild im Taumel jagt das Leben,
Eitlem Flitter hingegeben,
Klein im Wollen, schwach im Streben.

Nur des Wahnes Münzen gelten,
Aufwärts blickt ein Auge selten
Zu dem Ernste jener Welten!

Drum willkommen, Zeit der Trauer,
Unterbrich des Leichtsinn's Dauer,
Lehr' uns wieder heil'gen Schauer!

Uns umrauschen, uns umklingen,
Uns gewaltsam auf sich dringen
Muß sich's, — soll es uns bezwingen!

Mahn' uns einmal doch im Jahre
An Vergänglichkeit und Bahre,
Daß die Brust vor Stolz sich wahre!

Läut're durch den Ernst die Seelen,
Daß sie sich zum Kampfe stählen,
Und das beff're Theil erwählen.

Bald wird Osternfreude schallen
In den lichterfüllten Hallen,
Die jetzt Todtenflör' umwallen.

Wahre Freud' entkeimt nicht Scherzen,
Wahre Freud' im Menschenherzen
Ist, wie es, ein Kind der Schmerzen!

Abendgebet.

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
Die Sonne schien so freundlich und so hell.
Des Friedens Flamme brannt' auf uns'ren Herden,
Und unsre Stunden flossen leicht und schnell.
Nun aber neigt die Sonne sich zum Sinken,
Der Tag verdämmert, trübe Stunden nah'n;
Kein Strahl des Lichtes will uns tröstlich winken,
Durch düst're Nebel schlingt sich uns're Bahn;
Wir steh'n gebeugt von Ahnung und Beschwerden, —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
Der Will' ist stark, allein das Fleisch ist schwach;
Den Stamm der Eiche kann der Sturm gefährden,
Der Blitz zerspaltet selbst ein ehern Dach.
Der Sturm, der uns ergreift, das ist die Sünde,
Der Blitz, der uns bedroht, das böse Wort.
O gib, daß man nicht unbewacht uns finde,
Sei in der Zeit der Prüfung unser Hort!
Wir sind allein so scheu, so schwach auf Erden, —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
Die Zeit des Lebens ist ein kurzer Tag;
Ob wir noch jetzt uns frisch und froh geberden,
Bald regt sich leiser uns'res Herzens Schlag.
Die Haare werden grau, die Augen trüber,

Die Sehnen schlaffer und die Wangen bleich;
Ein kaltes Lüftchen streicht an uns vorüber,
Und mahnt uns an den letzten Hammerstreich;
Die Zeit ist für uns abgerollt auf Erden: —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

Segne das Vaterland!

Segne das Vaterland!
Segn' es, o Herr, und lass' ihm den Frieden,
Den dein Gesalbter ihm gnädig beschieden,
Stähl' ihm der Eintracht mächtiges Band!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Wess' auch der Nord und der Süd sich erfreue,
Unser ist und bleibt doch die Treue,
Der grade Sinn und die kräftige Hand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Lass' seinen Hügeln die goldenen Reben,
Seinen Thälern die Saat, seinen Städten das Leben,
Die segelnden Schiffe seinem Strand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Lass' es der Kunst als Heimat gefallen,
Lass' es von herzlichen Liedern erschallen,
Schütz' ihm des Wissens köstliches Pfand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Gib, daß noch lang auf des Fürsten Haupte
Grüne der Kranz, der üppig belaubte,
Den ihm die Liebe des Volkes wand!
Segne mein Vaterland!

Einem Getäuschten.

Ruhig, Freund, was soll das Zagen?
Thränen führen an kein Ziel;
Träumend schwelgen, wach entsagen,
Ist ja dieses Lebens Spiel.
Wenn die Liebe dich betrogen,
Weine nicht, — sie thut es oft;
Dem nur bleibt sie treu gewogen,
Der sie nicht begehrt, noch hofft.

Bist du aber doch erlesen,
Zu erfahren ihre Macht,
So erstreck' auf alle Wesen,
Was du Einem zugedacht!

Oeffne deiner Seele Tiefen,
Wie ein leuchtendes Gemach;
Alle Engel, die noch schliefen,
Ruf' aus ihrem Schlummer wach!

Lass' sie mit gelösten Schwingen
Flattern in die schöne Welt;
Lass' sie auf zum Himmel dringen,
Droben ist kein Netz gestellt.
Wirf dich herzlich, unverdrossen,
Der Natur an's Mutterherz:
Das ist Allen aufgeschlossen,
Ein Asyl für jeden Schmerz.

Bei der Täuschung Rasenstellen
Bettet Liebe sich ihr Bett;
Wie den Schiffer auf den Wellen,
Trennt vom Trug sie nur ein Brett.
Ahnst du, daß sie dich berücke,
So entflieh' noch schnell genug:
Nur Natur ist ohne Tücke,
Nur dein Gott ist ohne Trug!

An meinen Schutzengel.

Engel, den mir Gottes Hand an die Wiege schon gesendet,
Daß er, wenn die Mutter schliefe, mein getreuer Wächter sei,
Engel, der du nie mir logst, wenn ich mich zu dir gewendet,
Bleib' in Leiden, bleib' in Freuden, auch noch ferner mir getreu!

Warne mich durch Freundeshand, sprich mit mir im Abendwehen,
Lächle mir in klaren Nächten mild herab vom Sternenplan!
Lass' im Sturm, im Orgelklang deine Stimme mich verstehen,
Sprich aus meiner Kinder Kosen, aus der Gattin Aug' mich an!

Und wenn einst die Stunde kommt, wo verweh'n des Lebens Scenen,
Dann, o Engel, treuer Schützer bis zum Eingang in die Ruh',
Trockne mit der Rechten noch meiner Lieben heiße Thränen,
Und mit deiner Linken drücke freundlich mir die Augen zu!

Zur Erntezeit.

Es wogt ein Meer mit gold'nen Wogen,
Viel tausend Perlen schließt es ein;
Von solchem Reichthum angezogen
Stürzt sich das Volk der Taucher drein;
Bald müssen sich, des Inhalts wegen,
Die Wogen selbst gehorsam legen.

Das goldne Meer, die Felder sind es
Mit ihrer Körner Perlensaat,
Die bei dem Säuselhauch des Windes
Sanft überfluten ihr Gestad,
Und ems'ger Schnitter Fuß bespülen,
Die, wie die Taucher, drinnen wühlen.

Die Zeit der Ausbeut' und der Ernte
Sie ist nun da, — sie blieb nicht aus;
Drum wer zu hoffen schon verlernte,

Der tret' hervor aus seinem Haus,
Auf das ihm jedes Korn der Aehre
Für seine Hoffnung Trost gewähre!

Denn wer gesä't, dem darf nicht bangen,
Ward nur die Saat mit Gott gethan.
Wie manches Korn ist aufgegangen,
Das man verstreut auf flücht'ger Bahn,
Und hat in später Zukunft Tagen
Noch süße Frucht des Dank's getragen!

Und wenn's dem Guten mag gelingen,
Zu sä'n oft, ohne daß er's weiß,
Wie soll die Saat nicht Segen bringen,
Die wir erzieh'n mit frommem Fleiß?
Drum ist wol, was wir Mißjahr schelten,
Auf Feldern und im Herzen selten.

Und also erntet, was der Acker,
Und erntet, was das Herz gebracht,
Und kommt der Lenz, so werde wacker
Mit Gott die Aussaat neu gemacht,
Daß weder brach das Feld euch liege,
Noch eurer Herzen Kraft versiege.

Meteore.

Es hat seit kurzer Frist der Himmel
Uns überrascht mit Meteoren,
Als hätt' in seinem Lichtgewimmel
So mancher Stern die Bahn verloren.

Und Viele bebten drob und dachten:
„Ein Unglückszeichen ist es wieder!
„Schon liefern sich die Sonnen Schlachten
„Und werfen uns die Todten nieder;

„Bald wird die Erd' es nachthun wollen,
„Und böses Unheil wird entbrennen,
„Und büßen werden es die Tollen,
„Die solche Warnung nicht erkennen!“ —

Nicht Unheil, denk' ich, mag's verkünden,
Wenn sich der Herr verklärt durch Wunder;
Der Segen kommt aus jenen Gründen
Erstickt nur ihr des Unheil's Zunder.

Dem Schuldbewußten weckt es Grauen,
Der Gute schaut es mit Entzücken,
Wenn Sterne wie die Tropfen thauen,
Und Pole sich mit Purpur schmücken.

Er denkt, es sei'n des Himmels Grüße,
Die er zur Erde niedersendet,
Verbürgend ihr durch Flammenküsse,
Daß er sich nicht von ihr gewendet!

Optische Täuschung.

Wer von der Erde fester Scholle
Den Blick gen Himmel schweifen läßt,
Der meint, die Sonnenscheibe rolle;
Allein die Sonne stehet fest.

Und wer von seines Schiffes Borden
Die Ufer mißt mit starrem Blick,
Der wähnt, sie seien flott geworden,
Und fliegen hinter ihm zurück.

Was aber rollt, das ist die Erde,
Und was hinabfliegt, ist das Schiff.
Wir trügen uns, am schwanken Herde,
Nur selbst mit täuschendem Begriff.

So sieht der Mensch im Lebenskahne
Das scheinbar Wandelnde sich an,
Zu stolz und blöd, als daß er ahne,
Was wandelt, sei nur er im Kahn.

Wie viele Tiber-Helden fielen?
Die gelbe Tiber fließt ja noch;
Wo ist der Mann der Thermopylen?
Die Termopylen stehen doch!

Kaum wird ein einzig Sternchen trüber,
Indeß ein ganzes Volk zerfällt;
Die Welt nicht geht an uns vorüber,
Wir geh'n vorüber an der Welt!

Allerseelentag.

Lichter flimmern gleich den Sternen
Auf des Kirchhofs stiller Flur,
Seufzer suchen in den Fernen
Lieber Todten theure Spur.

Wehmutstropfen thauen nieder
Auf das herbstlich fahle Kraut,
Und die Trauer findet wieder,
Was sie Gräbern längst vertraut.

Herzliche Gebete ringen
Aus der tiefsten Brust sich los,
Sehnsuchtsvolle Wünsche dringen
In der Hügel düst'ren Schooß.

Denkt nur an die Lieben alle,
Deren ihr so selten denkt,
Denen ihr im Lebensschwalle
Selten mehr ein Thränchen schenkt!

O gar dankbar sind die Todten,
Glaubt mir, treu und liebevoll,
Und gewiß wird überboten
Von ihnen einstens euer Zoll.

Wenn's am Himmel Nachts dann flimmert,
Während ihr an Gräbern kniet,
Denkt, was über euch so schimmert,
Sei nicht, was das Auge sieht!

Sterne, meint ihr, sei'n es, Sterne,
Sanft gekos't vom Hauch des Wind's; —
Lichter sind es in der Ferne,
Stille Gräberlichter sind's.

Gräberlichter, von den Theuern,
Die ihr wähnt im Todtenreich,
Angezündet nun zu Feuern
Der Erinnerung an euch.

Denn sie sind nicht todt, — sie schweben
Lebend dort, und seh'n herab; —
Wir sind todt im Erdenleben,
Und die Erd' ist unser Grab.

Und am Allerseelentage
Denken sie an uns zugleich:
Wie für sie hier eure Klage,
Tönt dort ihr Gebet für euch.

Auf dem Kirchhofe.

Im Frühlingsschmucke liegt das stille Feld;
Glück auf zur Saat, die Furche steht schon offen!
Die Sonne Gottes glänzt am Himmelszelt,
Und läßt euch lächelnd ja das Beste hoffen!

Hinunter mit dem Korn! Der Mutter Schooß
Verbürgt ihm eine sich're Ruhestätte.
Warum verzögert ihr sein schönes Loos,
Warum mißgönnt ihr ihm das weiche Bette?

Hinunter mit dem Korn! Was soll es hier?
Soll's denn für euer blödes Mitleid büßen?
Es sehnt sich nach der Aussaat, glaubt es mir!
Verspätet Korn wird später reifen müssen.

Was weint ihr denn? Ich kann euch nicht versteh'n;
Warum zerfließt ihr denn in Jammerlaute? —
Habt ihr wol je den Sämann weinen seh'n,
Wenn er sein Korn der Erde anvertraute?

Weihnacht.

Als ich ein kleines Kind noch war
Voll unbewußter Fröhlichkeit,
Da freut' ich mich von Jahr zu Jahr
Auf dich, o stille Weihnachtzeit!

Da sah ich Wochen lang vorher
Am hellen Tag, im süßen Traum,
Wohin ich sah, nichts Andres mehr,
Als dich, du schöner Weihnachtbaum!

Warum die Zeit, warum der Baum
Mir eben gar so wohlgefiel, —
Ich wußt' es nicht, ich ahnte kaum
Den Ernst im heit'ren Kinderspiel.

Die Jugendzeit sie ist dahin,
Die Fröhlichkeit sie ist verrauscht,
Und älter — kälter hat mein Sinn
Mit Ernst das heit're Spiel vertauscht.

Und doch, wenn durch die Mitternacht
Die Glocke schallt dem Christ zu Ehr',
Und Lichtlein glüh'n in stiller Pracht,
Da wird noch jetzt das Herz mir schwer.

Da wird das Herz vor Wehmut schwer,
Und lebt zurück in's Kinderglück,
Und ahnt den hohen Ernst nunmehr,
Der dort als Spiel erschien dem Blick.

Nun winkt, an bunten Flitters Statt,
Des Glaubens Frucht in heil'ger Ruh',
Der Liebe Stern, der Hoffnung Blatt,
Von dir, o Weihnachtbaum, mir zu.

Und was mich einst als Kind erfreut,
An dir, o stille Weihnachtzeit,
Ich fühl's mit jedem Jahr erneut,
Es ist: „Die Glaubensfröhlichkeit!"

Rath.

Wenn sich ein Wetter nähert
Mit schwerem Donnergang,
Wozu das helle Läuten,
Wozu der Glockenklang?

Es bannt ja nicht das Wetter,
Es macht die Luft nicht frei,
Es lockt vielmehr die Wolken,
Und führt den Schlag herbei.

Seid lieber still und ruhig,
Und wartet, was da kommt,
Und läßt der Himmel schlagen,
So weiß er, daß es frommt.

So — wenn am Seelenhimmel
Ein drohend Wetter graut,
Wozu das helle Weinen?
Wozu der Jammerlaut?

Das kann den Sturm nicht bannen,
Das macht die Brust nicht frei;
Sei lieber still und ruhig,
Es geht vielleicht vorbei!

Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend Blumen sprossen wieder,
Und der Lenz ist aufgewacht,
Seine Freuden thauen nieder,
Alles blüht und Alles lacht.

Aber ach! die alten Schmerzen
Füllen mir die bange Brust:
Winter ist's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend milde Strahlen wärmen
Blatt und Knospe, Saat und Keim,
Quellen rieseln, Bienen schwärmen,
Und die Schwalben kehren heim.
Aber ach! kein süßes Scherzen
Schmilzt das Eis der bangen Brust:
Keine Glut im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend helle Sterne flimmern
Hoch am blauen Himmelszelt,
Leuchten hold mit sanftem Schimmern
Süßen Trost der müden Welt.
Aber ach! wie Todtenkerzen
Flackern sie der bangen Brust:
Dunkel bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend frohe Kehlen singen
Laut der Freud' ein Jubellied,
Gold'ne Wonnebecher klingen,
Jede Sorg' und Klag' entflieht.
Aber ach! wie Ruf der Schmerzen
Klingt ihr Schall der bangen Brust:
Stille bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Lenzfragen.

Was macht den Lenz? — Die Blumen?
O nein, o nein, o nein!
Die Blumen machen ihn nicht aus,
Ich habe deren viel zu Haus,
Der Blumen viele schön und licht; —
Und habe doch den Frühling nicht!

Was macht den Lenz? — Die Sonne?
O nein, o nein, o nein!
Wie schaut der liebe Sonnenschein
Nicht oft im Winter hell herein,
Und wärmt und strahlt und spielt und malt,
Das Herz im Leib ist gleichwol kalt!

Was macht den Lenz? — Die Bläue?
O nein, o nein, o nein!
Und wirft der Himmel noch so blau
Sein liebes Aug auf Strom und Au,
So wall' ich doch oft trüb daher,
Als ob es tief im Winter wär'.

Was macht den Lenz? — Die Liebe?
Ja wol, — die Lieb' allein!
Die Liebe, die mit Freud' und Scherz
Erfüllt der Welten großes Herz,
Die Liebe schwellt mit ihrem Hauch
Das kleine Herz des Menschen auch!

Die Elemente der Liebe.

Vier Elemente rufen
Die Welt der Lieb' an's Licht,
Und was sie göttlich schufen,
Vergeht hiernieden nicht.

Die Augen sind das — Feuer,
Das Liebe weckt und nährt,
Und wärmer stets und treuer
Sie spiegelt, sie verklärt.

Die Luft, — der Hauch der Liebe,
Sind Seufzer, still und leis',
Durch die sie ihre Triebe
So sanft zu lindern weiß.

Das Wasser — sind die Thränen,
Ein Quell, der nie versiegt,
Der wechselnd Lust und Sehnen,
Auf seinen Wellen wiegt.

Das Herz, das ist — die Erde,
Worin sie Wurzeln schlägt,
Und Jubel und Beschwerde,
Als ihren Reichthum hegt.

Das Herz — es ist die Erde,
Worauf die Liebe lebt,
Das Herz — es ist die Erde,
Worein man sie — begräbt!

Schmiedlied.

Wenn wir am frühen Morgen
Schon hämmern drauf und dran,
So schläft noch ohne Sorgen
Das Liebchen nebenan.
Da bringt man ihm im Liede
Den Morgengruß nach Brauch:
Und pocht es in der Schmiede,
So pocht's im Herzen auch!

Ein Handwerk ohne Liebe
Das wär' ein traurig Sein,
Wenn so kein Bild uns bliebe,
Das winkt mit goldnem Schein.
Es lindert die Beschwerde
Mit sanftem Friedenshauch:
Und brennt es auf dem Herde,
So brennt's im Herzen auch!

Nicht immer bleibt es heiter,
Oft wird der Himmel trüb,
Wir hämmern fröhlich weiter,
Weil uns die Hoffnung blieb.
Denn dünkt uns gleich die Kammer
Recht traurig manchen Tag,
So übertäubt der Hammer
Des Herzens bangen Schlag!

Drum soll die Liebe leben
Seid frisch und froh zur Hand;
Nur Fleiß und Frohsinn weben
Des Glückes dauernd Band.

Weil noch die Wange blühet,
Führt schnell die Meist'rin ein:
So lang das Eisen glühet,
Will's auch geschmiedet sein!

Sicilianen.

1.

Was ich je lächeln sah, je glüh'n und prunken,
In Ihren Augen fand ich's Alles wieder.
Wann ich gewallt oft in mich selbst versunken,
Das düst're Haupt gesenkt zur Erde nieder,
Da nahte Sie, — aufblickt' ich wonnetrunken,
Ein junges Leben floß durch meine Glieder!
Und manche Blicke weckten manche Funken,
Und kurze Blicke gaben kurze Lieder!

2.

Da schlummert Sie, — in leichtem Nebelfalle
Ruht Ihr Gelock, die stumme Lippe spricht,
Ihr Aug' verräth's, ein Morgenträumchen walle
Hin über ihre Seele mild und licht. —
Komm', Sonne, schnell, — erwecke Sie! — Nun schalle
Das ernste Wort, das Ihren Starrsinn bricht!
Doch nein, komm' nicht! Du weckteſt mit Ihr — Alle,
Und Zeugen brauch' ich keine, — weck' Sie nicht!

3.

Süß, wie der Honig von Hymettus Bienen,
Strömt von den Lippen Ihr der Rede Flut;
Da beug' ich mich zu Ihr, mit trunk'nen Mienen,
Wie's ein gefühlvoll ernster Lauscher thut.
Und ihre weichen Schwanenschultern dienen
Zum Kissen meiner Wangen irrer Glut!
Ja, arm hat mir der Himmel da geschienen,
Der nicht so weich auf Atlas' Schultern ruht!

4.

Du kannst kein Gold von meinen Wänden schaben;
Ein armer Dichter bin ich und nichts mehr.
Doch hab' ich als Ersatz wol andre Gaben,
Vielleicht genug für edleres Begehr!
Auf einem Grund, worunter Gold vergraben,
Gedeihen Korn und Blum' und Pflanze schwer;
Empfänglich schlichten Boden mußt Du haben,
Dann bleibt so leicht kein Platz Dir blumenleer!

5.

Des Denkers Tiefsinn um die Stirn gezogen,
Durchprüfst du kalt der Liebe Flammenschrift.
Nur Blumenränder gürten rings die Wogen;
Du fragst, besorgt, wohin der Kiel Dich schifft?
Hast aus der Liebe Kelch so oft gesogen,
Und prüfst nun erst, ob's Nektar oder Gift?
Sieh doch den Gott mit seinem goldnen Bogen,
Er prüft nicht, sieht, erkennet, zielt und trifft!

6.

O seltne Schönheit! denn mich dünket selten
Und karg vertheilt so großer Schönheit Gut,
Wie Alles hier, was theuer pflegt zu gelten. —
Die Perle liegt in wüster Meeresflut!
Das Gold ruht tief in öden Berggezelten,
Der Demant schläft in dürrer Sandesglut:
Rubine glüh'n in menschenleeren Welten,
Und Aloen in steiler Felsen Hut.

7.

Jüngst stand ich draußen in der Nacht! Wie Säulen
Schien mir der Berge Riesenkranz erhöht;
Wie Schwebelampen in gemess'nen Zeilen
Bedünkten mich die Sternlein ausgesät;
Der Wolken Weihrauch schien emporzueilen,
Des Himmels Schleier halb entzwei geweht,
Und Priester „Mond“ kam Segen auszutheilen,
Und der Gedank' an Dich war mein Gebet!

8.

Sonst fühlt' ich in der Brust gar oft ein Regen,
Wie's ein sich stellt, wenn Zeit zum Dichten ist;
Ich mühte mich, in Formen es zu prägen,
In einen Stoff, der würdig es umschließt.
Doch trotz des Herzens schöpfungslust'gen Schlägen
Hab' ich die Wieg' oft für mein Kind vermißt!
Jetzt bin ich nicht mehr um den Stoff verlegen,
Seit Du mein ewig unerschöpfter bist!

9.

Wofern du ein Geheimniß hast, so sag' es,
Mein Herz ist dir dafür ein sich'rer Ort!
Man sagt von Blumen, welche unter Tages
Verschlossen sind, als wären sie verdorrt;
Der Mondschein erst, kraft seines Zauberschlages,
Entsiegelt ihrer Brust geheimen Hort!
So ist mein Herz, — nicht sich eröffnen mag es,
Sein einz'ger Schlüssel ist dein mildes Wort.

10.

Ich stieg zum Felse, den die Wolke säumet,
Die Liebe stieg mir nach durch Wolk' und Wind;
Ich stieg hinab, — wo Einsamkeit verträumet
Den düst'ren Traum; — sie stieg mir nach geschwind.
Ich lief zur Flur, wo Blum' an Blume keimet;
Sie lief mir nach, das liebe Blumenkind!
Ich kam zur Tafel, wo der Becher schäumet; —
Sie kam mir nach: — wer schilt die Liebe blind?

Sonette.

Gleichgewicht.

Du süßes Kind, an dessen Bild ich hange,
Der Biene gleich, an ihrer Blütendolde;
Von dem ich, wie die Welt vom Sonnengolde,
Des Lebens Licht, des Lebens Glut empfange,

Was quälst du mich nur oft zu solchem Drange,
Als hättest alle Schrecken du im Solde,
Als freutest du dich meines Leid's, du Holde, —
Als schmerzte dich das Lächeln meiner Wange?

Ich seh' es wol, es ist der Sterne Grollen!
Wie du mich oft erfreut, ohn' es zu wissen,
So hat dein Blick auch oft, ohn' es zu wollen,
Die Seele mir in wunder Brust zerrissen!

Wenn du nicht wär'st, wo wären meine Leiden?
Wenn du nicht wär'st, wo wären meine Freuden?

Zweifel.

Bist du mir gut? Das Eine möcht' ich wissen,
Und konnte doch dies Eine nie erfahren.
Es mir zu zeigen, warst du zwar mit klaren,
Gutmüt'gen Augen oft, so schien's, beflissen;

Doch glaubt' ich stets ein Etwas zu vermissen,
Das immerdar mich zweifeln ließ am Wahren.
Oft schien mein Schmerz es mir zu offenbaren,
Wenn du ein Stern mir warst in Finsternissen.

So hab' ich viel gehofft, geahnt, gegrübelt,
Mich oft gebeugt gefühlt und oft erkräftigt,
Mit deinem Bilde stündlich mich beschäftigt,
Dich oft entschuldigt und dir viel verübelt;

Umsonst! — was ich gesucht, was ich gefunden,
Ob du mir gut sei'st, konnt' ich nicht erkunden!

Entfernung.

Nicht Berge sind es, die dich von mir scheiden,
Nicht Ströme, die gleich blanken Schwerterklingen,
Daß Liebe nicht zu Liebe könne dringen,
Das Band der Straßen zwischen uns zerschneiden.

Wir sind uns nah', und müssen doch uns meiden,
Kaum will es uns, nicht uns zu seh'n, gelingen!
Phantome sind's, die uns gespenstisch zwingen,
Und uns das Glück der Näherung verleiden!

Mit meiner Hand könnt' ich das Haus erfassen,
Mit meinem Aug' in's Herz ihm forschend blicken,
Und seh'n, wie du vielleicht gleich mir verlassen
Umsonst dich in die Trennung suchst zu schicken.

Schwer ist's getrennt, weil man sich fern ist, weilen;
Doch schwerer, nah', das Loos der Trennung theilen!

Todesahnung.

Dich rührt mein Lied, du fühlest meine Töne,
Die ihre Deutung erst von dir empfah'n,
Und was kein Opfer und kein Fleh'n gethan,
That willig nun die schüchterne Kamöne.

Nur einmal singt in seiner ganzen Schöne
Sein rührend Lied der Liederbarde Schwan:
Er singt nur Eins, — am Ende seiner Bahn,
Daß es im Tod' ihn für das Leben kröne.

So hab' auch ich vergebens oft gesungen;
Doch ach! kein Lied hat dir an's Herz geklungen:
Nur dies, du Kalte, dies nur fühlest du!
Es geht der Schwan mit seinem Lied zur Ruh'!

Ich seh' es denn, — ich end' und meine Qualen,
Und Eine Thräne soll mir tausend zahlen!

Bitte.

Nur Eins, o Herr, bewahre mir im Leben,
Die Klarheit, mein' ich, denn sie gibt den Frieden,
Die Kraft, den Trost, die Duldsamkeit hiernieden,
In Rath und That, im Fühlen und im Streben.

Wem in der Brust die Zweifel sich erheben,
Wer in sich selbst getrennt ist und geschieden,
Für den gibt's nicht Asyle, nicht Aegyden,
Er bleibt ein Rohr, den Stürmen preisgegeben.

Nicht besser, als ich bin, will ich mir scheinen,
Nicht schlimmer, als ich bin, will ich mich schelten;
Nicht soll, was kleinlich, mir am Großen gelten,
Was groß, verkannt nicht sein von mir am Kleinen!

Nur was ich will, lass', Herr, mich stets ergründen,
Was mir zu thun, werd' ich dann selbst wol finden!

Vorzug.

Nennt mir kein Leben, was die Mehrzahl lebt!
Schlaftrunk'nes Taumeln ist's, bewußtlos Wanken,
Ein wirrer Kampf von Wünschen und Gedanken,
Ein Dämmergrau, von mattem Licht durchbebt.

Beglückt, wer freier seinen Blick erhebt,
Wer sich an Ernst'rem weiß emporzuranken,
Und durch der Fluten ungewisses Schwanken
Auf sichrem Boot nach treuen Sternen strebt!

Dies Glück, — mir ist, als hätt' ich es gefunden,
Des Lebens Blütenkern, — die Poesie;
Oft flüchtet' ich zu ihr, vergebens nie!
O lass', wenn gleiches Glück dein Herz empfunden,

An ihre Brust in Freud' und Leid uns flieh'n:
Hinauf nur kann sie, nie hinab uns zieh'n!

Inhalt.

Seite
Vorwort III
Einleitung IX

I. Schiller's Manen! 1

An Schiller! 3
1. Das Kind 4
2. Der Knabe 6
3. Der Jüngling 9
4. Der Mann 12
5. Der Greis 14
An Schiller! (Schluß) 19

II. Lieder der Nacht. 21

Einleitungsgedicht 23
Am Fenster 25
Abendgang im Nebel 26
Wiederfinden 27
Die Begegnung 28
Mondhelle 29
Des Himmels Augen 30
Der Wanderer an den Mond 31
Der Mond und der Poet 32
Das Zügenglöcklein 33
Stern und Sternschnuppe 34
Freundessterben 35
Nachtstille 36
Der Dome Zweck . . . . —
Gelöster Zwiespalt 37
Nachthelle 38
Der Heimgang 39
Die Welt — ein Schacht 40
Grab und Mond 41
Die Engelein 42

Seite

Wechselwirkung 42
Das Sternenbuch 44
Am Berge 45
Die große Beterin 46
In der Fremde 48
Des Bauherrn Geist 49
Carnevalsnacht 50
Wetternacht 52
Gruß und Gegengruß 54
Zu früh! 55
Freund und Feind 56
Traum und Erwachen 58
Bundeserneuerung 60
Schlummerlied einer Mutter 61
In meines Vaters Sterbestunde 62
Herz und Kopf 64
Zwiefaches Neujahr 65
Verheimlichung 67
Meinem treuen Weibe 68
Tag und Nacht 70
Die Mondblume 71
Beleuchtung 73
Der Schlaf 74
Heimweh 76
Die Gondel 77
Liebchens Nähe 79
Nachtgesang im Walde 81
Allein 82
Nachtscene 83
Vorsatz 84
Lichtvorrath 85
Der Eindruck 87
Freund Mond 88
Der Abendstern . . . . . —
Selbstvergessen 89
Zeugenschaft 90
Traum und Liebe 92
Der Recrut auf dem Posten 93
Traumverkauf 94
Mondnachtpredigt 95
Vom lieben Monde 96
In der Kinderstube 97
Nach zehn Jahren 99
Nachtphantasie eines Numismatikers 101
Sylvesternacht 102
Traumeslaune 105
Sternenmahnung 107

Seite
Brunnengeplätscher 108
Zwischenzeit 109
Die Nachtfahrt des Verbannten 110
Menschen und Sterne 112
Der Messias 113

III. Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. 115

Hans Euler 117
Die feste Mauer 119
Die Spinnerin vom Gamsgebirge 120
Eck von Reischach 122
Die Schneebraut 123
Der Geist der Alpenwasser 125
El Schanfari=ben=el=us 127
Der nächtliche Schwimmer 136
Merlins Weihe 137
Die Bardeninsel 139
Mac=Gregors Nacht=Ritt 140
Die korinthische Säule 142
Genesung 144
Ajax Oileus 146
Die Schule von Athen 148
Der Rosenstrauch zu Hildesheim 150
An Wien 151
Fragen 153
An die Scheidende 154
Das Lied vom schönen Tage 155
Das Ländchen der Liebe 157
Das Gelübde 159
Liebchens Ferne 161
Wiegenlied 162
Auch ein Gebet! 164
Bild aus alter Zeit 165
Mein Frühlingslied 167
Apologie. Meinem Vater 169
Stoff und Dichter 171
Einer jungen Dichterin 173
Jägerlieder.
1. Die Elementenweihe 176
2. Das stille Plätzchen 178
3. Widerspruch 179
4. Waldmesse 180
Osterlieder.
1. Auferstehung 182
2. Vor der Kirche 184
3. Wünsche 185

Seite

IV. Elegieen aus Alfons von Lamartine 187

Die Sterne 189
Begeisterung 192
Anruf 193
Einsamkeit 196
Der Tag der Genesung 198
Gottes Antwort 200
Abschied 203
Das Thal 205
Der Abend 207
Der Dichter auf dem Sterbebette 209

V. Liedertafel 215

Vorfrühling 217
Im Dorfe 218
Vor der Mühle 219
Morgengruß . . . . . —
Im Walde 221
Das Kirchlein am Berge 222
Der Hirt am Berge 224
Tausch . . . . . —
In der Schenke 225
Der ernste Musikant 228
Bei der Rückkehr 230
Lenzcommando: 1—3 232
Heimweh: 1—4 235
Am Morgen 240
Die liebe Hand 241
Forderung 243
Liebesneid . . . . . —
Nord oder Süd 244
Abschied 247
Am Kamin 248
Wald und Herz 249
Jugendtäuschung 250
Außen und Innen 251
Wehmut 252
Verschämter Schmerz 253
Tagtraum 254
Bekenntnisse: 1—2 256
Karneval: 1—5 258
Herr, du bist groß! 263
Charfreitag 265
Abendgebet 267
Segne das Vaterland! 268

Seite
Einem Getäuschten 269
An meinen Schutzengel 270
Zur Erntezeit 271
Meteore 272
Optische Täuschung 273
Allerseelentag 274
Auf dem Kirchhofe 276
Weihnacht 277
Rath 278
Ohne Liebe — keine Lust! 279
Lenzfragen 281
Die Elemente der Liebe 282
Schmiedlied 283
Sicilianen: 1—10 284
Sonette 287
Gleichgewicht . . . . —
Zweifel 288
Entfernung 289
Todesahnung . . . . —
Bitte 290
Vorzug 291

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Joh. Gabr. Seidl's
gesammelte Schriften.

Herausgegeben

von

Hans Max.

Zweiter Band.

Bifolien.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Bifolien.

Zwei Blätter an einem Stiele
Das ist der Bifolien Art;
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart.

„Gut! — Aber wo ist die Blüte?“
Wirft wol ein Kenner mir ein;
Die Blüte soll die Empfindung,
Die d'raus Euch anspricht, sein!

Vorbericht.

Von J. G. Seidl's „Bifolien" sind bisher im Ganzen fünf Auflagen erschienen und zwar: die erste im Jahre 1836, 8⁰ bei J. P. Sollinger in Wien; die zweite, vermehrte 1841, 8⁰ bei Pfautsch & Comp.; die dritte, vermehrte mit des Verfassers Bildniß und Facsimile versehene Auflage im Jahre 1843, 8⁰ ebendaselbst; die vierte und fünfte, gleichfalls mit Porträt und Facsimile 1849 und 1855, 12⁰ bei Pfautsch & Voß. Im Jahre 1866 überging das Verlagseigenthum der „Bifolien" an die Firma Wallishausser (Josef Klemm). Die hier vorliegende, den zweiten Band unserer Gesammtausgabe bildende, Auflage ist sohin der Reihe nach die sechste, und, mit Ausnahme der im Texte nothwendig gewordenen Correcturen, ein sonst unveränderter Abdruck der obgedachten fünften Auflage.

Sämmtliche fünf Auflagen sind weiland Sr. k. Hoheit, dem Erzherzoge Johann Baptist von Oesterreich gewidmet.

Die erste Auflage enthält das nachstehende Widmungsgedicht:

„Wenn Du der Alpen steile Schwindelwand,
Mit sich'rem Fuß und voller Brust besteigest,
Und von der Höh' auf's biedre, schöne Land
Dein mildes, huldverklärtes Auge neigest;
Wenn Du, durch das erhaben, was Du bist,
Durch das erhaben, was Du fühlst, dort stehest,
Und ein bescheid'nes Blümchen wo erspähest,
Das sich, in seiner Schüchternheit, vergißt,
Den kleinen Kelch zu Dir empor zu heben: —
Wirst Du's zertreten, — oder ihm vergeben? —
Nein — Du zertrittst es nicht, — Du hebst es auf,
Beglückst es durch's Gefühl, daß es Dir blühte,
Und sich, in seinem kurzen Lenzeslauf,
Vergebens nicht um deine Gunst bemühte!
Ein stilles Blümchen auf der Alpenwand
Verschmähst Du nicht: — so woll' auch diese Blüten
Durch Deines Auges milden Strahl behüten:
Sie sind doch auch entkeimt dem Alpenland!
Und was, wie Thau, benetzt ihr Blattgetriebe,
Denk', es sind Thränen, frommer Heimatliebe!"

(Cilli, in Untersteier, im Lenzmond 1836.)

Die fünfte Auflage ist mit folgendem Widmungsgedichte eingeleitet:

„Wer an die Höh'n gewöhnt ist, wer von oben,
Wie Du so oft, herabgeblickt in's Thal,
Der weiß, daß während unten Wetter toben,
Der Alpe Gipfel glänzt im Sonnenstrahl.

Was durch Jahrzehnde kommen mocht' und gehen,
Ob schlimm, ob gut, ob stürmisch oder mild,
Es gleicht sich aus, von oben angesehen,
Und unverändert bleibt der Landschaft Bild.

O möchte solchem Eindruck der auch gleichen,
Den dieser Strauß „Bifolien“ auf Dich macht,
Den Dir, als treuer Huld'gung schüchtern Zeichen,
In seinem Lenz ein Dichter dargebracht.

Es ist an ihm auch viel vorbeigegangen,
Viel, wie an Allen, die mit ihm gelebt;
Doch fest an seinem Ideal zu hangen,
Erhob ihn einst, — ist's, was ihn noch erhebt!

D'rum, wenn er jetzt Dir seinen Strauß, vom Strahle
Des Herbstes matter gleich vergoldet, schickt,
Blick' ihn so freundlich an zum fünften Male,
Wie Du zum ersten Mal ihn angeblickt!“

(Wien, am 24. Juni 1855.)

Noch muß hier der Erläuterung erwähnt werden, welche Seidl im Anhange II der zweiten und dritten Auflage der „Bifolien“ zu dem Gedichte: „Die Bestellung“ (in dem vorliegenden Bande siehe: Zweite Lese XI. S. 94) anführt, die jedoch in die fünfte Auflage der „Bifolien“ nicht aufgenommen wurde.

Als sich nämlich im Jänner 1840 auf bisher unbekannte Veranlassung das Gerücht von dem am 21. d. M. erfolgten plötzlichen Tode Seidl's verbreitete und in mehrere Journale, zuletzt auch in die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, deren Mitarbeiter der Dichter war, überging, beeilten sich fast alle Redactionen der in- und ausländischen Blätter sowol diese Todesanzeige, als auch den bald darauf erfolgten Widerruf mit herzlichen tiefgefühlten Worten der

[illegible] Muse
[illegible] eines
[illegible] er=
[illegible] von
[illegible] Schönh
[illegible] dem
[illegible]

[illegible]

Erste Lese.

ehrendsten Anerkennung zu begleiten. Sogar die Muse feierte nicht, und, außer den theilnahmsvollen Zeilen eines W. Menzel, A. Lewald, R. Heller, Th. Hell u. A., erschienen auch einige gemüthliche Gelegenheitsgedichte von Julie v. Großmann, W. Kilzer, H. v. Schulheim, Sidony u. m. A. Dieses Ereigniß war es also, das Seidl zu dem sinnigen Gedichte „Die Bestellung" begeisterte.

Wien, im December 1876.

H. M.

Erste Lese.

Es hat mich oft schon tief gekränkt,
Und oft mich wieder erhoben,
Daß eben, was Einer tadelnd verwarf,
Die Anderen rühmend loben.

I.

Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den lass' ich dir,
„Doch nimm' mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

„Du denkst dir wol die Erde noch als ein Haus der Lust.
„Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
„Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht,
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düst'rem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, g'rad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! — zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innere, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!""

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?""

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand,
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
„So rauchen unsere Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n. —

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz' ohne Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?"
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften dein's mit Blut!""
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und tausend weinen: „„Ja!""
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Mein Glück.

Sagt, wo sind sie jene Stunden,
Und wer hat sie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir als ein Wonnebringer
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden spann?

Wie ein Hain der Hesperiden
Lag die Welt vor meinem Blick:
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.

Da bedurft' es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Aeste, trauten Nickens,
Boten selbst das leck're Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.
Wahrlich schöner ist's zu leben
In der Wehmuth stillem Hain,
Als auf Rosen hinzuschweben,
Ohne sich's bewußt zu sein!

Doch um nimmer zu erscheinen,
Schwand nun jener gold'ne Tand,
Und ich weiß nicht, soll ich weinen,
Oder lächeln, daß er schwand?!
And're Sterne sind erschienen,
Und erleuchten meine Bahn,
Und es sieht mit andern Mienen
Eine neue Welt mich an.

Auf das bunte Lustgewimmel
Sank ein leiser Nebelhauch,
Ferner steht mir Erd' und Himmel,
Ferner, aber höher auch.
Meine sonst so freie Seele
Liegt in Banden, die sie liebt,
Und wie sehr sie's auch verhehle,
Sucht sie doch, was sie betrübt.

„Sprich! du leidest?“ sagen Alle,
Die so still mich wallen seh'n,

Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir sei nie so wol gescheh'n!
Mit der Wehmut leisem Lächeln
Malt die Trauer mein Gesicht,
Und der Freude laues Fächeln
Rührt mich, doch berauscht mich nicht.

Und so, krank zugleich und wählig,
Fühl' ich's endlich tief und klar:
Seit ich's nicht bin, bin ich selig,
Und war's nicht, so lang ich's war.
Ja dies Bluten ohne Wunde,
Dieser thränenfrohe Blick,
Dieser Ernst in heit'rer Stunde,
Dieses Unglück ist — mein Glück!

II.

Der Nachtwandler.

„So hörst Du nicht, so fühlst Du nicht,
„Du glühend Bild von Stein?
„Und soll ich denn in banger Qual,
„So ganz verloren sein?

„O könnt' ich eines Blickes nur
„Gedenken, den du gabst!
„Wär's nur ein Laut, mit dem du mir
„Die arme Seele labst!

„Nur einmal, süßer heil'ger Mund,
„Sprich meinen Namen aus!
„Schick' ihn nur einmal still und scheu
„Zu solcher Pfort' heraus!“

Der Jüngling fleht, und Thränen zieh'n
Als stumme Bitter nach,
Um Spiegel dessen ihm zu sein,
Was seine Zunge sprach.

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm seinen Dorn:
Gesät in seines Lebens Riß
Hat sie ihr Siegeskorn.

Wenn nun der Leiden stiller Freund,
Der Mond aus Wolken steigt,
Und seine Silberstirne sanft
Zu jedem Dulder neigt;

Dann hebt denn unser Dulder auch
Sein schweres Haupt empor,
Und schaut den stillen Freund sich an
Und klagt, was er verlor;

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So fessellos, so ungebeugt,
So ruhig und so gut;

Daß er ein Herz sich nehmen ließ,
Und kein's dafür bekam,
Und daß er nun sich ohne Herz
Verzehren müss' in Gram.

So klagt er ihm, so schaut er ihm
In's Auge klar und rein,
Und saugt das Silber seines Blicks
Mit durst'ger Sehnsucht ein.

So steht er noch und schaut empor,
Wenn längst der Mond entschwand,
Und geht und hat geschlossen noch
Sein Aug' empor gewandt.

Und inn'ger starrt er jede Nacht
Den stillen Freund sich an,
Als wollt' er nicht mehr blos ihn seh'n,
Als wollt' er ihm auch nah'n.

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn,
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt wie Eiskristall,
Hinan zum Bergesknauf;

Hinan und höher stets hinan
Zur schroffen Felsenwart',
Wo schon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunter starrt.

Und also stürmt er wieder g'rad
Den Zackensteg empor,
Da wandelt seines Irrwahn's Quell,
Die Jungfrau, vor das Thor.

Sie sieht, — erkennt ihn — starrt ihm nach,
Er steht am Felsen knapp; —
Entsetzt beim Namen ruft sie ihn, —
Er hört's, — und stürzt hinab. —

Nie sprach sie seinen Namen aus,
So lang er jung und roth,
Und nun sie's that zum ersten Mal,
Da bracht' es ihm den Tod.

Selbsttäuschung.

„Bist geworden älter,
„Bist geworden kälter!“
Sag' ich oft zu mir;
„Laß es dich nicht grämen,
„Nicht den Muth dir lähmen,
„Kannst ja nicht dafür!

„Jeder Tag verglühet,
„Jeder Lenz verblühet,
„Jede Stimme bricht,
„Jede flücht'ge Stunde
„Schlägt uns eine Wunde;
„Wir nur merken's nicht.

„Erst wenn Tausend bluten,
„Will es uns gemuthen,
„Daß die Kraft doch litt;
„Stein und Erz verwittert,
„Eich' und Ceder splittert,
„Und wir altern mit.“ —

Das fühl ich mit Schmerzen
Oft so klar im Herzen,

Bin so ernst, so still,
Daß ich einen Schleier
Ueber meine Leier
Scheidend breiten will. —

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich in das Blaue
Schwindelnd aufwärts schaue,
Das der Mond erhellt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge schallen,
Wenn der Wildbach braust;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze spalten;
Wenn der Hochwald saust;

Wenn ich, froher Dinge,
Freundesbrust umschlinge,
Mensch mit Menschen bin;
Wenn's in munt'ren Kreisen
Schallt von kräft'gen Weisen,
Dann erwacht mein Sinn.

Dann wol fühl' ich's schlagen,
Wie in frühern Tagen,
Manches meldet sich;
Und das Aug' wird heller,
Und der Puls wird schneller,
Und ich fühle mich.

Und mir sagt's ein Sehnen:
„Laß solch' eitles Wähnen:

„Bist nicht, was du scheinst!
„Du wardst noch nicht älter,
„Du wardst noch nicht kälter,
„Bist noch jung, wie einst!“

III.

Der Ersatz.

Das Mägdlein ging zum Brunnen, der Grundherr stand am Zaun,
So dunkel war sein Auge, sein Lockenhaar so braun.

Das hatte sie wol beides schon manches Mal geseh'n: —
Und doch mußt' heute drüber ihr Krug in Trümmer geh'n.

„Ach!“ schreit sie auf, „da liegt er, der liebe schöne Krug,
„Der Krug, den schon die Mutter als Kind zum Brunnen trug!“

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, und faßt sie sanft am Kinn,
„„Nimm dieses Goldstück, Kleine, wofern ich schuldig bin!““

„Behaltet Euer Goldstück, das ist der Krug nicht wert!“
Sie sprach's, und weinte bitter und schlug den Blick zur Erd'. —

„„Nur ruhig!““ sprach der Grundherr, und sah ihr in's Gesicht,
„„Ich schenke dir ein Krüglein, das nicht so leicht zerbricht.

„„Ein Krüglein, schön gegossen aus Golde fein und schwer,
„„Besetzt mit Demanttropfen, — nur weine mir nicht mehr!““

„Behaltet Euer Krüglein, — es ist nicht um den Krug!“
Sie sprach's, und fühlt' an's Herzchen, das ungeduldig schlug.

„„Nur ruhig!““ sprach der Grundherr und küßte sie gerührt,
„„Du sollst das Grundstück haben, das zu dem Brunnen führt.

„„Und hart am Brunnen bau' ich ein Haus dir rein und licht,
„„Damit dir auf dem Wege kein Krüglein mehr zerbricht!““

„Behaltet Haus und Garten, — nicht Garten ist's, — nicht Haus. —“
Sie will noch etwas sagen und findet's nicht heraus.

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, — „„nimm für dein Krüglein — mich!
„„Und brauchst du wieder Wasser, — sag' mir's, so schöpf' es — ich.

„„Laß diesen Krug zerbrochen, — wenn nur das Herz nicht brach!““
Das Mägdlein sank dem Junker an's Herz mit leisem „Ach!“

Die Veilchen-Leiche.

Wir saßen in der Laube
So selig Hand in Hand,
Da lag zu uns'ren Füßen
Ein Veilchen in dem Sand.

Wir sah'n es sinnend liegen,
Da sagtest du zu mir:
„Komm, laß es uns begraben,
„Das arme Veilchen hier!“

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten mit einander
Die Veilchen-Leich' hinab.

Und deckten sie mit Rasen
Und frischen Blättern zu,
Und sprachen ernst und sinnig:
„Da, Veilchen, lieg' und ruh'!"

Nun hab' ich ihn begriffen
Den ernsten Leichenscherz:
Er ward zur Vorbedeutung
Für unser eig'nes Herz.

Denn so wie wir das Veilchen
Verscharrt am stillen Ort,
Begruben wir nach Monden
Auch — unsre Liebe dort.

IV.

Die Thräne.

In dunkler Kammer saß ein Mann
An schwarzbehängtem Tische,
Der prüfte grübelnd, dacht' und sann,
Wie er die Säfte mische.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zersetzt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zusammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düst'rem Schweigen;
Das, was man eine Thräne nennt,
Will er durch Kunst erzeugen;

Erzeugen eine Thrän', — ein Naß,
So wohlfeil in dem Auge!
Er mischt und mengt ohn' Unterlaß,
Versucht's mit Dampf und Lauge.

Geschmolzner Demant scheint's ihm bald,
Bald Wasser im Kristalle;
Doch ist der Demant hart und kalt,
Der Tropfen lischt im Falle.

Kein Feuer ist's, — der Funke brennt,
Die Thränen aber kühlen;
Es ist kein and'res Element,
Kein Element kann fühlen.

Es ist nicht lebend, ist nicht todt,
Die Thräne lebt im Werden,
Doch kaum' daß sie zur Schau sich bot,
So fällt sie todt zur Erden.

Sie ist ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerstrebens: —
Das ganze Reich der Alchymie
Durchforscht der Mann vergebens.

Da springt er auf von seinem Sitz,
Und wandelt in das Freie,
Verschwört Erfindung, Kunst und Witz,
Und spürt Verdruß und Reue.

Doch wie er wandelt, wie er geht,
Da wird es eben Abend;
Sein lang entbehrter Odem weht
Um's Haupt ihm mild und labend.

Die Sonne steigt hinab in's Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung rings umher
Viel helle Thränen spritzen.

Die Blumen wiegen Blüt' und Blatt,
Wie voll geheimem Sehnen,
Und jedes Knospenäuglein hat
Viel hundert helle Thränen.

Und Menschen steh'n und wandeln stumm
In wehmutheit'rem Bangen,
Und schau'n beseligt um und um,
Mit Thränen auf den Wangen. —

Da greift's wol auch dem Mann in's Herz,
Wie er es nie empfunden,
Er fühlt sich wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefster Brust, von da
Dem Antlitz, dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten. —

Es flimmt vor ihm, — er hält die Hand
Vor's Auge, — Thränen sind es;
Was keine Kunst, kein Mühen fand,
Ein reicher Strom nun rinnt es.

Und neu geschaffen, inniglich
Fühlt er es, süßbeklommen:
Nicht machen läßt die Thräne sich,
Von selber muß sie kommen.

Die Thränen der Liebe.

Die heimlichen Thränen der Liebe,
Sie gleichen, im stillen verwischt,
Der sympathetischen Tinte,
Die schnell nach dem Schreiben erlischt.

Ein Blättchen, mit ihr so beschrieben,
Fliegt arglos und sicher dahin,
Und nur dem Geweihten verräth es
Der Liebe lieblichsten Sinn.

Er hält es über die Flammen,
Da färbt sich's, gewinnet Gestalt,
Und spricht vom Herzen zum Herzen
Mit räthselhafter Gewalt.

So ist's mit den Thränen der Liebe, —
Sie netzen die Wange so leis',
Daß, wie sie verrollt und vertrocknet,
Kein Ungeweihter es weiß.

Jedoch in der Nähe von Herzen,
Die wärmer und inniger glüh'n,
Da sieht man es bald auf den Wangen,
Wie magische Röslein erblüh'n.

Da liest der Geweihtere deutlich
Die Spuren von Leid und von Lust,
Und findet im stillen Erröthen
Den Schlüssel zum Räthsel der Brust.

Mit Thränen beschreibt so die Liebe
Der Wangen verschwiegenes Blatt:
Denn nur die Liebe kann lesen,
Was Liebe geschrieben hat.

V.

Aennchen von Tharau.

Zur Pastors-Tochter, Aennchen von Tharau, in's Gemach
Trat einst zur Morgenstunde der Dichter Simon Dach.
Sie stand am Gartenpförtchen vor einem Marmortisch,
Und auf dem Tisch ein Körbchen mit Blumen bunt und frisch.

Sie hatt' ein seiden Mieder voll buntem Zierrath an,
Ein blauer Sapphir glänzte bedeutsam vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geschmückt,
War gar ein herzig Kränzlein von Astern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk:
So stand sie lächelnd, einzig nur ihres Schmucks gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leise Simon Dach,
Schlich hin, besah sie schweigend und seufzte tief und sprach:

„Mein Aennchen, lächelnd stehst du, dein Reiz ist deine Welt,
„Du dünkst dich wie die Blumen, so du als Zier bestellt;
„Du freust dich, daß die Wangen dir wie die Rosen blüh'n,
„Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glüh'n.

„Du bist mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
„Und daß man drum dich ansieht, das ist es was dich freut.
„Ein Sapphir schmückt dein Mieder, den dir ein Andrer gab,'
„Das ist's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

„An deinem Händchen schimmert ein buntes Perlenband,
„Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
„O Aennchen, einst mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
„Thu, was dein Herz gelüstet, — doch glaubst du recht zu thun?

„Der mir dein Herz entwendet, ist reich — und das ist viel,
„Er gibt dir Perl' und Sapphir und Gold und Modespiel;
„Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold ist ungetreu,
„Und mit den Reizen ist auch das Modespiel vorbei.

„Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
„Und wol durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
„Und Aennchen heißt das Mädchen, so sich der Dach erseh'n,
„Und mit ihm wird sein Aennchen durch hundert Jahre geh'n.

„Laß uns mitsammen wandern durch Deutschlands Süd und Nord,
„Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
„Das Leid durch's Lied gemildert ist nur Verknotigung,
„Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greise jung.

„Und wenn ich, Aennchen, sterbe, sei mir nicht nachgeklagt,
„Daß man die Witib wegwirft wie eine Bettelmagd;
„Dann sollst du erst erfahren, was doch dein Simon galt:
„Denn erst im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt.

„Dann setzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
„Mit reuigem Bekenntniß als Denkmal auf das Grab;
„Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir schrieb, für Gold,
„Und die den Mann beneidet, sind dann dem Weibchen hold.

„Dann fragen sich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
„Und ob er denn auch wirklich, was er besang, geübt?
„Und wo du gehst, da flüstert's in frommer Scheu dir nach:
„Das Aennchen ist's von Tharau, das Weib des Simon Dach!"

So spricht zu seinem Aennchen der Dichter tief erregt,
Und wähnt, dieweil sie weinet, auch ihre Brust bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht sie mit eitlem Sinn,
Und gibt sich treuvergessen dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod,
In Lieder nur ergießt er des Herzens herbe Not;
Und daß noch jetzt des Aennchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simon's Lied gemacht.

Dichterloos.

In Gesellschaft war ich neulich,
Und in feiner noch dazu,
Man empfing mich höchst erfreulich,
Lobt' und pries mich ohne Ruh'.

„Ueber Ihre schönen Verse!
„Ach, Ihr jüngstes Klinggedicht!
„Traun, um eine volle Börse
„Glückte solch' ein Stück mir nicht!

„Sie sind wahrlich zu beneiden,
„Gott hat Sie doch recht geliebt,
„Daß er Ihnen Leid und Freuden
„Also zu verschönern gibt!

„Kein Begebniß geht vorüber,
„Das Ihr Geist nicht groß erfaßt; —
„Und die gold'nen Berge d'rüber,
„Sagt man gleich, daß ihr sie haßt!"

Also klang es mir entgegen;
Und gewähren ließ ich sie,
Zürnend dem verkehrten Segen,
Den die neid'sche Kunst mir lieh,

Mit bescheiden ernsten Mienen
Dankt' ich, sprach ich, beugt' ich aus;
Doch sie glaubten mir zu dienen,
Wänden sie mir Strauß um Strauß:

„Ach! und in den Minneliedern,
„Die Sie kargend hingestreut,
„Welch' natürliches Zergliedern
„Der verliebten Seligkeit!

„Traun', wer Sie nicht kennt, der meinte,
„Daß Sie wirklich Flammen sprüh'n,
„Daß Ihr Auge wirklich weinte,
„Ihre Pulse wirklich glüh'n!

„Daß dies Mädchen, das wir lieben,
„Weil Sie's lieben, leb' und sei,
„Daß Sie wirklich ihm verschrieben,
„Daß Sie wirklich nimmer frei.

„Ei, wie doch die Dichter lügen,
„Glauben machen, was nicht ist,
„Und uns mit der Wahrheit Zügen
„Lockend schmücken ihre List!“ —

Also mußt' ich sie vernehmen,
Und nicht länger hielt ich's aus;
War es Unmuth, war es Grämen,
Doch es trieb mich aus dem Haus.

Trieb mich fort, hinaus in's Freie,
Wo mich Gott nur hört' und ich. —
Thor! so rief ich, das die Weihe?
Und noch immer täusch' ich mich?

Was ich so, so warm gesungen,
Wenn so warm nicht, doch so wahr,
Schilt man Modehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! —

Liedern, Tropfen meines Blutes,
Theilen meiner Wesenheit,
Pfändern meines Jugendmuthes,
Zeugen meiner Seligkeit;

Liedern, die ich für die Eine,
Die mein Herz allein bekennt,
Rückzulegen dacht' als Steine
Für ihr einstig Monument;

Die ich, wenn ich eher sterbe,
Als ich in ihr aufgelebt,
Aufzusammeln dacht' als Erbe,
Das man nicht mit mir begräbt;

Diesen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein solch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt sie schlecht, — nur Lüge nicht!

VI.

Das wunde Herz.

Die Königstochter seufzet:
„Ich fühl' es zu dieser Stund',
„Es ist um mein junges Leben gescheh'n,
„Mein Herz ist gar zu wund.

„Und so lang ich in meinem Busen
„Muß tragen dies Herz so wund,
„Wird nimmer die Stirn mir heiter mehr,
„Wird nimmer lächeln mein Mund.

„Es sitzt mir zu tief im Herzen
„Der Dorn der Liebe so scharf,
„Und was ich will, das darf ich nicht,
„Und will nicht was ich darf!" —

Die Aerzte kommen und gehen,
Es gilt eines Königs Dank,
Allein für ein liebewundes Herz
Gibt's weder Kraut, noch Trank.

Und eh' zwölf Monde verronnen,
Ist große Klag' im Reich,
Des Königs junge Tochter liegt
Auf ihrem Lager so bleich.

Selbst Mund und Stirn der Todten
Entstellt noch tiefer Schmerz; —
Da nehmen die Aerzte ihr aus der Brust
Das kalte, wunde Herz.

Und legen es, wol durchbalsamt,
In einen kristallenen Schrein,
Und Mönche tragen es in die Gruft,
Und singen es segnend ein.

Dann wird auf Purpurkissen
Die Leiche zur Schau gestellt;
Da liegt sie, das liebliche Schmerzgesicht
Vom Fackelschein erhellt.

Und siehe! nun ist die Stirne
Der heitersten Ruhe Bild,
Und sichtbar spielt um den holden Mund
Ein Lächeln, freundlich und mild.

Im ganzen schönen Antlitz
Kein leiser Zug von Schmerz;
Sie hat es ja los, was sie gequält, —
Ihr armes, wundes Herz!

Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir;
Wie viel es geschlagen habe,
Genau seh' ich's an ihr.

Es ist ein großer Meister,
Der künstlich ihr Werk gefügt,
Wenn gleich ihr Gang nicht immer
Dem thörichten Wunsche g'nügt.

Ich wollte, sie wäre rascher
Gegangen an manchem Tag;
Ich wollte, sie hätte manchmal
Verzögert den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,
Im Sturm und in der Ruh',
Was immer geschah im Leben,
Sie pochte den Tact dazu.

Sie schlug am Sarge des Vaters,
Sie schlug an des Freundes Bahr',
Sie schlug am Morgen der Liebe,
Sie schlug am Traualtar.

Sie schlug an der Wiege des Kindes, —
Sie schlägt, will's Gott! noch oft,
Wenn bessere Tage kommen,
Wie meine Seel' es hofft.

Und ward sie auch manchmal träger,
Und drohte zu stocken ihr Lauf,
So zog doch der Meister immer
Großmüthig sie wieder auf.

Doch stünde sie einmal stille,
Dann wär's um sie gescheh'n: —
Kein And'rer, als der sie fügte,
Bringt die Zerstörte zum Geh'n.

Dann müßt' ich zum Meister wandern,
Und ach! der wohnt gar weit,
Wohnt draußen jenseits der Erde,
Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich sie ihm zurücke,
Mit dankbar kindlichem Fleh'n:
„Sieh', Herr, ich hab' nichts verdorben,
„Sie blieb von selber steh'n!"

VII.

Das Todtenlichtlein.

Am Allerseelentage da sind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt;
In Blumen des Herbstes spielet der Wind,
Mit denen die Kreuze man kränzt.

Und sinnende Menschen knieen entlang,
Die Augen von Thränen umflort,
Vom Chor erdröhnt es im Orgelklang:
„Bedenket, was ihr verlort!“ —

Und Mägdlein, was verlorst denn du?
Kein Grab, kein Kreuz ist nah',
Und du kniest doch voll ernster Ruh'
Abseit von den Gräbern da.

Ein rosenfarbenes Lichtlein brennst
Du weinend, seufzend an;
Sprich, wer ist's, den du gestorben nennst,
Damit man dich trösten kann!?

Ruht dir der Vater im kühlen Moos? —
„Er freut sich des Lebens noch sehr!“ —
Ruht dir die Mutter im Erdenschooß? —
„Noch wandelt sie rührig umher!“

So ruht dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
„Nicht Schwester, nicht Bruder hab' ich beweint:
„Ich war ja immer allein!

„Der Eine, mit dem ich's auf dieser Welt
„Am besten mein' —, auch er —
„Er wandelt vor Allen gar wol bestellt,
„Gar fröhlich im Leben umher.

„Er ist so munter, er ist so froh,
„Er ist vom Grabe noch weit,
„Er schwebt — ach! könnt' er es immer so! —
„Im Taumel der Seligkeit.

„Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
„Knie' hier in seligem Schmerz,
„Und brenne weinend mein Lichtlein an
„Für ein mir gestorbenes Herz!"

Dorf und Kirchhof.

Was seh' ich hier? — Ein Dorf? – Nein, nein!
In diesen schmalen Klausen,
Um die sich Wind und Wetter zankt,
Wie? — sollten Menschen hausen?

Dies Holzgeripp mit Fleisch aus Schlamm,
Mit stumpfem Gram im Herzen,
Das wollte gelten für ein Haus,
Bewohnt von Glück und Scherzen?

Der Fleiß, der frohe Jugendsinn,
Die Liebeslust, der Segen,
Sie könnten auch in solcher Haft
Gedeih'n und sich bewegen?

Und doch — man leibt und lebt und liebt
Auch unter Halmendächern,
Auch in den Särgen dieses Dorfs,
Wie in der Stadt Gemächern.

Doch seltsam! — wenn ich hier mich weg-,
Und da hinüberwende, —

Ein stiller Friedhof lehnt sich dort
An dieses Dorfes Ende.

Bezeichneten die Kreuze nicht,
Welch' eine Saat er trage,
Man hielt' ihn für ein üppig Feld
Von einfach schöner Lage.

Getreideswellen ähnlich bläh'n
Sich seine grünen Hügel,
Und durch die hohen Halme weh'n
Des Westes leise Flügel.

Er hat kein Thor, — wozu nur wär's?
Den Weg hin finden Alle;
Ein Kreuzdornzaun genügt, — wer schleicht
Sich fort aus dieser Halle?

Er hat kein Dach, — der Blick hinauf
Ist Allen unbenommen,
Und was von oben kommen will,
Das möge freundlich kommen!

Wenn man den Kirchhof und das Dorf
Zusammen so beschauet,
Wer sehnte sich nach jenem nicht,
Indeß vor dem ihm grauet?

Wie sind die guten Lebenden
Doch dort so schlecht begraben,
Indeß die lieben Todten hier
Das schönste Leben haben!

VIII.

Der Aelpler.

„Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl, mein Kind
„Ich muß hinaus, zu jagen.
„Die Sonne scheint recht mild, der Wind
„Ist lau und lind,
„Wie nicht seit langen Tagen.
„Benützt will solch' ein Wetter sein:
„Es ist nicht täglich Sonnenschein,
„Vielleicht daß wir die Strahlen
„Mit langer Nacht bezahlen!"

Der Aelpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Stock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch weichgestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruh'n heute, scheint's, im Felsversteck,
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

Resli, sein Weib, indeß zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;

Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt,
Und hält mit inn'rem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! Es ist der Lauwe Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur in's Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton,
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. — —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen.

Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht,
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüber hastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar,
Und drückt auf ihn und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen.
Und wieder hohl verstummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß ersehnte Schwelle; —
Er schaut, — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, — es fiel
Wol Schnee, — auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein,
Auch kann er nicht daheim noch sein; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah' zu wähnen.

Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel; —
Was dort, thurmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel;
Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

Er sucht — und sieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er sieht's, und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan, schreit: „Weh!"
Und wirft sich heulend nieder.

Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf,
Und schreit, daß Thal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

„Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
„Ist eingescharrt, verschüttet,
„Zerschmettert vom Lauwinen-Fall,
„Vom Eiskristall
„Vermauert und verkittet!
„Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
„Zwei Leben, drei steh'n hier zu Knauf!
„Auf, auf, mit Hand und Spaten
„Zu helfen und zu rathen!"

Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbeflissʼnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felsenbuge.
Die Hände ruh'n und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt und bricht:
Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schooß bleibt unergründet.

Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hilfbeflissʼnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt im Felsenbuge.
Umsonst, umsonst! das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Absteh'n sie Alle klagend,
Nur er stürzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin,
Und wühlt noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz aller Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf, die Last
Des Schnee's ist abgequollen; —
Und wieder gräbt er ohne Rast,
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund, als Schollen,
Stößt wieder ein, stößt wieder an,
Und gräbt und schaufelt, was er kann, —
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes,

Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauscht im Grund,
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich —: „Resli! — sprich!
„Und — Seppi — dich!
„Hab' ich euch wirklich wieder? —

„Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
„Und habt's ertragen Gottes Joch?“ —
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küssen,

Nur beten, fleh'n zu ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als sie hervor
An's Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen.

Wie schien da Alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für sie der Föhn,
Die Adler krischen Wonne;
Die wüste, schneebedeckte Flüh
War mehr als Frühlingsschmelz für sie,
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen. — —

Im nächsten Lenze stand bereits
Ein Mal am Felsenhange;
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerseits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, so vorüber kam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er so treu ihr bleibe,
Wie Rudi seinem Weibe.

Der Aelpler und der Fischer.

Der Aelpler.

Was machst du da? Was tändelst du am Kahn?
Solch eitles Thun ist wohl der Rede werth?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sich'rem Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze lässig aus,
Und treibst in Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh mich! Der Dämm'rung Grauen ruft mich fort.
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n;
Die Lieben lass' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder sie vielleicht zu seh'n.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn schauend in des Himmels off'nes Thor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher.

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Muth nur ist,
Und schau' ich weit aus in den freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt; —

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurm's Pfiff mehr unterbricht,

Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht; —

Dann schaut dein Thal, ein Rasenfleck, herauf,
Dein Haus, ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See, nur eine Lache drauf, —
Und stolz lobpreis' ich meinen Aelplerstand.

Der Fischer.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemut die Maschen aus,
Mit munt'rem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wol schläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demut, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhab'ner Ruh',
Und wenn sie sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du.

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlüft', in deren Öhr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd sich in grüner Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Todtenstill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendstrahl,
Der Senne johlt, das Ave-Glöckchen ruft,
Der Geist der Stille trauter noch in's Thal.

Drum schau du immerhin von luft'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See, —
Ich schiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich bescheiden in gemess'nem Lauf;
Und jener Mond, der auf dich nieder schaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf.

IX.

Des Lebens Preis.

Im Hause drinnen ist Hochzeit,
Vor'm Hause lehnt ein Mann;
Er führt nichts Gutes im Sinne,
Man sieht's in den Augen ihm an.

Sein Liebchen ist ja das Bräutchen,
Und er nicht der Bräutigam;
Wol mag es schwer ihm fallen,
Daß sie so leicht es nahm.

Ein Lebehoch schallt drinnen,
Und außen fällt ein — Schuß. —
„Ei, — daß sich der Träumer doch eben
„Da draußen erschießen muß!"

Es gibt eine kleine Pause,
Bis man ihn fortgebracht,
Dann wirbelts und wogt es vom neuen
Recht toll und voll durch die Nacht.

Das gab ein Gespräch am Morgen,
Wie's lang im Städtchen nicht gab; —
Man zeigt in der Friedhofecke
Noch jetzt dem Wand'rer sein Grab.

Und gab er auch nichts zu fühlen,
Wie er es vielleicht begehrt,
So gab er doch etwas zu reden; —
War das nicht ein Leben wert?

Böser Zweifel.

Mein Kind, so lang ich bei dir bin,
Bist du, das fühl' ich, mein;
Da schleicht sich wol in deinen Sinn
Kein fremdes Bild hinein.

Da bist du mir vom Herzen gut,
Thust Alles, was ich will,
Verläugnest dein bewegtes Blut,
Wirst ernst und weich und still.

Doch wenn dein Auge mich vermißt,
Wenn Andre nach dir seh'n,
Und du dir überlassen bist,
Was mag wol dann gescheh'n? —

Drum fährt mir manchmal durch den Sinn
Der böse Zweifel hin:
Ob ich wol dann auch bei dir bin,
Wenn ich nicht bei dir bin?!

X.

Die Spielkarten.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt so bang
Der Armensünderglocke Klang,
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rote Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das schier selber es leid ihm thut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh schon verkümmert des Lebens Keim.

Noch sitzt er im Thurme, — da klingt's hinein, —
Er fühlt nun muß es verblutet sein;
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Rast,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann,
Sie geben's befremdet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen still,
Und spricht: „Ihr begreift wol nicht, was ich will!

„Seht diese Blätter! Wie ich sie hier
„Gleich wie zum Scherz aufschlage vor mir,
„So spiegeln sie treu mein Leben mir ab
„Von meiner Wiege bis an mein Grab.

„Hier Sieben! — Ich zählte sieben Jahr',
„Als ich den Aeltern schon bleichte das Haar;
„Ich war ein wüster, trotziger Bub',
„Der jedem gern eine Grube grub.

„Hier Acht! — Acht Jahre zählt ich nur,
„Da ward ich ertappt auf Diebesspur.
„Hier Neun! — Neun Jahre zählt ich kaum,
„Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.

„Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
„Du strahlst allein mir hell und klar
„In meines Daseins Nacht hinein: —
„O könnt ich im zehnten Jahre noch sein!

„Da sprengte beflissener Lehrerhand
„Des kalten Busens eisiges Band,
„Aufthaute mein Herz, ich erwuchs vom neu'n,
„Ich lernte beten, ich lernte bereu'n!

„Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur sie
„Zerstörten mir wieder die Harmonie,
„Die Buben, die Freunde sich fälschlich genannt,
„Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

„Sie rissen zum Spiele mich täuschend hin,
„In diesen Blättern verlor sich mein Sinn!
„Da kamen die Damen — die Damen — seht,
„Wie trefflich Alles zusammengeht!

„Die Damen mit ihrem Doppelgesicht,
„Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
„Sie gruben künstlich vom Körper aus
„Den Geist aus seinen Wurzeln heraus.

„Die Eifersucht durchfuhr mir das Hirn,
„So scharf, wie mein Messer das Herz der Dirn',
„Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
„Daß nun mein Blut das ihrige sühnt!

„Und nun — der König! Nun tret' ich bald
„Vor Ihn, den König, in seiner Gewalt,
„Den ewigen, schrecklichen König der Welt,
„Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.

„Seht hier das Daus, — o lächelt nicht!
„Es ist die Karte, die alle sticht;
„Das Daus sei meiner Reue Bild,
„Sie möge gelten, wenn nichts mehr gilt!

„Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf; —
„Nun Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
„Ein Blatt gilt ewig, es ist die Reu':
„Auf, Schergen, auf! Gott steh' mir bei!"

Taschenspielerei.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin,
Sie schlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da steht sie, hinterm grünen Tische
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor sich ein schimmerndes Gemische
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt sie in Rosen,
Wol öfter noch die Ros' in Dorn,
Und läßt um Nieten emsig losen,
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt sie zu Staube,
Und schmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und schickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin;
Sie nahm mir einmal meinen klaren,
Gesunden, lebensfrohen Sinn;

Und legt' ihn tändelnd untern Becher
Der Lieb' und sprach ein kurzes Wort,
Dann hob sie rasch den Zauberköcher,
Mein klarer, froher Sinn war — fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
War ein verkohlter Diamant;
Ich küßt', erschüttert durch ihr Walten,
Mit Thränen ihre Künstlerhand.

XI.

Der finstere Tänzer.

„Mein liebes, dreimal liebes Kind,
„Und ist es auch dein Ernst,
„Daß du wie heute stets gesinnt
„Dich nie von mir entfernst?
„Daß du's mit mir im Leben wagst,
„Und jedem schön'ren Glück entsagst? —

„Denn was ich zähl', ist dieses Herz,
„Kein Gut und Gold, wie du; —
„Und was ich habe, Kind, — ist Schmerz,
„Und was ich brauche — Ruh'!
„Doch was ich lieb' und such' allein,
„Bist du, mein Kind, und wirst es sein!

„Mich ruft das Leben fort von dir;
„Mir fällt es schwer zu geh'n!
„Uns wiedersehen werden wir,
„Doch wie uns wiederseh'n?
„Als mein und dein, wie vor und eh'?
„Ach, oder fremd zu Leid und Weh'?“ —

„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Wie Bräutigam und Braut,
„„Des mag der Herr mein Zeuge sein,
„„Der in die Herzen schaut!
„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Sonst soll mein Leib — des Teufels sein!""

Getröstet eilt der Arme fort:
Sie gab ja ihren Eid,
Hat sich mit dreimal heil'gem Wort
Ja schrecklich ihm geweiht;
Und was ihn oft auch engt und preßt,
Sein Glaub' auf sie ist felsenfest,

Und eh' ein kurzes Jahr verstrich,
(Ein langes Jahr für ihn),
Eilt er zurück; wie freut er sich,
Wie wird die Braut erglüh'n,
Wie wird sie ruh'n so liebewarm
In seinem langentbehrten Arm!

Von süßer Bangigkeit bedrückt,
Eilt, fliegt er heimatwärts,
Der Liebe Seligkeit entzückt
Im Vorgefühl sein Herz.
Des Eheglück's, der Vaterlust
Frohlockt in Ahnung seine Brust.

Er ist zu Haus, er eilt durch's Thor,
Die Sterne scheinen mild,
Durch helle Scheiben klingt ein Chor,
Im Reigen wirbelt's wild.
Er fragt, — muß hören, was er schaut:
Es ist das Brautfest seiner Braut!

Es ist das Brautfest seiner Braut,
Die sich ihm zugeweiht
Bei Dem, der in die Herzen schaut,
Und dennoch brach den Eid;
Die angelobt, sein Weib allein,
Wo nicht, — des Teufels Weib zu sein!

„Topp!" ruft er durch die Thür hinein,
„Topp, treues, schmuckes Weib!
„So soll denn, kann er mein nicht sein,
„Des Teufels sein dein Leib!" —
Er ruft's, entwankt verstört und bleich,
Und stürzt sich in den nächsten Teich.

Die Gäste staunen, lachen, schmäh'n
Und schwelgen ohne Scham,
Da läßt ein fremder Gast sich seh'n,
Der eben, scheint es, kam,
Ein dürrer, finst'rer Niemandsfreund,
Der nichts bejaht und nichts verneint.

Bei einem Becher sitzt er stumm
Abseit wie große Herrn,
Sieht manchmal nach dem Bräutchen um,
Als säh' er's eben gern,
Reibt sich die Händ' und blinzt empor,
Als hätt' er etwas Lust'ges vor.

Und Zwölf erdröhnt's vom nahen Thurm,
Zum Kehraus wird gespielt,
Die Fideln kreischen wie im Sturm,
Der Tact ist rasch und wild.
„Halloh! Mein Tact!" so kichert laut
Der finstere Gast und nimmt die Braut.

Bei Donnerklang und Sturmgesumm
Zerrt er sie rück und vor,
Und dreht sich um und wieder um,
Und schreit ihr in das Ohr:
„Ich bin noch frisch, mein mattes Weib,
„Und mir verschriebst du ja den Leib!"

Die Braut wird rot, die Braut wird blaß,
Die Lippen netzt ihr Blut,
Er aber tanzt ohn' Unterlaß
Mit immer neuer Wuth;
Die Gäste flieh'n entsetzt hinaus,
Schon tanzt das Paar allein im Haus.

Es tanzt hinauf, es tanzt hinab,
Die Dielen morschen ein.
Der Lüster fällt vom Sims herab,
Und wird zum Todtenschrein;
Drin sargt der Gast das Bräutchen auf,
Und wirft die Deck' als Leichstein drauf.

Auf dem Balle.

Wenn Alles im bunten Wirbel sich dreht,
Die Herzen heftiger schlagen,
Und Saitengetön durch die Säle weht,
Dann faßt mich ein eig'nes Behagen.

In einen Winkel drück' ich mich dann,
Und lasse die Augen gewähren;

Manch huldiges Fräulein blickt mich an,
Und meint wol, ich müß' — entbehren.

„Er ist ein Sonderling!“ flüstert's hier,
Dort heißt es: „Er läßt sich bitten!“ —
Ein Dritter spöttelt, es habe mir
Mein Weibchen das Tanzen bestritten. —

Ein Vierter bemerkt: der feine Ton
Sei nicht meine stärkste Seite. —
Ich aber belächle mir Huld und Hohn,
Und mustere still meine Leute.

Sie flattern hinab, sie fliegen herzu,
Sie flüstern, bekritteln, bestaunen;
Ich aber erwäg' in genießender Ruh'
Des Lebens wechselnde Launen.

Was mancher auf Gräbern noch nie geahnt,
Ahn' ich auf dem Boden des Tanzes;
Oft gleißt in des Schicksals drohender Hand
Die Blüte des festlichen Kranzes.

Sie glauben Alle sich wahrhaft zu freu'n;
Die Glücklichen, daß sie es glauben! —
Es haben die Stunden, die Rosen uns streu'n,
Ja Schwestern, die Rosen uns rauben!

Drum halt' es hiernieden Jeder für sich,
Wer wollt' einander beschränken?
„Die Anderen, denk' ich, tanzen für dich: —
„Du magst für die Anderen denken!“

XII.

Der Bettlerknabe.

Vorm Stadtthor saß in Regen und Wind
Ein kleines, armes, verlassenes Kind.
Frühmorgens zerrt' es ein rauher Mann
Stillschweigend am kranken Händchen heran
Nur wenn er's am Weg auf den Boden gesetzt,
Begann er mürrisch: „Da bleibst du jetzt,
„Und betest dein ‚Vater unser‘, doch laut,
„Damit man dich hört und auf dich schaut;
„Je lauter, desto besser für dich,
„Und wenn du bemerkt dich siehst, so sprich:
„„Bitte, bitte, liebe Herr'n, schöne Damen,
„„Um einen Kreuzer in Gottesnamen;
„„Fünf kranke Kinder sind wir zu Hauſ' —
„(Es ist nicht so, doch mach' dir nichts draus!)
„„Der Vater ist krank — (hat's auch nicht Not) —
„„Die Mutter — (nun das ist wahr) — die ist todt!
„„Also bitte um einen Kreuzer recht schön!““ —
„Nun werden zwar Viele vorübergeh'n,
„Die's hören, ohne dir was zu schenken,
„Müßen auf Ball und Komödie denken;
„Dafür hat doch mancher ein Herz im Leib,
„Und wirft dir was hin aus Zeitvertreib,
„Dann rufe: ‚Vergelt's Gott tausendmal!‘
„Recht laut, das vermehrt der Geber Zahl:
„Denn wenn sie dir einen Kreuzer gaben,
„So wollen dafür sie Ducaten haben! —

„So! Nun — und friert dich in Fuß und Arm,
„So denk', unsre Stub' ist auch nicht warm;
„Und meldet sich um Mittag der Magen,
„So denk', zu Haus' gibt's auch nichts zu nagen;
„Und wenn es regnet, so nimm's als Spaß,
„Wirst weiter, als bis auf die Haut, nie naß;
„Wenn's finster wird, so hol' ich dich ab,
„Und zähle zusammen, was man dir gab.
„Das sag' ich dir, daß du dich gut beträgst,
„Und nichts verabsäumst oder verschlägst;
„Laß ja nicht mit leeren Taschen dich finden,
„Verstehst du mich, sonst sollst du's empfinden!
„Ein Krüppel wie du, der betteln kann,
„Trifft's besser, als mancher Handwerksmann!"
Nach solchen weislichen Regeln und Lehren
Sah man den Alten den Rücken ihm kehren.
Das Kindlein wußte nicht, wie ihm geschah,
Es saß mit gefalteten Händchen da,
Sah auf zum Himmel, wenn er blau,
Und sprach sein freudiges ‚Vater unser';
Sah auf zum Himmel, wenn er grau,
Und sprach sein klägliches ‚Vater unser';
Und zog sein Käppchen über's Ohr,
Und schlug die Aermchen, wenn es fror,
Und kehrte fröstelnd dem Winde den Rücken,
Und sah auf die Leute mit flehenden Blicken,
Und merkt's in den Mienen des Mitleid's Spur,
So rief's: „Bitte, bitte ein Kreuzerchen nur,
„Meine Mutter ist todt —" damit war's aus,
Die Lügen wollten ihm nicht heraus.
Da schritt wol mancher Grämling vorbei,
Und brummte: „Die lästige Bettelei!"
So Mancher tänzelt singend vorüber,
Er hört nicht das Kind, und fiel schier drüber:

So Mancher fährt mit Bedacht in die Taschen,
Kann die rechte Münze nicht gleich erhaschen.
Doch Mancher sieht das Kindlein an,
Und denkt sich: „Wär' ich ein reicherer Mann!"
Drückt ihm einen Kreuzer in's Händchen hinein:
's sieht aus wie ein Goldstück im Sonnenschein.
Und manche Frau, im Vorübergeh'n,
Beschenkt das Kind und will es nicht sehen;
Durch alle Nerven zuckt ihr ein Riß:
Was gilt's, das ist eine Mutter gewiß!
So ist das Kindlein mit seinen Schmerzen
Ein völlig Maß für der Menschen Herzen.
    Lang saß das verkrüppelte Kind so dort,
Gut hatte der Alte gewählt den Ort:
Wol trug des schmachtenden Würmchens Pein
Bisweilen ihm wuchernde Zinsen ein. —
    Doch eines Tags war's nimmer da,
Mich drängt' es zu wissen, was ihm geschah.
Vielleicht erkrankt' es mehr und mehr,
Und läßt sein Plätzchen für lange leer;
Vielleicht ist endlich der Wack're gekommen,
Der mitleidsvoll es zu sich genommen,
Der sorgt, daß es warme Kleider hat,
Und der ihm spendet zu essen satt,
Und der ihm artiges Spielzeug gibt,
Und der es belehrt und der es liebt,
Und der's ihm beweist, nach langem Leide,
Daß Gott die Kindlein erschaffen zur Freude;
Gewiß, gekommen ist er der Mann,
Und nahm sich des armen, verlassenen an.
    Und froh, als wär's mein eig'ner Gewinn,
Hatt' ich des Kindleins Geschick im Sinn;
Und als ich Abends zu Bette mich legte,
Und schon mich umkoste des Traumes Weh'n,

Da war mir, als ob sich etwas regte,
Das Kindlein glaubte ich vor mir zu seh'n;
Ja — ja — da saß es wie sonst, vor dem Thor,
Und betet' und bat und weint' und fror,
Der Nord zerschnitt ihm die blauen Wangen,
Eiszäpflein hatt' es am Kleide hangen.
Schon gingen weniger Menschen vorüber,
Die garstige Kälte trieb sie nach Haus,
Und trüber wurd' es, immer trüber,
Und spärlicher fielen die Gaben aus;
Schon dämmert unheimliches Abendlicht, —
Der grausame Alte kam noch nicht.
Da ward es dem Kindlein im Herzen bang.
„Ach," rief es, „Vater, wo bleibst du so lang?
„Mich friert, mich hungert, ich kann's nicht ertragen,
„Die Arme, die Füße wie abgeschlagen,
„Im Herzen und Kopfe brennt es wie Glut, —
„Komm, Vater, du weißt nicht, wie weh es thut! —
„Du kommst nicht? — Hast du meiner vergessen? —
„Schon lange genug bin ich hier gesessen! — —
„Ach, Vater unser, so höre mich du,
„Und schick' einen freundlichen Führer mir zu,
„Der meine Schritte nach Hause lenke,
„Und mir ein kleines Almosen schenke;
„Sonst schilt mein Vater mich zürnend aus:
„Gar wenig bring' ich ihm heute nach Haus!" —
Und wie so das Kindlein verschmachtend fleht,
Da fühlt es sich plötzlich lau umweht,
Und glänzend tritt aus dem finstern Thor
Ein freundlich lächelnder Knab' hervor,
Mit Locken so golden, mit Augen so licht,
Aus denen die Lieb' und das Mitleid spricht.
Der bleibt vor dem betenden Kinde steh'n,
Und lispelt ihm zu: „Willst mit mir geh'n?

„Ich führe dich sicher nach Hause mit mir,
„Das beste Almosen schenk' ich dir.“
Das Kind erwidert: „Ach Knabe fein,
„Du mußt wol ein Engel des Himmels sein!“
Ja, — Kinder und Engel erkennen sich! —
Der Engel faßt es gar mildiglich,
Es heimzuführen aus Kreuz und Not,
Und schenkt ihm der Almosen bestes, — den Tod.

Das war mein Traum von dem Bettelkind,
Will hoffen, daß Träum' oft Wahrheit sind!
Das Plätzchen vorm Stadtthor aber ist leer,
Das Kindlein braucht nicht zu betteln mehr:
Es ist von Dem dort aufgenommen,
Der gerne die Kleinen läßt zu sich kommen.

Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht vom Herzen froh zu sein.
Wie Geisterstimmen hör' ich's beben
Durch jede heit're Melodie;
Hier Tanz und Spiel und Lust und Leben,
Und — anderswo verhungern sie!

Und zähl' ich meine kargen Schätze,
Und dank' ich meinem Gott im Geist,

Daß ich getrost zum Tisch mich setze,
An dem mein Fleiß mich sattsam speist,
So will mein Brot nicht recht mir munden,
Das gnädig mir der Herr verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern sie!

Und schling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So thu' ich's doch nicht sonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt;
Ich kann sie schützen vor Entbehren,
Sie darben und sie frieren nie:
Welch' Glück, sein Weib, sein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern sie!

Ich gönne Jedem seine Wonnen,
Ich lasse Jedem seinen Brauch,
Ich habe meinen Platz zum Sonnen,
Und wünsch' ihn jedem Andern auch.
Ich denke nie mir: „Wär' ich reicher!"
Doch wär' ich's, oh! ich wüßte, wie?
Ich dächte: „Du hast volle Speicher,
Und — anderswo verhungern sie!"

Mir ist die Kunst ein Gast vom Himmel,
Der Rosen uns auf's Leben streut,
Nur bangt mir vor dem Kunstgetümmel:
Es übertäubt den Ernst der Zeit;
Es ist mehr Trunkenheit, als Segen,
Ich such' umsonst die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern sie!

Sie faseln viel von Menschenliebe,
Sie streiten über Mein und Dein,
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meisternd ein,
Sie streuen goldne Zukunftsaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie sprechen, schreiben und berathen,
Und — anderswo verhungern sie!

Das eben scheucht mir von der Stirne
Die echte, rechte Fröhlichkeit;
Was schläft in einem Dichterhirne
Zum Troste für die Noth der Zeit?
Was halfen je noch Reim' und Lieder
Dort, wo um Brot der Jammer schrie? —
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
„Ach — anderswo verhungern sie!"

Zweite Lese.

Wann und wo sich's zugetragen,
Könnt' ich Euch nicht immer sagen!
Eins nur weiß ich vor der Hand:
Wann und wo ich's so empfand.

I.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Palast,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
„Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht,
„Wie ging ich umher von Haus zu Haus,
„Und theilte den Schlummernden Segen aus!

„Wie strahlte dann morgens so mancher Blick
„Die Sonne zum ersten Mal hell zurück:
„Wie staunten einander die Glücklichen an,
„Und meinten: das hat ein Engel gethan!" —

Der König lehnt im Palast allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmann's Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach, wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
„Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht,
„Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
„Nicht irr zu gehen mit meiner Gunst!

„Wie wollt' ich in's eigene Herz mir seh'n,
„Um wieder es offen mir selbst zu gesteh'n!
„Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
„Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!" —

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen Beide den müden Blick,
Und träumen Beide von fremdem Glück.

Dichterfreuden.

Siehst du die blauen Berge dort
(Dein Blick erreicht sie kaum),
Und hinter ihnen fort und fort
Noch fern'rer Berge Saum?

Und weiter noch im Dämmerlicht
Der fernsten Riesen Spur?
Sie schau'n und zählen kannst du nicht,
Dein Aug' erräth sie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich sprach,
Und was ich still daheim empfand,
Dort fühlt mir's Mancher nach.

Man macht sich dort von mir sogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir schwarz, der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt sich mich als Flattersinn,
Der als ein Herz voll Harm;
Ein And'rer, wie ich eben bin:
Frisch, offen, weich und warm.

Ihr glaubt vielleicht, ich sage dies
Aus Stolz und Eitelkeit?!
Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiß, —
Ich sag' es, weil's mich freut;

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich so geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar so wundersam,
Verstanden sich zu seh'n,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergessen dazusteh'n.

Wer eines Freundesbusen fand,
In dem er sich beschaut,
Der preist ihn, als des Glückes Pfand,
Vor allen Menschen laut;

Und ich verschwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied als Willkomm unverhofft
Von fremder Schwelle schallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wegen traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt im Schlaf?

Wenn sich in's Lied der Sennerin
Mein schlichtes Wort verwebt,
Und heimisch über Alpen hin
Als Abendreigen schwebt?

Wenn ein erröthend Bräutchen mir
Verstohlen eingesteht,
Es hab' ein meinig Liedchen ihr
Den spröden Sinn verdreht?

Und wenn mir's oft wo unbewußt
So seltsam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Brust,
Als wär's von mir ein Stück?

Da sollt' ich schweigen? Nimmermehr!
Laut will ich es gesteh'n:
Erquickt's die Brust doch gar so sehr,
Verstanden sich zu seh'n!

Da schwatze mir ein Träumer vor
Von Selbstgenügsamkeit,
Und wie er nur dem eig'nen Ohr
Die eig'nen Lieder weiht;

Und wie er nichts um Andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Saiten schlägt,
Weil ihn der Gott beseelt.

Das denk' ich, ist der rechte Klang,
Der gern erwidert klingt,
Und wie er aus dem Leben drang,
Zurück in's Leben bringt.

Und wenn's der Sänger oft verspürt,
Daß es ihm so gescheh'n,
So mag er's dankbar und gerührt
Der Welt wol auch gesteh'n.

II.

Ein weißes Haar.

Ein finst'rer Mann durchschreitet
Die Stub' in weitem Schritt;
Der ist bei Tag ein Jäger,
Und bei der Nacht — Bandit.

Wie Wetterwolken lagert's
Auf seinem Angesicht
Verbrechen oder — Reue,
Doch nein! — die kennt er nicht.

Jetzt auf das Stroh im Winkel
Wirft er sich ungestüm,
Sein Töchterlein, das holde,
Sitzt spielend neben ihm;

Beim sonnverbrannten Vater
Das zarte Töchterlein,
Wie eine weiße Rose
Am schwarzen Rabenstein.

Ermattet läßt er sinken
Sein Haupt in ihren Schooß,
Sie wühlt in seinen Locken,
Nichts denkend, absichtslos.

Da ruft sie plötzlich lachend:
„Ei, Väterchen, fürwahr,
„Da — mitten zwischen schwarzen
„Steht auch ein weißes Haar!“

Da fährt empor der Räuber; —
„Ein weißes? — wirklich Kind?“ —
„„Ja — ja — ein weißes, Vater,
„„Wenn's ihrer mehr nicht sind!““ —

Und ernster wird der Räuber,
Als er's seit langem war,
Und murmelt wie im Traume:
„Schon jetzt ein weißes Haar?!

„Nun ist es Zeit, Matteo!
„Fahr' hin, Banditenstahl,
„Komm her, du treue Büchse,
„Gibst mir wol auch ein Mahl!“

Und Jäger ward der Räuber,
Wie er's als Jüngling war: —
Den hat der Herr gerettet
Durch's erste weiße Haar.

An mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergessen,
Mein liebes Oesterreich!
Noch macht's, an dich zu denken,
Das Herz mir immer weich.

Ich sah wol schöne Alpen,
Umweht von Balsamhauch,
Sah Paradiese Gottes, —
Du aber hast sie auch.

Sah Silberströme wallen
Durch manchen grünen Plan,
Sah Thäler, Auen, Städte, —
Du bist nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten
Manch treues Herz mir zu,
Doch wer hat sie auf Erden
Zu Tausenden wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
Manch selig Stündchen hin,
Allein in deinem Boden
Schläft ja mein Jugendsinn.

Du hast die ersten Freuden
So treu mit mir getheilt,
Du hast die ersten Leiden
So liebend mir geheilt.

Und sind mir in der Fremde
Viel hundert Plätzchen lieb,
So hast ja du kein Fleckchen,
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergessen,
Lob' ich die Ferne gleich:
Ich weiß nur eine Heimat,
Weiß nur ein Oesterreich!

Denn was ich in der Fremde
Geseh'n, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

III.

Die Perle.

Ein Jüngling sitzt beim Abendschein
Am Meere sinnend und allein,
Hin über's Wasser schweift sein Blick,
Als sucht er ein entferntes Glück.

Und was ihn stimmt so weich und bang,
Es ist der Sehnsucht süßer Drang,
Und was aus seinem Auge spricht,
Weiß Jeder, nur er selber nicht.

So sitzt er, einer Myrte nah,
Ein Zweiglein in den Händen, da,
Und gräbt mit willkürloser Hand
Der Liebsten Namen in den Sand.

Doch kaum daß er die Lettern schrieb,
Naht Well' um Welle leis' und lieb,
Und kost und rauscht und küßt und wühlt,
Bis sie den Namen weggespült.

Der Jüngling merkt es und erblaßt,
Als ahnt' er etwas Arges fast;
Kann, was die Flut dem Namen nun,
Kein Schicksal einst der Liebe thun?

Kann's keiner Untreu' oder Pein
Geheime Vorbedeutung sein?
Mit solchen Bildern quält er sich,
Bis längst die Sonn' im Meer erblich.

Nach Hause schleicht er trüb und schwer,
Wie lächeln mild die Sternlein her,
Wie winkt der Mond ihm tröstend zu, —
Für ihn ist heute keine Ruh'!

Verwacht wird eine bange Nacht,
Ein banger Tag wird hingebracht,
Bis sich der Abend wieder senkt,
Und er den Schritt zum Meere lenkt.

Hin eilt er, wo er an dem Strand
Der Liebsten Namen schrieb in Sand,
Und sieh: — da ist kein Name zwar,
Doch etwas and'res winkt ihm klar.

Ja, — eine Perle rein und hell
Liegt ausgespült zur selben Stell',
Als wär's für den geraubten Schatz
Der Fluten reuiger Ersatz.

Mit Rührung blickt der Jüngling drauf,
Und liest das Kleinod freudig auf;
Und bald auch schmückt' es hell und klar
Der Liebsten Stirn — am Traualtar.

Die Strickerin.

Sie saß am Arbeitstischchen,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetisch fand.

Sie hatt' ihn grad vollendet,
Und sah ihn sinnend an:
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was sie wol denken kann.

„Ach, wenn ich nun die Maschen" —
So dachte wol das Kind —
„Herunterlesen könnte,
„Wie sie gewachsen sind!

„Es dürft' ein nettes Büchlein
„Voll bunter Scenen sein:

„Wir arme Kinder stricken
„So manches mit hinein.

„Oft ging es froh und spielend,
„Bei frohem Wonnespiel,
„Oft ließ ich Maschen fallen,
„Weil eine Thräne fiel.

„Oft riß mir mit dem Garne
„Der Liebe liebster Wahn,
„Oft knüpft' ich mit dem Faden
„Die Hoffnung wieder an.

„Oft half ich unter Zweifeln
„Verworr'nen Knoten nach;
„Oft brach das Herz vor Wehmut,
„Indeß die Nadel brach.

„Was zagend ich gestanden,
„Was feurig er mir schwor,
„Das tritt aus dem Gewebe
„Lebendig mir hervor.

„Drum könnt' ich es so lesen,
„Was ich miteingestrickt,
„Wie fühlt' ich mich verlassen,
„Wie fühlt' ich mich beglückt!" —

So denk' ich, daß sie dachte,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Nun lächelt ihr wol nimmer,
Daß ich's poetisch fand.

IV.

Das Schlangenhalsband.

‚Es soll der Mensch sich,‘ wie geschrieben steht,
‚Nicht eher austhun, bis er schlafen geht,‘
Darin hat's eine Mutter einst verseh'n,
Und ist ihr deshalb arges Leid gescheh'n,

„Nimm Alles,“ sprach sie, „was ich habe, Sohn,
„So lang du hast, so hab' ich auch davon:
„Denn du bist gut und fromm und treugesinnt;
„Wem traut' ich besser als dem eig'nen Kind?“

Allein der gute, fromme, treue Sohn
Sprach nur zu bald der Lieb' und Sanftmut Hohn,
Und brach der Mutter ab an Seel' und Leib,
Und ward noch ärger durch ein arges Weib;

Und fuhr die Mutter an mit rauhem Wort,
Und trieb sie scheltend aus dem Hause fort,
Und ließ sie hilflos schmachten, wenn sie krank,
Und gab für Lieb' ihr kalten Spott zum Dank.

So saß er wolbehaglich einst am Tisch,
Und becherte mit seinem Weibe frisch,
Und legte lüstern eben seine Hand
An ein gebrat'nes Hühnlein, so da stand.

Da pocht die Mutter an die Stubenthür. —
„Die Alte führt der Kuckuck her zu mir!“
Und spricht zum Knecht: „Setz' in die Kiste dort
„Das Huhn indessen, bis sie wieder fort!“ —

Das that der Knecht; da trat die Mutter ein:
„Lass' mich, mein Sohn, nicht ganz vergessen sein,
„Mich hungert sehr, erbarm' dich meiner Not,
„Nicht Liebe will ich, nur ein Stücklein Brot!“ —

„Ei, laßt mit Eurem Betteln mich in Ruh'!“ —
Der Knecht steckt heimlich ihr ein Krümlein zu;
Schimpfworte fallen, weinend wankt sie fort,
Und was sie stöhnte, war kein Segenswort.

„Die kommt mir,“ höhnt der Sohn, „wol nimmermehr!
„Nun, Knecht, hol' mir das Hühnchen wieder her!“ —
Doch wie der Knecht den Kistendeckel hebt,
Da schreit er auf und springt zurück und bebt:

„Herr, heb' ein And'rer dort die Schüssel auf,
„Anstatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!“ —
„Du bist ein Narr, pack' dich zum Henker fort,
„Geh', Magd, und hol' mir du das Hühnchen dort!“ —

Doch wie die Magd den Kistendeckel hebt,
Da schreit sie auf und springt zurück und bebt:
„Herr, heb' ein And'rer dort die Schüssel auf,
„Anstatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!“ —

Da springt der Sohn in wildem Eifer hin:
„Und läg' der Teufel drauf, so hol' ich ihn!“
Doch wie den Deckel von der Kist' er hebt,
Da schreit auch er und springt zurück und bebt.

Denn eine große Schlange schießt hervor,
Und ringelt sich um seinen Hals empor,
Und legt sich um die Schulter ihm wie Stein,
Und schnürt den Athem in der Brust ihm ein;

Und ißt mit ihm und trinkt mit ihm zur Wett',
Und wacht mit ihm und geht mit ihm zu Bett',
Und hebt den Kopf so wild und zischt so schrill,
Wenn er ihr Speis' und Trank verweigern will.

Und will sie wer vom Hals herab ihm zieh'n,
Um desto enger, kälter preßt sie ihn,
So daß er aufstöhnt athemlos und bang,
„Laßt, laßt! Ich muß sie tragen lebenslang!"

Und so wie der durch's Land, gezeichnet, schritt,
Trägt jeder böse Sohn sein Zeichen mit,
Ein Halsband, trotzend jeglichem Versuch,
Das Schlangenhalsband heißet: — „Aelternfluch!"

Die beiden Ringe.

Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand,
Ein Liebespfand und ein Freundschaftspfand;
Von Gold ist jener so fein und klar,
Doch dieser von schwarzem Eisen gar.

Den goldenen schmückt als Wappenschild
Ein Blütenkranz so freundlich und mild;
Den eisernen ziert als Schmerzsimbol
Ein Todtenkopf so schaurig und hohl.

Als Liebchen scheidend den goldnen mir gab,
Da sprach es: „Trag' ihn fort bis an's Grab;
„So oft dir die Freud' ein Kränzlein flicht,
„So blick' auf den Ring und vergiß mein nicht!"

Als sterbend der Freund mir den eisernen gab,
Da sprach er: „Trag' ihn fort bis an's Grab;
„Und wenn dir die Sonn' am hellsten scheint,
„Denk' manchmal noch an den todten Freund!"

Drum ob ich froh war, oder litt,
Ich siegelte manches Briefchen damit;
Bei traurigen nahm ich das goldne Pfand,
Bei heit'ren den eisernen Ring zur Hand.

Der Blütenkranz auf dem Schmerzensbrief,
Er ließ ihm so tröstlich, wie wenn er rief':
„Ob Vieles auch stirbt, ob Vieles auch bricht,
„Noch blüht ja die Liebe, — drum zage nicht!"

Der Todtenkopf auf dem Freudenbrief,
Er ließ ihm so warnend, als ob er rief':
„Ist's noch so heiter, ist's noch so licht,
„Noch ist nicht Abend, — drum juble nicht!"

V.

Das Vaterunser.

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing
Und an ihm wie ein Kind am Vater hing,
Trat abendlich wenn es dunkel war,
Im Kirchlein vor den Hochaltar,
Und warf sich voll Ergebung hin,
Und schüttet aus den tiefsten Sinn.
Und dankt für Lust, erkennt das Leid
Mit kindlicher Unterwürfigkeit,
Gesteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat auch das Kleinste selbst nicht hehl,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es still von hinnen geht.

Der Küster, der das Weib allda
In jeder Abenddämm'rung sah,
Steigt einmal, wie sie kommt, auf's Chor,
Und legt sich lauernd auf das Ohr.
Und sieh! das Weib kniet wieder hin,
Und schüttet aus den frommen Sinn,
Und dankt, erkennt, gesteht und fleht,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie sie spricht, da rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und glänzen bei der Ampel Schein,
Als sollten's echte Perlen sein.

Und sieh! ein Täublein wunderbar
Schwebt auf sie nieder vom Altar,
Pickt weg die Thränen, wie sie sind,
Und fliegt damit empor geschwind.

Der Küster sieht's und schleicht ihr nach,
Und fragt sie, welch Gebet sie sprach,
Daß Gott, wie er es selbst geseh'n,
Solch' Wunder lass' an ihr gescheh'n;
„„Ach, sagt das Weib, ich weiß nur ein's,
„„Das Vaterunser, weiter kein's!""

„Das Vaterunser nur? — Ei, seht,
„Das ist ja das allermind'ste Gebet!
„Doch lerntet ihr einen Psalm gar ein,
„Wie würde das erst Gott erfreu'n!?"

Dem Weibe geht dies Wort zu Sinn,
Und Tag und Wochen bringt sie hin,
Lernt einen Psalm gar schwer und lang,
Den schönsten schier, den David sang,
Und geht in's Kirchlein mit frohem Muth,
Und denkt, nun frucht' es doppelt gut.

Doch, wie sie sich abmüht, wie sie spricht,
So leicht um's Herz wird ihr doch nicht,
Und keine Thränen brechen hervor,
Kein Täublein sieht der Küster am Chor.

Drum als sie wieder beten geht,
Da fleht sie, wie sie sonst gefleht,
Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nur ihr Vaterunser dar.

Und alsbald wieder rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und wieder fliegt das Täublein drauf,
Und pickt die klaren Perlein auf,
Und schier vernehmbar weht sie's an:
„Ein Jeder bete, wie er kann,
„Nur warm und wahr, von Trug entfernt,
„Nicht wie aus Not, nicht eingelernt;
„Gott hört auch das Vaterunser gern:
„Es ist ja das Gebet des Herrn!" —

Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir selbst oft überlassen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen scheinen mir zu leben,
Voll Ernst auf mich herabzuseh'n,
Und mit der Blätter leisem Beben
Vernehmlich mir in's Ohr zu weh'n:
„Wie wagst du's unter alten Leuten,
„Du junges Blut, so keck zu schreiten?

„Wir stehen da seit läng'ren Jahren,
„Als sie dir Einer zählen mag!

„Wo warst du noch, als wir schon waren?
„Wo trifft dich unser letzter Tag?
„Du wagst uns lächelnd anzublicken?
„Uns dünkt, du sollst dich vor uns bücken!“

Und wenn mir solches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,
Und schleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie scheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

VI.

Ein lebendig Monument.

Monument' aus Erz und Marmor sieht man prangen weit und breit,
Mit verschwenderischen Händen lohnt itzt die Unsterblichkeit,
Ja in ganzen Pantheonen halten Helden aller Zonen,
Gleich den alten Niobiden, stumme Conversationen.

Doch lebend'ge Monumente sind noch stets ein selten Ding,
Und doch wär' ein sprechend Denkmal, wie ich's meine, nicht gering
So ein Name, der gesegnet klingt von Millionen Zungen,
So ein Kleinod, für die Zukunft eines ganzen Volk's errungen;

So ein Zauber, der befruchtend eine Nation durchhaucht,
Daß er selbst nach hundert Jahren keinen Commentar noch braucht;
So ein Schriftzug, auf die Mappe einer halben Welt geschrieben,
Daß, wenn längst die Hand vermodert, noch die Lettern lesbar blieben.

Daß der Fluch sein Amt doch leider! besser als der Segen kennt!
Höhnend zeigt er mancher Orten solch lebendig Monument;
Auch auf Deutschlands Boden hat er sich errichtet mehr als eines, —
Laßt mich von den größern schweigen, — bei den Pfälzern lebt
ein kleines.

Wenn ihr dort ein Dorf durchschreitet, und es bellt ein Hund euch an,
Und ihr fragt: wie heißt der Köter? — ‚Melac' sagt euch Jedermann,
Wenn ihr fragt in Hof und Hütte, — ‚Melac' heißen alle Hunde,
Just als wäre ‚Hund' und ‚Melac' Eines in des Pfälzers Munde.

Seht hier ein lebendig Denkmal! — Hundertfünfzig Jahre bald
Läuft's umher auf allen Straßen, und noch immer ist's nicht alt.
Melac war's, der Wüthrich, einstens, der den Mordbrand hier
geschwungen,
Der sein fränkisch Würgerliedlein deutschem Ohr hier vorgesungen;

Der sich mit so blut'ger Feder einschrieb in der Pfälzer Herz,
Daß zu seinem Monumente unnütz wäre Stein und Erz; —
Der sie wie ein Bluthund hetzte, der gleich Hunden sie mißhandelt,
Selber nun für ew'ge Zeiten ward zum Hund er umgewandelt.

Wo er Haus und Hof verbrannte, wacht er nun vor Hof und Haus,
Wo den Bauer er vertrieben, stößt der Bauer ihn hinaus,
Wo er trat, wird er getreten, wo er schlug, wird er geschlagen,
Und in jedem Hunde muß er seines Namens Schande tragen.

Und wenn oft in Mitternächten ruhelos sein finst'rer Geist
Um die Weiler und Gehöfte, die er einst verwüstet, kreist,
Wittert ihn die wilde Meute und verfolgt ihn unter Heulen,
Wüthend, daß sie ihren Namen muß mit dem Gespenste theilen.

Besuch und Gegenbesuch.

In stiller Kirchhofecke steht ein Stein,
Worunter ein geliebter Freund mir ruht;
Es dient der Stein dem Platze nur zur Hut,
Merkzeichen nur, nicht Denkmal will es sein.

Da wandl' ich oft hinaus beim Abendrot,
Wenn meine Seel' ihr Gleichgewicht verlor,
Und poch' an meines Freund's granit'nes Thor,
Und klag' ihm einsam weinend meine Not.

Oft streicht dann leis' ein Lüftchen mir vorbei,
Als wär's ein Trosteswort, von ihm gehaucht;
Oft schaut ein Blümchen, plötzlich aufgetaucht,
So klug mich an, als ob's sein Bote sei;

Bald wirft die Sonn' im Scheiden solchen Schein
Auf die metall'nen Lettern „Wiederseh'n!"
Daß sie als gold'ne Wahrheit vor mir steh'n,
Kurz — ohne Trost verlass' ich nie den Stein.

Wenn früher, nicht in stiller Mitternacht,
Erwidert mir mein Freund den Grabbesuch,
Und kommt zu mir, doch nicht im Leichentuch,
Nein, ganz zu jenem, der er war, erwacht.

Mit jugendlichem Antlitz, klarem Blick,
Mit sanfter Red' und warmem Druck der Hand
Besucht er mich, hält meinen Fragen Stand,
Und lehrt mich lächelnd dulden mein Geschick;

Und spricht mit mir von Tagen, die dahin,
Und malt mir Tage, die ihm — Gegenwart,
Indeß mein Herz noch bangend ihrer harrt,
Und scheidet erst, wenn ich getröstet bin. —

Und so besuchen wir einander oft,
Bis einst zwei Stein' in jener Ecke steh'n,
Und es nicht Not mehr, auf Besuch zu geh'n,
Weil wir vereint sind, wie wir's längst gehofft.

VII.

Der Meister und sein Bau.

Schon steht er losgeschälet von Brettern und Gerüst
Der Dom, der mit dem Giebel die nächtigen Wolken küßt;
Der Bau ist stark und riesig, als ragt' er zum Himmel hinein,
Und unten steht der Meister, der ist so schwach und klein.

„Nun," ruft er, „ist's vollendet! Was erst auf Pergament,
„Steht in der Welt nun offen, wo's jeder nennt und kennt!
„Was ich mit Stab und Zirkel allein der Nacht vertraut,
„Ragt hier von tausend Händen für tausend Jahr erbaut.

„Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen hier dieses Werkes Wand,
„So rückt' ich doch keinen Pfeiler von seinem Gestelle los: —
„Ich schuf's, und Gott nur bricht mir's! — Ha, Mensch, wie bist du groß!"

Er ruft's und starret trotzig empor zum Wolkensitz,
Gleich einer leisen Rüg' im Osten zuckt ein Blitz.
„Doch seltsam," beginnt er ernster, — „was ich geheim erdacht,
„Steht hier im freien Leben und überragt die Nacht.

„Mein Werk ist's nur, und sieht doch so übergroß auf mich;
„Ich kann's nicht widerrufen, ich kann nicht sagen: Brich!
„Und lebt' ich hundert Jahre, läg' hundert Jahr' im Grab,
„Und stünd' dann auf, so säh' es noch stolz wie heut herab.

„Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen des eig'nen Werkes Wand,
„So riss' ich doch wol keinen von allen Pfeilern ein: —
„Ich schuf's und kann's nicht brechen! — Ha, Mensch, wie bist du klein!"

Der Baum der Lieder.

„Nun wiederum ein Blättchen!"
So sag' ich oft zu mir,
Wenn ich ein Lied gedichtet,
Wie eben dieses hier.

„Nun wiederum ein Blättchen,
„Und also Blatt auf Blatt,
„So lang das junge Bäumchen,
„Noch Mark und Leben hat!"

Doch wenn nun deine Laune
Ihm Trieb um Triebe raubt,
Wird es nicht einmal dorren,
Entblütet und entlaubt?

Wird es nicht, eh' der Winter
Noch kommt mit seiner Not,
Gleich einem Kreuz am Hügel
Dastehen, kahl und todt?

Wirst du, wenn man am liebsten
Noch Grünes möcht' erspäh'n,
Nicht einst ein Blättchen suchen,
Und ach! kein Blättchen seh'n?

Doch nein! — ich kann's nicht glauben,
Es wäre gar zu schwer!
War's jemals echte Blüte,
So stirbt ihr Keim nicht mehr.

Es ist der Baum der Lieder
Wol der getreuste Baum;
Sich aus sich selbst verjüngend
Spürt er den Winter kaum.

Er säuselt seinen Pflanzer
Oft ein zur letzten Ruh',
Und flüstert wol dem Wand'rer
Noch seinen Namen zu.

VIII.

Die sieben Jungfrauen.

Ihr sieben Jungfrau'n, weh euch dort
Auf eürem Felsenneste!
Die Keuschheit ist ein schwacher Hort,
Wo Frechheit sitzt zu Feste.
Und wär't ihr rein wie Märzenschnee,
Viel Schnee ist schon zerflossen;
Denn was dort flimmt, ein Flammensee,
Sind Attila's Genossen.

Sie zieh'n heran, sie zieh'n herauf
Des Schwarzwalds breiten Rücken,
Ruin bezeichnet ihren Lauf,
Und Wuth entstrahlt den Blicken.
Schon sah'n sie roth im Sonnenschein
Das Schloß am Felsen kleben,
Wo jene Jungfrau'n hold und rein,
Gleich sieben Heil'gen leben.

Schon haust im öden Felsenschloß,
Wo sonst nur Psalme schallten,
Ein frecher, böser Hunnentroß
Mit zügellosem Walten.
Von Becherklang und Zechersang
Erdröhnt's mit wildem Wüthen;
Die sieben Jungfrau'n zittern bang,
Wie zarte Frühlingsblüten.

Getrost, ihr Jungfrau'n! Steht ja doch
An heil'ger Waldesstelle,
Zu schirmen euch vor Frevel, noch
Die nahe Bergkapelle;
Wol hat sie euer Vater euch
Vorahnend aufgebauet,
Auf daß ihr fest und glaubenreich
In Nöthen ihr vertrauet.

Nur einem alten Diener kund,
Ein Pfad zum Wald gezogen,
Ist tief im finst'ren Bergesschlund
Gehau'n in engem Bogen.
Die Jungfrau'n flieh'n auf diesem Gang,
Und hören oft ein Schüttern,
Wenn ob der Heiden Lustgesang
Des Berges Rippen zittern.

Ach Gott! da braust's auf gleichem Pfad
Hinab, ein grimmer Drache,
Voran als Führer der Verrath,
Und hintendrein die Rache.
Die Mägdlein vorn, die Hunnen drauf,
Hinaus zum Waldesporte;
Das Kirchlein nimmt die Sieben auf,
Zuklappt die eh'rne Pforte.

Doch schreckt die Frechen das nicht ab:
Was Gott und was Kapellen?
Wuth gebe, was Verrath nicht gab,
Sie geh'n, das Thor zu fällen.
Zu Hebeln wird der böse Sinn,
Zu Aexten die Begierde,
So strecken sie geschäftig hin
Der Eichen stolze Bürde.

Schon wälzt sich lang zum Wald heraus,
Gelenkt durch trunk'ne Zecher,
Um zu entweih'n das Gotteshaus,
Ein mächt'ger Pfortenbrecher.
Schon bäumt er sich, schon fällt er vor,
Zu schänden die Kapelle.
Umsonst — da läßt nicht Spalt, noch Thor,
Sich mehr erspäh'n zur Stelle.

Geschlossen sind durch Gottes Macht
Die Pforten wie die Scheiben,
Das Kirchlein ward zum Felsenschacht,
Und trotz dem eitlen Treiben.
Zur Tann' an moosumwachs'nem Spring
Erblich des Kreuzes Schimmer,
Und wo noch erst das Glöcklein hing,
Nickt ödes Steingetrümmer.

Doch aus des Wunderschachtes Mund
Ertönt ein seltsam Klingen,
Recht um aus tiefen Bergesgrund
Zum Herzensgrund zu dringen;
Das sind die Jungfrau'n hold und rein,
Die singen aus den Steinen:
„Und müßt' es durch ein Wunder sein,
„Der Herr beschützt die Seinen!"

Geständniß.

Heureuse la beauté, que le poète adore!
A. de Lamartine.

„Ja, — Cynthia, so murmelt noch die Flut
„Des Anio durch Tibur's Felsgesteine,
„Noch lispelt's: Laura! in Vauclüsens Haine,
„Und wenn schon lange dies Jahrhundert ruht,
„Wird in Ferrara's stolzen Marmorhallen
„Eleonora's Name noch erschallen.

„Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
„Beglückt der Name, den sein Mund besungen!
„Er schwebt lebendig noch auf Engelszungen,
„Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt;
„Was man vom Dichter mag Erhab'nes sagen,
„Theilt Ihr sich mit, für die sein Herz geschlagen!" —

So rief im Selbstgefühl ein Dichter aus. —
Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preisen,
Und wänd' auch ein Petrark aus seinen Weisen
Ihr einen ewig duft'gen Liederstrauß;
Oft muß sie ihrer Zukunft gold'ne Strahlen
Mit einer düstren Gegenwart bezahlen!

Das Herz der Schönen haftet an der Welt;
Sie können dulden, wollen aber glänzen; —
Der arme Sänger schwärmt von Kron' und Kränzen,
Wenn keine Sonn' auch in sein Stübchen fällt.

Gehuldigt will das Weib dem Gatten wissen, —
Er singt sein Lied auch zwischen Felsenrissen.

Die Schöne will dem Dichter Alles sein, —
Er aber hat der Muse sich verschrieben;
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, scheint's allein;
Die Frau'n verlangen ganz des Mannes Busen,
Sonst eifern sie, und wär's auch mit den Musen.

Wir sind ein sonderbares Volk fürwahr:
Wir wissen manchmal selbst uns nicht zu fassen,
Oft wollen wir uns störrig schelten lassen,
Oft legen wir die Seelen offen dar:
Und will man uns um unser Inneres fragen,
So können wir's wol singen, doch nicht sagen,

Gar kluge, treue Augen thun uns Not,
Die leicht bemerkend leicht auch übersehen,
Die, wo ein and'res blind ist, uns verstehen,
Und mild uns schonen, wo ein and'res droht;
Und fast nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Ist auch die Kunst, beglückt mit ihm zu leben.

Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur weil sie vielbeneidet lebt im Liede;
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen ‚Friede'
Am Lorbeerzweig, der Laura's Stirn umflicht,
Und zitternd mochte wol an Tasso's Kränzen
So manche Thrän' Eleonora's glänzen!

IX.

Die Todtenfeier.

Am Hügel bei Sanct Jacob, von dem ihr Basel schaut,
Da sitzt ein lustig Völkchen und singt und bechert laut;
Da schäumt in hellen Humpen der blutigrothe Wein,
Da freut sich Mann und Mädchen im herzlichen Verein. —

Es war vor langen Jahren wol auf demselben Platz,
Daß sich die Väter schlugen für ihren höchsten Schatz;
Gefährdet war die Freiheit, manch Tausend stürmt' heran,
Ein winzig Häuflein setzte sein kostbar Leben dran.

Aus Schweizerblut erblühte der Freiheit Blume neu; —
Drum wogt am Jahrestage das Volk so laut herbei,
Und läßt in Humpen schäumen den blutigrothen Wein,
Und jubelt, Mann und Mädchen, im herzlichen Verein.

Da trat einmal ein fremder, hochweiser Mann hinzu,
Und sprach zu einem Schweizer: „Ei, Freund, was becherst du?
„Der Wein, von dem du trinkest, wie schmeckt er dir doch gut,
„Und wuchs vielleicht so blutig aus deines Ahnherrn Blut?

„Wo eure Väter ächzten, da singt und jubelt ihr,
„Wo ihre Knochen modern, seid ihr zum Reigen hier!?
„Zieht lieber Grabesglocken, pflanzt Todtenkreuz' umher,
„Solch' weltliches Frohlocken ziemt hier sich nimmermehr!" —

Dem Schweizer flammt's im Auge, da er die Mahnung hört,
Dann sich bemeisternd spricht er: „Ei, thut nicht so empört!
„Mag immer hier im Becher der blutigrothe Wein
„Von meines Ahnherrn Blute so roth geworden sein!

„Mag immer, wo ich stehe, Gebein der Väter ruh'n;
„Ich schwinge doch den Becher und glaube recht zu thun!
„Sie haben hier verblutet für uns'res Landes Glück,
„Sie kauften ihren Enkeln den freien Sinn zurück.

„Verdrießen, denk' ich, müßt' es sie noch in ihrem Grab,
„Wenn wir das Gut mißkennten, das einst ihr Blut uns gab:
„Der Jubelsang, mit welchem wir ihrer Spend' uns freu'n,
„Muß den verehrten Schläfern ein heil'ger Wolklang sein!" —

Der Schweizer ruft's und leeret sein Glas mit nassem Blick,
Der fremde, weise Mahner zieht sich beschämt zurück,
Und rings ertönt: „Nichts ehret wol mehr den großen Mann,
„Als wenn wir froh genießen, was er uns kühn gewann!"

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodieen
Schmeicheln sich in's Herz hinein:

Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebsten Grame sein.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan,
Und, die müden abzulösen,
Wogen frische lüstern an.

Und in kühler Fensterecke
Stand ich, ein Vergess'ner, da,
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als schmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brausende Gewirr. —

Jetzt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang:
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenster klang.

X.

Die Pestjungfrau.

Wehe, wehe! durch die Straßen geht sie wiederum bei Nacht,
Sie, die alles Blut gerinnen, alle Pulse stocken macht;
Ihr voraus der bleiche Schrecken, neben ihr die dürre Not,
Hinter ihr der blöde Jammer, und sie selbst — der schwarze Tod.

Wo sie Nachts vorbeigegangen, sieht der Morgen keine Lust,
Kalt noch klammert sich der Säugling an die kalte Mutterbrust,
In der Braut erstarrten Armen liegt erstarrt der Bräutigam,
Bei dem Alter liegt die Jugend, bei der Freude liegt der Gram,

In des Kriegers Aug' erloschen ist die Glut des Heldenblicks,
Aus des Priesters Hand gesunken ist das heil'ge Kruzifix,
Ueber Leichen kriecht das Leben, halb schon Leiche mühsam fort,
Und der Liebe blieb kein Balsam, und dem Troste blieb kein Wort.

Wer sie ist, das wissen alle, weh! es ist — die Pestjungfrau!
Aber keines Menschen Auge sah die Schreckliche genau.
Stieg sie plötzlich aus der Erde, schlich sie längst schon lauernd nah,
Flog sie aus den Wolken nieder? — Niemand weiß es, — sie ist da.

Wenn die Menschen schauernd sitzen um die Ampel dann und wann,
Pocht's um Mitternacht gar leise dreimal an die Scheiben an:
Klirrend öffnen sich die Flügel, und bei fahlem Mondenschein
Langt, mit rother Schärp' umwunden, eine weiße Hand herein.

Wehe, wo die rothe Schärpe, wo die weiße Hand erschien!
Alles Roth muß dort erbleichen, alles Leben muß dort flieh'n;
Qualmend, wie aus allen Fugen, strömt des Todes Odem aus,
Bis die Räume leer geworden, und verödet steht das Haus.

Nur vom Schlosse des Starosten hält die Spröde lang sich fern;
Erst die Knechte will sie morden, eh' sie sich vergreift am Herrn.
Trauernd in der stillen Halle sitzt der gute Herr allein,
Fühlt in seinem edlen Herzen tausendmal der Seinen Pein.

Horch, da pocht es auch im Schlosse dreimal einst um Mitternacht,
Daß aus seinen tiefen Sinnen plötzlich der Starost erwacht. —
„Bist du's", ruft er, „ha, willkommen! Allzulang schon harr' ich dein!" —
Und mit rother Schärp' umwunden greift die weiße Hand herein.

Und der Schloßherr schnellen Sprunges war er auf, faßt' an die Hand,
Nahm sein Schwert, worauf der Name Jesu und Mariä stand,
Hieb vom Leib des Ungeheuers Schärp' und Hand mit einem Streich, —
Kalt her blies es, einem langen eis'gen Todeshauche gleich.

Ausgestorben war am Morgen des Starosten ganzes Schloß,
Todt er selbst und Weib und Kinder, Castellan und Knecht und Roß,
Doch verschwunden aus dem Gaue war die böse Pestjungfrau,
Tausend Herzen jauchzten dankend ihren Psalm zum Himmelsblau.

Abstand.

Wenn von der Wolken schwarzem Bogen
Der Pfeil des Blitzes saust daher,
Und, wo er zürnend hingeflogen,
Die Hütte dampft, — wol ist es schwer.

Wenn eines Stromes Ader springend
Des Landes Herz, die Stadt, umschwillt.
Was es gehegt, im Nu verschlingend, —
Wol gibt's ein grauses Jammerbild.

Wenn ähnlich einem trägen Drachen
Sich eine Seuche wälzt durch's Land,
Entvölkernd mit gefräß'gem Rachen, —
Wol sinkt uns muthlos Haupt und Hand.

Wenn brausend oft von wildem Gähren
Die Erde birst in falschen Weh'n,
Begrabend nur, statt zu gebären, —
Wol ist's um Menschenglück gescheh'n.

Wenn Elemente sich erheben,
Um uns zu öffnen unser Grab:
Wir sind in ihre Macht gegeben,
Weil sie ein Größ'rer ihnen gab.

Was sie auf unser Haupt auch laden,
Ein frevelnd Unrecht ist es nie,
Sie können es von Gottes Gnaden, —
Was er geschenkt, er nimmt's durch sie.

Doch wenn uns Menschenbosheit quälet,
Wenn Muthwill' unsre Blüten knickt,
Wenn Uebermuth, zum Kampf gestählet,
Mit Hohn uns Hoffnungen zerdrückt:

Wenn falsche Größe spielt mit Wehe,
Wenn Rohheit fordert blut'gen Zoll,
Wenn ich die Thorheit rasen sehe:
Dann schwillt das Herz mir auf in Groll.

Wir ehren mit gebeugten Stirnen
Des Elementes Ungestüm;
Dem Menschen mag der Mensch drob zürnen
Denn arger Frevel ist's von ihm.

XI.

Die Bestellung.

‚Wir sitzen so traulich beisammen,
‚Und haben einander so lieb!'
So sangen wir erst noch heiter,
Und wurden plötzlich trüb;

Und sah'n uns in die Augen,
Wir wußten nicht warum?
Und klangen an mit den Gläsern,
Und saßen wieder stumm.

Da faßt' ich ihn am Arme,
Den nebensitzenden Freund,
Und sprach: „'s ist Zeit zum Aufbruch —
„Sonst wird noch heute geweint!"

Und als wir nach Hause schritten,
Die schweigenden Straßen entlang,
Und als vom Dome nieder,
Die späte Stund' erklang,

Und als die Häuser standen,
So still und geisterbleich;
Da ward uns um die Herzen
Gar wundersam und weich.

Vor'm Thore seines Hauses
Da drückt' ich ihm noch die Hand;
Es war mir, als sollt' er wandern
Weit — weit in ein fremdes Land.

„Leb' wol," begann er, „und morgen —
„Nicht wahr, — wir werden uns seh'n?" —
„Ja, — morgen seh'n wir uns wieder," —
So sprach ich — und wollte geh'n.

„Wir müssen uns morgen sehen —
„Die Hand drauf!" — rief er bewegt.
Ich gab ihm die Hand, wir schieden —
Auch ich war aufgeregt.

Ich ging, schlief, träumte wie immer,
Stand Morgens wie immer auf,
Verfolgte nüchtern wie immer
Den nüchternen Tageslauf.

Und Abends ging ich wie immer,
Und suchte den Freund mir auf;
Mußt' heute ja gar ihn suchen:
Ich gab ja die Hand ihm drauf. —

Ich poch' an seiner Thüre,
Die alte Magd erscheint;
Ich frage sie: „Ist er zu Hause?" —
Sie nickt mit dem Kopf und weint.

„Was ist es, Mütterchen?“ frag' ich;
„Ja,“ sagt sie, „das war schnell!
„Heut früh noch war er so freundlich, —
„Jetzt liegt er todt zur Stell!“

„Todt?“ ruf' ich — „Todt“ so weint sie;
Ich stürz' ungläubig hinein, —
Da liegt er auf seinem Bette,
Beim Himmel — das ist nicht Schein!

Wie, wie nur ist er gestorben?
Genug, er starb, — er ist todt!
Das Schicksal steht nicht Rede, —
Genug, er starb, — er ist todt!

Und schweigend sitz' ich nieder,
Und fasse die kalte Hand;
Mir war, als wär' er gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land.

Mir war, als kläng' es von ferne
Durch's Zimmer schaurig und trüb:
‚Wir sitzen so traulich beisammen,
‚Und haben einander so lieb!‘

Lust und Schmerz.

Mensch, wenn ein Mensch vor dir erscheint
Mit menschlich froher Brust,
Was denkst du dann im stillen, Freund,
Von seiner hohen Lust?

Ist dein Entzücken voll und rein,
So du darüber hast?
Wird's eitel ganze Freude sein,
Was dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen so,
Dann denk' ich stets bei mir:
„Du, guter Mann, du bist so froh,
„Stehst gar so selig hier,
„Schlürfst all' das bischen Fried' und Freud'
„In diesem Stündchen ein,
„Und denkst nicht, wann dir nach der Zeit
„Je wieder so wird sein?

„Wer weiß, du guter Ohnenot,
„Der du so munter bist,
„Wer weiß, ob dieses ‚Heute roth'
„Nicht ‚Morgen todt' schon ist.
„Wer weiß es, ob du diesen Trank
„Nicht mit dem Tode trinkst,
„Ob nicht vom Rosenbette blank
„In's Rasenbett du sinkst!

„Wer also, denk' ich dann so fort,
„Wer also darf sich freu'n
„Da schon das erste Blatt verdorrt,
„Wenn wir das letzte streu'n?
„Wer kann vom Herzen munter sein,
„Wenn Nacht den Tag berührt,
„Und oft der gold'ne Freudenwein
„Zum Todtenweine wird?!" —

Doch, Menschen, wenn ein Mensch vor euch
Im schmalen Sarge liegt,

Die Augen zu, die Wangen bleich,
Die Händ' an's Herz geschmiegt, —
Was denkt ihr dann, durchfährt's euch nicht
Wie Schreck vor'm Spiegelbild?
Seh' ich dem Todten in's Gesicht,
So werd' ich weich und mild.

„Ei!" denk' ich mir, „du stummer Mann,
„Du hast es nicht so schlecht:
„Versöhnt sieht uns dein Antlitz an,
„Und Alles ist dir recht. —
„Und doch hinwider, wenn man's nimmt,
„So hast du's, o! recht schwer:
„Dein Saitenspiel ist abgestimmt,
„Kein Lautner stimmt dir's mehr!

„Was je darüber fuhr und klang,
„Es fuhr und klang umsonst,
„Dein Heimgang ist ein stiller Gang,
„Und stumm ist's, wo du wohnst!
„Drum denk' ich, rüstig aufgespielt,
„So lang die Saite hält:
„Nur ein Land gibt es, wo man fühlt,
„Nur eine laute Welt!" —

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo Alles froh erschien,
Und sah ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.
Dess' ist ja grad das Menschenherz
So höhnend sich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Lust!

XII.

Vogelweide.

Walther von der Vogelweide
War ein wack'rer Sängersmann,
Sich und Anderen zur Freude
Stimmt' er seine Lieder an.

Walther von der Vogelweide
Sagt' und sang aus Herzensgrund,
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund;

That sich Zwang in keinem Dinge,
Recht so wie der Vogel singt,
Der da singt, damit er singe,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und so wie der Vogel eben
Sich bald da, bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben, —
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze schon hat Walther
Eingeläutet mit Gesang,
Bis auch seinem frischen Alter
Einst das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt' er nieder
Seinen morschen Wanderstab,
Bat im letzten seiner Lieder
Um ein stilles Sängergrab.

Bat, daß sie das Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Der da hohl an seinen Ecken,
Hohl auch oben möge sein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich klare Flut,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Mulde streue
Man alltäglich frisches Korn,
Daß der Vogel baß sich freue,
Träf' er Atzung auch am Born. —

Was er wünscht', es ward vollzogen,
Korn und Wasser fehlte nie, —
Und so kam's zum Grab geflogen
Schaarenweis', voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitschert' es schon drauf,
Wenn der Mond durch Wolken schaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht so eine Vogelweide
Gab es, wo im kühlen Hag
Walther von der Vogelweide,
Nie des Lied's entbehrend, lag.

Dichter-Alter.

Quique pii vates et Phoebo digna locuti,
Omnibus his (merita privantur) tempora (lauro).
Nach Virgil (*Aen. VI. 662*).

Es ist kein Segen mehr, ein Dichter sein,
Einst war's ein Segen, selbst im Alter Segen:
Nachsommer gab's noch, späten Sonnenschein,
Und Blumen noch, um sie auf's Grab zu legen.

Wetteifernd flocht das jüngere Geschlecht
Den grauen Locken seines Sängers Kränze,
Und macht' ein Bett aus Rosen ihm zurecht,
Und freute sich, daß noch sein Auge glänze.

Und maß sich selbst an ihm, und lauschte gern
Dem süßen Nachklang aus entschwund'nen Tagen,
Und wünscht' ihm lange noch die Stunde fern,
Die ihm als Dichter längst vorausgeschlagen. —

Das ist vorbei! — Die ungeduld'ge Zeit
Will Jugend, Tag, — kein Alter, kein Verdämmern,
Kein Werden auch, — nein, Urvollkommenheit,
Und fert'gen Stahl gleich ohne Glut und Hämmern.

Wie Pallas aus der Stirn des Zeus, so springt
Der neue Gott in's raschbewegte Leben;
Ein kühner Griff in's Saitenspiel, — es klingt,
Und tausend gleichgestimmte Herzen beben.

Bewundert durch die Länder zieht er hin,
Gefolgt vom Heer nachäffender Begleiter,

Hoch zu den Sternen trägt er seinen Sinn,
Da ruft die Zeit: „Bis hieher und nicht weiter!“

Ihm macht's nicht bang, die Saiten schnell vertauscht,
Den Ton gewechselt wie die Mod' ihn fordert,
Und wieder ist er Herr, die Menge lauscht,
Er altert und verglimmt nicht, — er verlodert!

So will's die Welt, die alterscheue Welt; —
Ein alter Dichter, armer Mann des Spottes!
Das Standbild deiner Mus' ist längst zerschellt,
Gras überwuchs den Tempel deines Gottes.

Geh' — sag' nicht, daß du sangest! Daß du sangst,
Ist dein Verbrechen, lass' es niemand wissen,
Der Kranz, um den du einst so glücklich rangst,
Er würde dir mit Hohn vom Haupt gerissen.

Sie thun es jetzt den Cannibalen nach,
Die ihre Väter, um in alten Tagen
Sie zu bewahren vor des Siechthums Schmach,
Mit frommer Hand, bei Festgesang, erschlagen.

Drum wecke nicht der jungen Helden Wuth,
Sie haben Recht: denn sie sind jung, sie singen, —
Du hast gesungen; wenn für einst auch gut,
Jetzt würd' es dennoch wie ein Mißton klingen.

Und hast du einst auch manches Herz gelabt,
Jetzt stirb, — und lass' dich mit dem Trost begraben:
„Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
„Wird einmal wieder eine für sich haben.“

Dritte Lese.

Mag Euch Alles gleich nicht munden:
Alles glückt auch Meistern nicht!
Wenn Ihr etwas nur gefunden,
Das Euch mehr zum Herzen spricht!

I.

Die beiden Gräber.

Zwei feindliche Geschlechter wohnen
In Spaniens alter Königsstadt,
Die nichts in ihrem Hasse schonen,
Des tiefsten Grolles nimmer satt.
Das Fluchkorn, so die Väter säten
Im Taumel blinder Eifersucht,
Gepfleget wird es, statt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht.

Doch wie am starren Gletscherhange
Die Alpenrose freundlich glüht,
So ist, zum Trotz dem frevlen Zwange,
Die frömmste Lieb' auch hier entblüht.
Alphons, des einen Hauses Erbe,
Wächst hier zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um sie werbe,
Lorenza dort als Erbin auf.

Die Liebe läßt sich nicht bedeuten,
Was nicht geschehen soll, geschah:
Das Kinderpaar der Haßentzweiten
Sieht sich und liebt, seit es sich sah.
Und liebt so heimlich, weil so innig,
Und liebt so innig, weil so fromm,

Und birgt vor aller Welt so sinnig,
Was längst zur hellsten Glut entglomm.

Wol sehen sie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn schließt;
Doch Schwestern sind sich Lieb' und Hoffen,
Und dies erwärmt, wo jene sprießt.
Oft brüten sie an Sühnungsplanen;
Und fiel' auch ihre Thrän' auf Erz,
So bleibt ja ihrem sel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz.

Wer ist, wenn sie sich so begegnen,
Wer ist wol glücklicher, als sie?
Sie sind versucht, ihr Leid zu segnen:
Ihr Leid ist ihre Harmonie.
Wenn Aug' im Auge perlend schimmert,
Wenn Seufzer sich in Seufzer mischt,
Und, wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
Ein Lächeln dann den Gram verwischt;

Wenn sie auf sich beschränkt sich fühlen,
Selbstschöpfer einer eig'nen Welt:
Wenn sie mit dem Geschosse spielen,
Das, eh sie's ahnen, wol schon fällt;
Wenn sie den Finger kühn verachten,
Der zürnend ihrem Bunde droht, —
Das Meer von Sehnen dann und Trachten
Verschlingt den Tropfen ihrer Noth.

Doch endlich trifft der Pfeil; verrathen
Wird, was er längst geahnt, dem Haß,
Bedroht sieht er die Höllensaaten,
Die er mit Schadenfreude maß.

Doch Liebe soll ihm nicht zerstören
Den langgebauten, eh'rnen Plan:
Der Eine mag den Sohn nicht hören,
Der And're grollt die Tochter an.

Hier droht die Vaterhand erhoben
Alphonso'n mit des Fluches Grau'n,
Gebeugt ist dort von wildem Toben
Lorenza's krankes Haupt zu schau'n.
Verkerkert hinter Schloß und Riegel,
Zergrämt sich hier und dort die Noth; —
Doch Liebe findet ihre Flügel,
Wenn nirgend anders — doch im Tod.

Und diesem reifen sie entgegen,
Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar,
Ein Herz weiß von des andern Schlägen,
So scheint's: — denn beide bricht ein Jahr.
Zu Beiden tritt an einem Tage
Der düstre Friedensengel ein;
So sargt sie mit verhaltner Klage
Der Aeltern Haß im Todtenschrein.

Nur daß man ihnen Eins erfülle,
Verlangten sie der Welt noch ab:
Beisammen — hieß ihr letzter Wille —
Beisammen wünschten sie ihr Grab.
Wie feilscht der Haß, der dumpfergrimmte,
Selbst um dies Recht noch mit dem Tod;
Allein des Richters Spruch bestimmte:
Der letzte Wille sei Gebot!

So trägt man, was getrennt im Leben,
Denn nun vereint zum letzten Haus;

Hier schläft Alphons, und hart daneben
Ruht hier Lorenza schlummernd aus.
Doch fühlt der Haß sich's nicht verleidet,
Und mitten auf den schmalen Raum,
Der schonend beide Gräber scheidet,
Pflanzt er — erfindrisch — einen Baum.

Pflanzt ihn, daß er die Wurzeln berge,
Daß er hinablang' in den Grund,
Und von einander dräng' der Särge
Geheimnißvollen Gräberbund.
Und wirklich scheint es so zu werden;
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schooß der Erden
Verzweigt er seinen Wurzelkranz.

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht,
Man sieht sie unten durch sich zwängen,
Wie sich um's Korn die Hülse flicht.
Und dichter schwellen sie und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor,
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Aeltern seh'n's mit schwäch'rem Grollen,
Durch Zufall einst am Grab vereint,
Sie wissen selbst nicht was sie wollen,
Ihr Aug' beschämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu weh'n im Maienlicht:
Das Herz sich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen läßt die Liebe nicht.

An die Unduldsamen.

Ach! daß man die Zeit der Liebe
Doch so gern und schnell vergißt!
Daß, wer heute noch ihr Priester,
Morgen schon ihr Quäler ist.

Sieh! wie sie die Achseln zucken,
Seh'n sie nur ein Paar, das liebt,
Und den Pfeilen ihres Witzes
Eine Brust zur Scheibe gibt;

Seh'n sie, wie gewandt und arglos
Hand und Blick Erwiedrung sucht,
Wie dem Herzen jede Knospe
Reift zu einer gold'nen Frucht;

Seh'n sie, wie man um ein Stündchen
Wortverlegner Gegenwart
Lange Tage, läng're Nächte
Kargend oft sich weggespart.

Und doch träumten diese Richter,
(Ist's ein Traum) wie ich und du;
Stürmten unter gleichen Fahnen
Einem gleichen Ziele zu.

Schalten damals den, der lachte
Ihrer heil'gen Harmonie,
Und nun schelten diese Kalten
Den, der thut, wie damals sie.

Damals, — wären sie der Erde
Herrn gewesen eine Nacht, —
Ach, wie hätt' ihr Glück, als Sonne,
Jeder Liebe Glück gelacht!

Und nun nehmen sie die Schaufel
Ihrer Seelenlosigkeit,
Einen Baum zu untergraben,
Dessen Frucht auch sie erfreut.

Und nun lohnen sie mit Spotte,
Was zu haben sie sich freu'n,
Gleich als wollten sie verläugnen,
Daß sie dadurch glücklich sei'n.

Arme Spötter, nehmt den Spiegel
Eurer Jugend doch zur Hand,
Und beschaut nur eure Züge,
Ob denn jede Spur verschwand!

Jede Spur, daß dieses Auge,
Das mit Seitenblicken straft,
Auch einmal zur Wiege diente
Namenloser Leidenschaft;

Jede Spur, daß diese Lippen,
Die nun kalter Hohn entstellt,
And're Lippen suchten, fanden,
Und nicht küssenssatt geschwellt;

Jede Spur, daß dieser Busen,
Den nun strenger Ernst umhüllt,
Nur gepreßt an einen andern
Sein entfesselt Blut gestillt;

Jede Spur, daß diese Hände
Bettelten um einen Druck;
Daß dies Haar sich ließ berauben,
Zum Entgelt für schön'ren Schmuck;

Daß der Mensch, an dessen Schulter
Nun vielleicht ein Antlitz lehnt,
Um dies Antlitz auch geworben,
Um dies Weib sich auch gesehnt!

So in eurer Jugend Spiegel
Blickt nach euch, ihr Spötter, um!
Wenn man liebte, Liebe quälen,
Bringt — bei Gott! geringen Ruhm.

II.

Des Menschen Bild.

Der Dänenkönig Sigar saß trüben Angesicht's;
Er rief die Schaar der Freunde, — sie kam, — doch sprach er nichts.
Und endlich hob er langsam die Augen himmelwärts,
Und öffnete die Lippen und sprach mit inn'rem Schmerz:

„Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, gestrebt,
„Hab' lange mit den Menschen als Mensch geirrt, gelebt,
„Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
„Und dennoch weiß ich nimmer zu sagen, wer ich war.

„Meerwogen laſſ' ich geißeln, wofern es mich erfreut,
„Eisberge rollen nieder, wofern mein Wink gebeut,
„Für Alles hab' ich Bilder, was fliegt und ſteht und quillt,
„Und dennoch ſuch' ich immer umſonſt für mich ein Bild!

„Was iſt der Menſch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
„Was iſt der Menſch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
„Er iſt zu groß ein Würmchen, zu klein ein Gott zu ſein,
„Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

„Sein Bild iſt nicht die Schlange, ſein Bild iſt nicht der Aar: —
„Ich bin ein alter König, und weiß nicht, wer ich war!
„Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimer's Quell:
„Er ſchaffe mir vom Menſchen ein treues Bild zur Stell."

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt,
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit ſtill erhob'nem Sinn,
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen ſieht die Menge dem ſond'ren Maler zu. —
„Das iſt der Menſch, o König, — das," ſpricht er, „biſt auch du!
„In dieſem Zirkel ſchauſt du des eig'nen Leib's Geſchick:
„In ſeinen Anfang eilt er, der Staub in Staub zurück.

„In jenem aber ſchauſt du der eig'nen Seele Glück;
„In ihren Anfang eilt ſie, das Licht in Licht, zurück!" —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wiſcht mit ſeinem Mantel die Zirkel von der Wand.

Bitte.

Seht ihr mich an manchem Tage
Thun, als wüßt' ich mich allein;
Gleich' ich, taub für jede Frage,
Meinem eig'nen Bild von Stein;

Nennt der Zeiger meiner Augen
Euch den Lauf der Seelenuhr;
Schein' ich euch nur Gift zu saugen
Aus dem Becher der Natur;

Laßt dann immer mich gewähren,
Und verschwendet kein Bemüh'n,
Sucht mich ja nicht zu bekehren,
Oder unter euch zu zieh'n.

Keines Scherzes tändelnd Witzeln
Bannt den Geist, der da mich faßt,
Keine Schmeichelfinger kitzeln
Mich in Schlummer oder Rast.

Keines Vorwurf's herbe Rede
Macht mich irr in meinem Thun;
Eh sie abgethan die Fehde,
Bringt mich keine Macht zum Ruh'n.

Seht das Meer wenn seine Wellen,
Aufgewühlt von inn'rem Krampf,
Grollend auf einander schwellen,
Und entglüh'n im Bürgerkampf!

Thorheit dann, die Flut zu streicheln,
Daß sich leg' ihr dumpfer Groll;
Ihr mit Balsamtropfen schmeicheln,
Daß sie ruhig werden soll;

Thorheit auch, sie drob zu geißeln,
Daß sie möge stille steh'n: —
Sie wird ihre Wirbel kräuseln,
Ihr mögt drohen oder fleh'n.

Seht, so ist's mit den Gedanken
Und Gefühlen meiner Brust;
Oft im Stürmen und im Schwanken
Feiern sie ganz eig'ne Lust.

Darum wollt mich dann nicht stören!
Sei der Himmel noch so grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmal wird es wieder blau.

III.

Der närrische Küster.

Ein eisiger Decemberwind
Durchsaust die öde Flur,
So weit der Nebel schauen läßt,
Nicht eine Lebensspur.

Nur von der Kirchhofmauer her,
Wo still der Küster wohnt,
Da färbt ein matter Flammenschein
Den grauen Horizont.

Der Wand'rer, der des Weg's verfehlt,
Wähnt dort das Dorf zu schau'n; —
Doch kommt und sieht er, wo er steht,
Dann faßt ihn fröstelnd Grau'n.

Den närr'schen Küster sieht er dort
In kalter Nacht allein;
Der sitzt gekauert auf ein Grab
Bei mattem Flammenschein.

Ein morsches Brett ist, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab;
Drein sinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Thrän' hinab.

Und näher zieht's den Pilger hin:
Das Grau'n hat eig'nen Reiz;
Nicht merkt, so scheint's, der Küster ihn; —
Er lauscht an einem Kreuz.

Der Küster aber sitzt und sinnt,
Und schaut in's Flammenlicht;
Sein Leib ist starr, sein Bart bereift,
Er aber achtet's nicht.

Der Pilger ahnt wol was es sei,
Tritt vor den stillen Mann,
Und da er nicht erstaunt ihn sieht,
Spricht er ihn freundlich an:

„Gott sei mit euch! Es saust so kalt,
„Daß mir's ganz frostig wird;
„Und ihr sitzt bei so karger Glut, —
„Wie kommt's, daß ihr nicht friert?“ —

„„Bei dieser Glut — ich frieren? — Ha!
„„Mir ist recht wol zu Muth!
„„Ich brenn' ein Brett von Liebchens Sarg:
„„Das gibt gar warme Glut!““

Maß für Schmerzen.

Ihr scheltet meinen Unmuth — Traum,
Und spottet meiner Trauer,
Weil eine kurze Stunde kaum
Oft ihre längste Dauer.

Wehleidig heißt ihr mich und schwach,
Und kindisch meine Thränen,
Wenn mir das Herz beinahe brach
Vor namenlosem Sehnen.

„Ein Stündchen,“ sprecht ihr, „trüben Blick,
„Und Alles dann vorüber;
„Und doch erkennst du nicht dein Glück,
„Und jammerst wol noch drüber!

O Freunde, meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden!
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo sie sich eingefunden.

Ein weiches Herz — ein tiefer Schmerz,
Und währt' er nur Minuten,
Und was oft kalten Seelen — Scherz,
Läßt warme dran verbluten.

Und ach! wer kann die warme Brust
Mir kühlen oder nehmen?
Wer zügeln ihre heiße Lust,
Wer sänftigen ihr Grämen?

Was eure kaum in Jahren fühlt,
Sie fühlt's in Augenblicken;
Was euch kaum auf die Seele zielt,
Kann meine niederdrücken.

Ein Knäul ist ihr der kleinste Gram,
Woran sie zerrt und windet,
Bis sie so tief in's Rütten kam,
Daß die Geduld ihr schwindet.

Das Fünkchen selbst ist ihr ein Brand,
Woran sie bläst und schüret,
Bis sie sich plötzlich übermannt
Von wilder Lohe spüret.

Dann bricht sie los, dann flammt sie auf
In unnennbarem Hader,
Und jagt das Blut in raschem Lauf
Von Ader mir zu Ader.

Drum messet nicht nach Stunden mir
Der Seele tiefe Schmerzen!
Das einzig wahre Maß dafür
Liegt nur im eig'nen Herzen.

IV.

Die Gräfin von Querfurt.

Am schönen Quellbrunn einsam geht
Der heilige Bruno, vertieft in Gebet;
Und was er so sinnet im Stillen erbaut,
Das singen die Vöglein des Waldes gar laut.

Da kommt ein Weib des Weges daher,
Sie trägt an einem Kessel schwer,
Darüber ist ein Mantel gedeckt,
Als wäre drin was Geheimes versteckt.

Und wie sie so huscht an dem Heil'gen vorbei,
Da tönt aus dem Kessel ein wimmernd Geschrei,
Und Herz und Auge zieht es ihm hin;
„Weib!" fragt er, „was trägst du so heimlich darin?"

Das Weib, erschrocken, es stammelt schnell:
„„Nichts! — Junge Wölflein — trag' ich — zum Quell!""
„Ei, Wölflein?" — „„Hündlein!"" — „Lass' doch seh'n,
„Vielleicht möcht' eins zu Gesichte mir steh'n!"

Das Weib setzt ab mit verstörtem Blick,
Der Heilige streift die Hülle zurück:
„Herr Gott! Nicht Hunde, — das sind ja fürwahr
„Acht Kindlein, wie kaum sie die Mutter gebar!"

Das Weib sinkt niedergedonnert in's Knie,
Der Heil'ge betrachtet die Kinder und sie,
Dann ruft er ergriffen von Zweifel und Angst:
„Gestehe, so wahr du dein Heil verlangst!"

„„Herr!"" schluchzt sie, — „„vergebt! Sie sind nicht mein,
„„Graf Gebhard auf Querfurt nennet sie sein.
„„Euch, seinem Bruder, ist's wol bekannt,
„„Wie daß er gezogen in fremdes Land.

„„Indeß gebar ihm die Gattin daheim,
„„Neun Früchte trug ihr ein Lebenskeim.
„„Ihr wißt, Herr Gebhard ist rauh und wild,
„„Dem leichtlich das Herz vor Unmuth schwillt.

„„Beschwerliche Reden führt' er sogar,
„„Wenn reichlichen Segen ein Weib wo gebar;
„„Drum lag auch verzweifelt die Mutter da,
„„Als gar neun Würmlein sie vor sich sah.

„„Mit grollendem Herzen wird er sie seh'n,
„„Als wär's nicht mit rechten Dingen gescheh'n;
„„Wird ehrlos schelten Kinder und Weib,
„„Wird wild sich vergreifen an ihrem Leib.

„„Drum lieber ihr Leben geknickt im Keim,
„„Das neunt' und stärkste nur bleibe daheim!
„„So überwältigt' in bangem Gewühl
„„Des Vaters Rauhheit der Mutter Gefühl.""

Der Heilige schaudert, da er's vernimmt,
Faßt Kindlein und Kindlein dann weichgestimmt,
Besprengt sie tausend mit heiliger Flut,
Und spricht: „Sie bleiben in meiner Hut!

„Geh heim und sag', es sei vollbracht,
„Und hülle das grause Geheimniß in Nacht.
„Ich will für sie sorgen, was auch da kommt,
„Der Herr wird's wenden so wie es frommt!"

Das Weib geht heim, der heilige Mann
Nimmt warm der geretteten Kindlein sich an;
Aufblüh'n sie, so wie er's von Gott sich erfleht,
Acht Röslein, ein liebliches Blumenbeet.

Oft küßt die Gräfin den neunten Sohn,
Für acht verkaufte den blutigen Lohn,
Und starrt ihn an und seufzt vor Qual, —
Schier faßt ein Argwohn den rauhen Gemahl. —

Neun Jahre steigen in's Zeitengrab
Da ruft Herrn Bruno die Pflicht fernab;
Ihm scheint's im Geiste wol vorzugeh'n,
Als sollt' er die Heimat nicht wieder seh'n.

Drum eilt er zu seinem Bruder hin,
Und spricht ihn mit warmer Rede zu Sinn,
Und sagt ihm, wozu er die Gattin trieb,
Und wie's durch ein Wunder verhütet blieb.

Und läßt sich's beschwören mit heiligem Eid,
Der Mutter es nicht zu entgelten durch Leid;
Dann eilt er zur Gräfin und leuchtet mit Macht
Zu tiefst ihr hinab in des Herzens Schacht.

Und als sie zerknirscht in Thränen versinkt,
Da ruft er den Grafen, entfernt sich und winkt,
Und siehe! durch's Thor, herzinnig gerührt,
Da nahen acht Knäblein, vom neunten geführt.

In gleichem Gewand, gleich golden an Haar,
Die kindlichen Augen gleich blau und klar,
Gleich rot die Wangen vom Jugendschein,
Sind's neun in einem und einer in neun.

Und wie nun des jungen Lebens so viel
Sich rührt und regt in lust'gem Gewühl,
Und wie sich's um Vater und Mutter drängt,
Und schmeichelnd an Knie, und an Arme sich hängt;

Da schmilzt wol des Grafen verhärteter Sinn,
Da wirft die Mutter in Thränen sich hin;
Da ist bei einander groß' Freud' und Leid,
Ein Schwanken von Vorwurf und Seligkeit.

Herr Bruno aber blickt auf zu Gott:
„Du ließest mich, Herr, nicht werden zu Spott!
„Lass' werden die Aeltern den Kindlein gleich:
„Denn ihrer ist ja das Himmelreich!"

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverlässig und geschwind;
Ein Laut, ein Schrei — so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug.

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust,
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwol der Erste nicht empor:
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manchmal auch der Erste sein,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

V.

Der Falschmünzer.

Der Scherge tritt zum Richter: „Herr, draußen steht ein Mann,
„Von schwerer Schuld belastet, klagt er sich selber an;
„Sein Haar ist wirr, sein Antlitz verstört, sein Auge starr,
„Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!"

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor. —
„Ihr Herrn," beginnt der Fremde, „leiht mir ein gnädig Ohr!
„Zu richten und zu strafen ist euer heilig Amt:
„So hört denn mein Verbrechen, und richtet und — verdammt!

„Die schwerste Schuld, wie heißt sie?" — Die Richter meinen: „„Mord!""
Der Fremde lacht: „Die garst'ge, nächst kleinere sofort?" —
„„Verrath!"" so meint der Richter. — Der Fremde lacht: „Und dann?" —
„„Falschmünzerei!"" so heißt es. — „Halt, Herr, nun sind wir dran!

„Falschmünzerei! — da habt ihr's! Ei seht, ihr klugen Herrn,
„Die setzt ihr an als Drittes? — Ihr hälfet mir wol gern! —
„Ich sage sie ist ärger, als Mord, als Hochverrath!
„Falschmünzer, ja das war ich, — beschönigt nicht die That!"

„„Falschmünzer?"" fragt der Richter, „„wo münztet ihr und wie?
„„Betriebt ihr's mit Genossen? Bekennt und nennet sie!"" —
Der Fremde spricht, wie höhnend: „Ihr Herrn, verstellt euch nicht,
„Blickt auf aus euren Büchern, blickt mir in's Angesicht!

„Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohsinn, Liebe, Muth?
„Den Zug verwelkter Maien, die Kohl' erlosch'ner Glut?
„Das fing mit seinen Reizen ein unerfahr'nes Kind,
„Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böse Menschen sind!

„Das Mädchen gab mir Liebe, gab Alles — Alles mir,
„Und was — merkt auf, ihr Herrn, — was gab ich ihr dafür?
„Ich münzte falsche Schwüre, — sie nahm sie an für baar;
„Ich münzte falsche Thränen, — sie nahm sie an für wahr.

„Ich münzte Treu' und Tugend — sie nahm sie an für Gold,
„Und unecht, falsch, erlogen war, was ich ihr gezollt.
„Sie schien sich reich, sie prahlte mit dem, was ich ihr gab,
„Doch als sie sich enttäuschte, da sank sie in das Grab.

„Ein Mord, ihr Herrn, was ist er? — Das Eisen tödtet schnell.
„Was ist Verrath? — Er schlachtet sein Opfer auf der Stell'.
„Falschmünzerei ist ärger, sie hält den Glauben hin,
„Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

„Drum sprecht, ihr Herrn, mein Urtheil, ich bin darauf gefaßt,
„Ich kann sie nimmer tragen, die bange Sündenlast;
„Allnächtlich hör' ich's donnern: Falschmünzer, kauf' dich los!
„Ersetz', ersetz'!" — Unmöglich! — die Summe ist zu groß!" —

Die Richter steh'n erschüttert, und rufen insgesammt:
„Berathet's mit dem Himmel, das ist nicht unser Amt;
„Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die That:
„Für falsche Seelenmünze gibt's keinen Menschenrath!"

Da lacht der Fremde grinsend, da weint er wieder drein:
„O Unglück!" — ruft er, „unwerth des Henkerbeils zu sein!" —
Er geht, und, was kein Richter ihm gab in seiner Noth,
Gibt ihm, nach langer Buße, zuletzt der Gram, — den Tod.

Weltsinn.

Es dreht der Menschen Streben
Sich um ihr eig'nes Heil;
Führt nur ihr Pfad sie eben,
Sei jeder and're steil.

Sie graben sich wie ehern
In's eig'ne Selbst hinein,
Sind glatt für alles Nähern,
Für alles Fühlen Stein.

Du zeigst die Hand beflissen, —
Sie lachen deiner Müh'; —
Du zeigst die Brust zerrissen, —
Und Dornen reichen sie.

Du weisest auf Ruinen
Zerfall'ner Seelenruh', —
Sie seh'n mit kalten Mienen
Dem letzten Falle zu.

Du zeigst, du könntest lieben,
Und fändest nur kein Herz, —
Sie schelten übertrieben
Und kindisch deinen Schmerz.

Du zeigst, du könntest schaffen,
Nur fehl' es dir am Sporn, —
Sie stumpfen dir die Waffen,
Und trüben deinen Born.

Du zeigst dich warm für's Gute,
Doch arm an gutem Rath,
Sie rütteln dir am Muthe
Durch Spott und falsche That.

Was kümmert sie dein Weinen,
Und was, wozu es führt?
Du darfst dir glücklich scheinen,
Wenn's nur ein Ohr berührt.

Was kümmert sie dein Fehlen,
Dein Zweifeln und dein Müh'n?
Wenn nur nicht ihre Seelen,
An gleichen Ketten zieh'n.

Drum suche nicht bei Andern
Belehrung, Rath und Licht;
Sie lassen Jeden wandern,
Wohin —? sie kümmert's nicht.

Sie gönnen ihm die Reise,
Wohin es ihm behagt,
Wenn er nur ihrem Gleise
Nicht frech sich näher wagt.

Drum still, du Herz, da drinnen,
Sonst bist du schlimm bestellt:
Es läßt sich nichts gewinnen
Im Treiben dieser Welt!

Verschweige deine Freuden,
Verschweige deine Pein,
Vertrau' in Lust und Leiden
Zumeist auf dich allein!

VI.

Legende.

Einst ging, wie's oft geschehen ist,
Auf Erden wieder der liebe Christ,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sanct Petrus gab ihm das Geleit.

So kamen sie denn eines Tags
Auch in ein Oertchen geringen Schlags,
Zu groß, um eben ein Dorf zu sein,
Und wieder für eine Stadt zu klein,
Nichts recht, an allem nur zunächst,
Wo Schlimm und Gut beisammen wächst;
Dem Herrn dem stand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er sich's beseh'n von innen.

Am Sonntag war's, zur Vesperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche fast voll zu schau'n
Von zierlichen Herrn und schmucken Frau'n;
Das war ein Rauschen von seid'nen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuspern, ein Neigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Wiederblicken,
Ein Wischen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,
Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geistlich Lied zu singen.

Der Herr vernahm es, und ging weiter,
Kopfschüttelnd folgt' ihm sein Begleiter.

Jetzt kamen sie vor den Ort hinaus,
Da stand ein unansehnlich Haus,
Und aus dem Hause scholl und klang
Ein lauter fröhlicher Gesang.
„Halt, Petrus," rief der Herr, „lass' seh'n!"
Und blieb vorm Fenster lauschend steh'n.
Beim flackernden Span am Eichentisch
Saß dort ein Kränzchen munter und frisch,
Großvater und Enkel, Aeltern und Kinder,
Auch Nachbar und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor sich ein schlichtes Essen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemessen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verrieth ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie sie so saßen in ihrer Lust,
Da that sich auf so Mund als Brust,
Und laut gesungen von dem Kreise
Klang eines Volkslied's munt're Weise.
Der Herr, der lehnt' am Fenster still,
Wie einer, der nicht stören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebste Aug- und Ohrenweide.

Sanct Petro währt' es schon zu lang,
Drum that er sich nicht länger Zwang,
Und sprach: „Mein Meister, sagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht, wie ich's deute,
Da steht und lauscht Ihr immer noch
Dem simplen Singsang dieser Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geistlich Lied so kunstreich sang,

Da gingt Ihr also schnell vorbei,
Als ob euch verdröße die Melodei."

Darauf der Herr mit Lächeln spricht:
„Mein Petrus, das verstehst du nicht.
Dort sangen sie geistliche Lieder zwar,
Voll Kunst, doch aller Andacht bar;
Hier singen sie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunst, doch voll Natur,
Und mitten unter Lust und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und sieh! mein Petrus, das merke dir,
Ein echtes Volkslied hat viel von mir,
Man sieht ihm keine Frommheit an,
Und doch erbaut es seinen Mann!
Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,
Es wendet und windet sich allzu schräg:
Volkslieder aber, wie Kinderstimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg."

Wettstreit.

Zum Liederdichter spricht der Dramendichter:
„Was braucht es da Beweis noch oder Richter?
„Du gibst ein Blümchen, ich — die ganze Flur,
„Ich — einen See, Du — einen Tropfen nur.

„Die ganze Menschheit — ich, in Lust und Schmerzen,
„Du — Perlen nur aus einem Menschenherzen;

„Ich gebe den Palast, Du — einen Stein,
„Das Mammut — ich, Du nur — ein Käferlein.“ —

Zum Dramendichter spricht der Liederdichter:
„Ich singe für den Freund, nicht für den Richter;
„Im kleinsten Blümchen blüht ein Lenzgedicht,
„Im Tropfen glüht ein Funke Sonnenlicht.

„Ein einzig Herz umschließt im engen Rahmen
„Der ganzen Menschheit Possenspiel' und Dramen,
„Und dankbar nimmt der Christ vom Pilgersmann
„Ein Steinchen auch aus Sions Tempel an.

„Und rühmst du mir des Mammuts Riesenglieder,
„So blick' nicht spottend auf den Käfer nieder:
„Ein Wunder gilt's, und großer Raum ist dein,
„Macht kleinrer Raum das große Wunder klein?“ —

Da tritt ein Freund der Dichtkunst zwischen Beide:
„Ein Gleichniß,“ spricht er, „kenn' ich, das entscheide:
„Ein groß Gehäuse ziemt der großen Uhr,
„Ein klein Gehäuse ziemt der kleinen nur.

„Ob jene schlage mit gewalt'gem Hammer,
„Ob diese leise pick' in stiller Kammer,
„Ist nur das Werk in beiden gut und echt,
„Wozu dann streiten? — Beide geh'n sie recht.“

VII.

Die Unverwundbare.

Ein lodernd Gerippe steht das Haus,
Die Raublust wüthet darin mit Graus;
Die Mutter stirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter stürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt sie voran,
Und hinter ihr her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in geballter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

„Halt, schmuckes Dirnlein, wohin so schnell?"
So ruft, sie verfolgend, der wilde Gesell.
„Komm her, mich verlangt es nach solchem Schatz:
„Die Fackel leuchtet, geräumt ist der Platz.

„Was kümmert mich Rache, was Gold und Gestein?
„Hier kann ich Alles in Allem sein!
„So lüstern bleich hat der Schreck dich gemalt,
„Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt.

„Sieh her! das Eisen so blutigroth,
„Wol blitzte dir's Vater und Mutter zu Tod,
„Wol führ' es so glatt in's Herzchen auch dir, —
„Doch leben sollst du mir, — leben — mir!

„Wie wirbelt die Trommel, wie knistert die Glut,
„Wie duftet's durch öde Gemächer von Blut!
„Wie lustig ist es, dem Tode zum Hohn,
„Zu ärnten des Lebens beneidetsten Lohn!?" —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger als Brand, noch grauser als Mord;
Sie fühlt des Herzens entsetzlichste Pein;
Verfallen in rohe Gewalt zu sein.

Da ist kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
Kein machtlos Dräu'n, kein höhnend Verschmäh'n:
Doch wenn sie zum Wahnwitz erwachsen ist,
So hat die Verzweiflung auch ihre List.

So sinkt denn, wie mit gewendetem Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und spricht wie verzagt:
„Oh schone meiner, ich bin deine Magd!

„Ich will dir leben! — Denn sieh! dein Schwert
„Mir schadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt.
„Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
„Das Manchem den Leib schon gestählt und gefeit.

„Du hast — (nicht wissend, daß du den Tod
„Nicht geben mir kannst) — mich verschont in der Noth;
„Du zogst dein Schwert, das über mir hing,
„Zurück von mir um geringen Beding.

„Darum hab' Dank und schalte mit mir!
„Und willst du, so sprech' ich, zum Lohne dafür,
„Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht
„So Manchen schon unverwundbar gemacht!" —

Der Krieger stutzt, das ficht ihn an
Den albern=rohen, betäubten Mann.
„Lass' hören," — ruft er, — „das käme mir recht,
„Und dir, Feinliebchen, bekomm' es nicht schlecht!" —

„Wohlan!" – so beginnt sie, und sinkt in's Knie, —
„Merk' auf, und vergiß das Sprüchlein nie:
„‚Alleiniger Gott, der die Unschuld schützt,
„‚Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

„‚Umgib mich mit Deinem Schirm und Schild,
„‚Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
„‚Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
„‚Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil!' —

„Es ist gescheh'n! — Nun, Krieger, versuch',
„Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
„Versuch's, hol' aus mit dem Schwert weit, — weit:
„Ich bin den Streich zu empfangen bereit! —

„Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
„Schon bin ich gefeit, bin wundendicht.
„Hol' aus mit dem Schwert! Hier ist die Brust:
„Ich bin meines Spruch's mir kräftig bewußt!" —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob sie ihn Wahres gelehrt; —
Ein Stoß, — und verblutend liegt sie vor ihm;
Hinstarrend bereut er den Ungestüm.

„Hab' Dank," so stöhnt sie, „hab Dank, mein Gott!
„Du ließest die Unschuld nicht werden zu Spott!
„Ab hast du gewendet — den giftigen Pfeil! —
„Bewahrt — mein Herz, — bewahrt mein Heil!"

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht
Wol tief in des Kriegers Herzensnacht;
Sein Taumel zerrinnt, — sein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, der Brand läßt nach, —
Noch steht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, seit er's denken kann,
Zum ersten Male wie ein Schauder an.

Die Karthausen.

Im Süden gibt es Karthausen
(Sie werden die Stillen genannt),
Worinnen Mönche hausen,
Durch frommen Wandel bekannt.

Die Mauern dieser Gebäude
Schau'n ruhig himmelwärts,
Haben keinen Anstrich von Freude,
Und keinen Anstrich von Schmerz.

Kein Fenster und keine Pforte
Ist rings von außen zu seh'n,
Es ist an diesem Orte
Wie unter Gräbern zu steh'n.

Doch innen mitten im Hause,
Da schimmern viel Fenster entlang,
Aus allen schallt Gebrause
Von Orgeln und heil'gem Gesang.

Und freundliche Pförtlein leiten
In den freundlichen Hof hinein,
Da blüht es von allen Seiten
Im heiteren Sonnenschein.

Da rauscht es voll grünender Bäume,
Da ist Alles so wol bestellt,
Wie ein Land glückseliger Träume,
Wie eine besondere Welt.

Und drinnen die Mönche wandeln
So traut und gemeinsam umher,
Die Außenwelt und ihr Handeln
Bedäucht sie ein Traum nur mehr. —

Wie diese stillen Gebäude
Und die stillen Mönche darin,
So geht's oft in Freud' und im Leide
Dem ergriffenen Menschensinn.

So schließen oft die Gedanken
Ihre Fenster nach außen zu.
Vergessen das irdische Wanken,
Und freu'n sich der geistigen Ruh'.

So verriegeln oft die Gefühle
Für's äußere Leben das Thor,
Und wandeln zu ernsterem Ziele
Gemeinsam im Innern hervor.

Drum zählt mich nicht zu den Harten,
Weil starr oft scheint mein Gesicht:
Im Innern blüht mir ein Garten,
Dort fehlt es am Leben nicht.

VIII.

Das Pilgerhemde.

Die Geißel schwirrt, der Türke flucht,
Die Christen zieh'n des Pfluges Wucht,
Und schwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfen Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verletzt,
Und träufelt über wunde Glieder
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Christensklav' allein
Erhielt sein Hemd noch blank und rein;
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß wie Schnee sieht man es wallen.

Der Sultan selber sieht den Mann
Sich eines Tages mit Staunen an,
Und fragt ihn, schauend, was er leide:
„Wie kommst du zu so blankem Kleide?

„Weß Landes bist du, Christenhund?
„Ward nie dein Leib von Geißeln wund?
„Wie oder hast du Blut wie Schnecken,
„Zu blaß, um Linnen zu beflecken?" —

„Ich bin ein Ritter," spricht der Christ,
„Deß Heimaterde Deutschland ist;
„Zu Metz auf meines Schlosses Mauern
„Lass' ich ein Weib um mich vertrauern.

„Als ich beim Scheiden sie umfing,
„Und sie wie sterbend an mir hing,
„Da gab sie mir dies Hemd zum Pfande
„Der Treue mit in ferne Lande.

„‚Nimm's hin und trag' es', sprach mein Weib,
„‚Es komme nicht von deinem Leib;
„‚Als ich den Flachs dazu gesponnen,
„‚Ist manche Thräne drein geronnen,

„‚Und unter brünstigem Gebet
„‚Hab' ich's für dich gebleicht, genäht;
„‚Drum, hoff' ich, wird es in Gefahren
„‚Dich wie ein Amulet bewahren!' —

„Und also dünkt es mich fürwahr,
„Denn blank und rein ist's immerdar,
„Quoll oft auch über wunde Glieder
„Manch Tröpflein Blut's mir drauf hernieder.

„Da trag' ich's nun zwölf Monden lang,
„Es ward nicht mürb, kein Faden sprang,
„Nicht Schweiß, nicht Regen kann's erweichen,
„Es ist, als käm' es erst vom Bleichen.

„Das muß der Hausfrau Keuschheit sein,
„Dadurch ward dies Gespinnst so rein:
„So lang sie treu und keusch geblieben,
„Wird nichts mir seine Weiße trüben!“

Der Sultan hört die sond're Mähr',
Ruft heimlich einen Seemann her,
Heißt ihn die Anker eilends lichten,
Und seine Fahrt nach Deutschland richten.

Heißt ihn zur Frau des Sklaven zieh'n,
Um ihre Liebe sich bemüh'n,
Und sie mit Gold und Schmeichelblicken
Zuletzt verführen und bestricken.

„Ich will doch sehen, wenn sie fällt,
„Ob wol sein Hemd die Farbe hält!“
Der Sultan denkt's mit argen Sinnen;
Der Seemann segelt schnell von hinnen.

Auf Lotharingens Blütenau
Erforscht er bald des Sklaven Frau,
Und trifft sie in des Schlosses Mauern,
Versenkt in namenloses Trauern.

Da malt er ihr des Gatten Leid,
Des Wiederseh'ns Unmöglichkeit,
Der Witwen freudeloses Streben,
Der neuen Liebe neues Leben.

Umsonst! sein Säckel ist geleert,
Sein Schmeichelvorrath aufgezehrt;
Sein schlaugewog'nes Listgetriebe
Zerstiebt vor ihrer Treu' und Liebe.

Drum schickt er sich zur Heimkehr an; —
Da tritt an's Schiff ein Sängersmann,
Mit Zither, Stab und Pilgerhaube,
Daß man die Mitfahrt ihm erlaube.

Weil seine Klänge lieblich weh'n,
So läßt der Türk' es gern gescheh'n,
Damit ihm durch des Liedes Würze
Der Troubadour die Fahrt verkürze. —

Schon nimmt nach rasch durchmess'nem Lauf
Die ferne Heidenschaft sie auf;
Der Sultan hört die selt'ne Kunde
Mit Staunen aus des Schiffers Munde.

Fast grollt' er, weckt' ihm nicht das Spiel
Des Sängers gar ein süß Gefühl,
Wie er's wol in den frohsten Stunden
In seinem Harem nicht empfunden.

„Wähl' ein Geschenk dir!" spricht er einst,
„Ich bin wol gnäd'ger als du meinst:
„Wenn hell wie Gold die Saiten klingen,
„Der mag auch gold'ne Frucht ersingen!"

„Herr!" fleht der Sänger, „nicht Metall
„Verlang' ich für des Herzens Schall!
„Durch deiner Christensklaven einen
„Würd' ich mir reich vergolten meinen!"

Der Sultan winkt, und aus dem Thor
Treibt man die Sklavenschaar hervor;
Da sieht der Sänger unter allen
Zuerst das weiße Hemde wallen.

„Den,“ ruft er, „König, gib mir frei!“ —
Der König nickt voll Huld: „Es sei!“
Und dankend eilt mit seiner Beute.
Der Pilger seelenfroh in's Weite.

Bald nimmt ein Schiff die Beiden auf,
Nach Frankreich geht's in raschem Lauf.
Der Sklave wallt wie träumend weiter,
Ein Engel däucht ihn sein Begleiter.

Zwei Tage gilt's nur mehr zu zieh'n,
So soll er schon der Heimat Grün,
Des deutschen Landes Blütenauen,
Des eig'nen Schlosses Zinnen schauen.

Da spricht der Sänger tiefgerührt:
„Nun zeuch, wohin dein Weg dich führt!
„Nur wolle mir zum Angedenken
„Ein Stücklein deines Hemdes schenken.

„Es soll so unzerstörbar rein,
„So wundersam gewoben sein,
„Drum möcht' ich's gern auf meinen Reisen
„Der Welt beglaub'gen und beweisen!“

Da trennt der Christ ein blankes Stück
Vom Wunderhemd, mit feuchtem Blick,
Gibt's seinem Führer, will ihm danken,
Und weinend seine Knie umranken;

Doch dieser kehrt sich schweigend ab,
Setzt weiter seinen Pilgerstab,
Und grüßt nur schmelzend noch vom weiten
Ihn mit den Klängen seiner Saiten. —

Schon sieht er seiner Väter Schloß,
Schon eilt er durch der Knechte Troß,
Die seiner Züge längst vergessen,
Die Gattin an sein Herz zu pressen.

Sie sieht ihn, stürzt mit Thränenlust
An seine langentbehrte Brust;
Die Qualen dreier Jahre schwinden
Wie Schnee in diesem Wiederfinden.

Da drängt sich Fest an Fest und Klang
An Klang und Jubel an Gesang,
Liebkosung, Fragen, Scherze, Bilder:
Erinnerung malt das Herbste milder.

Doch an der heit'ren Zärtlichkeit
Stößt sich gar bald der finst're Neid,
Und raunt, zu schwarzer That verschworen,
Dem Burgherrn spöttelnd in die Ohren:

„Du glaubst, die Gattin weint' um dich?
„Sie litt so manchen Fant um sich;
„Zwölf Monden trieb sie fern vom Hause
„Sich wüst umher im Weltgebrause.“ —

Der Funke zündet; grollend läßt
Der Burgherr rings zu einem Fest
Die Nachbarn und die Freund' entbieten,
Wie's ihm die Neider höhnend riethen.

Nun als das laute Fest begann,
Klagt er die Gattin wüthend an,
Und höhnt ihr schmähliches Beginnen;
Sie aber wandelt still von hinnen.

Ein Viertelstündchen kaum verrann,
Da tritt zum Tisch ein Sängersmann
Mit Stab und Pilgerhaub' und Zither;
„Das ist mein Führer!“ ruft der Ritter.

„Ich war's,“ so spricht mit sanftem Blick
Der Pilgersmann, und zieht das Stück
Des Wunderhemd's hervor mit Schweigen,
Um der Versammlung es zu zeigen.

Dann wirft er Kapp' und Kleid von sich,
Und ruft: „Nun, Gatte! kennst du mich?“ —
Der Burgherr schaut mit tiefer Reue
Sein Weib, verklärt durch Lieb' und Treue.

Zu ihren Füßen stürzt er hin;
Sie hebt ihn auf mit mildem Sinn,
Und Aller Lippen in dem Kreise
Ertönen laut zu ihrem Preise:

„Heil deutscher Weibertreue, Heil!
„Von ihr prallt ab des Hasses Pfeil;
„Sie mag in Nöthen und Gefahren
„Uns wie ein Amulet bewahren!“ —

Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt;
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald ist's in mir wieder Sonnenschein.

Mein Vater steht darinnen oben an,
Er schrieb zwar nichts mir drein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!“ — doch es g'nügt, — er war's,
Noch denk' ich blutend seines Sterbejahrs.

Zunächst les' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Das sie noch einmal leise segnend sprach,
Als fern von mir ihr Herz im Tode brach.

Dann les' ich manchen Freund noch, dessen Hand
Nun nicht mehr schreibt, wenn nicht im beff'ren Land;
Aus ihren Lettern spricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch mancher Sänger, dessen Liederklang
Wie Balsam in die wunde Brust mir drang;
Auch manchen Lehrer, dessen gold'nes Wort
Mich mir enthüllte, les' ich dankbar dort.

So steht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einschrieb, ist voll Glut und Sinn,
Des ganzen Liebelebens Wiederstrahl,
Das wir durchlebt mit aller Lust und Qual.

Ein blonder Junge schrieb mir bald dazu:
„Was dir dein Vater war, das sei mir — Du!“
Dahinter schrieb sich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen: — sein Sprüchlein ist gar fein!

Noch gibt's manch leeres Blättchen dort und hier,
Drum trag' ich auch mein Stammbuch stets mit mir
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anspruchlose Stammbuch ist — mein Herz.

Drum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz schreib' ich die Lieben mir:
Wer seine Theuren nicht im Herzen trägt,
Hat sich umsonst ein Stammbuch angelegt!

IX.

Charles Bessières.

(1813.)

Vor seinem Zelte sitzet
Der Marschall im Dämmerschein,
Es mundet dem alten Soldaten
Kein Imbiß und kein Wein;
Vor Lützen war es, am ersten Mai,
Die Truppen marschirten an ihm vorbei,
Der Zeiger wies auf Vier.

„Herr Marschall, laßt's Euch munden,"
So spricht der Adjutant,
„Es dürft' einen Fasttag geben,
„Das Feld hier ist bekannt;
„Wer weiß, ob ein Tropfen die Kehl' uns netzt,
„Eh' morgen wieder, so wie jetzt,
„Der Zeiger weist auf Vier."

Der alte Marschall lächelt:
„Ei, laßt die Sorge sein,

„Mir ahnt, ich brauche heute
„Nicht Imbiß und nicht Wein;
„Der Herr hat Jedem sein Ziel gesetzt;
„Erinnert Euch des, wenn wieder, wie jetzt,
„Der Zeiger weist auf Vier."

So naht in banger Erwartung
Die Mittagsstund' heran;
Schon regt sich's hüben und drüben,
Schon knallt es dann und wann.
„Gedeckt muß eher der Hohlweg sein,
„Dann rüstig mit Gott in den Feind hinein!" —
Der Zeiger rückt auf Vier. —

Der alte Marschall reitet
Voraus mit seinem Troß:
Da schwirrt eine Kugel herüber,
Sein Nebenmann sinkt vom Roß.
Der Marschall erweist ihm die letzte Ehr',
Da schwirrt es wieder, da stürzt auch der, —
Der Zeiger weist auf Vier.

Sie legen ihn auf die Bahre,
Sie tragen ihn fort voll Schmerz,
Es war ihm die Kugel gegangen
Durch's alte Heldenherz;
Knapp an ruht unversehrt die Uhr,
Die Räder standen stille nur,
Der Zeiger weist auf Vier.

Sie führen des Marschall's Leiche
Zu seiner Gattin zurück;
Sie heißt sie mit Thränen willkommen,
Sie fragt mit schmerzlichem Blick:

„O sagt mir, wann er sein Ende fand?“
Sie legen die Uhr in ihre Hand,
Der Zeiger weist auf Vier. —

Auch sie ist heimgegangen,
Verrauscht ist jede Spur;
Nur im verlassenen Zimmer
Hängt einsam noch die Uhr;
Der Enkel bedarf kein mahnend Wort,
Unaufgezogen hängt sie dort,
Der Zeiger weist auf Vier.

Trostreiches Sterben

Um eine Fliege ist's ein kleines Ding,
Für unsere großen Dichter zu gering;
Wir kleinern mögen uns damit befassen,
Was mag sich auch von Fliegen sagen lassen? —

Ei seht! — Für's erste sind sie flink und frisch,
Sodann gesellig, Gäst' an jedem Tisch,
Keck, sagen wir, als ob, was wir so schelten,
Nicht könnt' als Liebe zu den Menschen gelten.

Und wie gewandt sie sind! Wer läuft, wie sie,
Kopfüber an der Deck', und fällt doch nie?
Sie haben Flügel, solche Thierchen Flügel,
Und unser Fuß erlahmt an einem Hügel.

Froh sind sie auch, und ach, wie froh sie sind!
Was braucht zu seiner Freud' ein Menschenkind!
Ein Abendstrahl durch eine Kerkerlücke,
Und hundert Fliegen sonnen sich im Glücke.

Und wenn der Herbst Marienfäden spinnt,
Und wenn des Jahres Sand zur Neige rinnt,
Und wenn der Frost aus feuchten Wänden schauert,
Da hab' ich euch, ihr Thierchen oft bedauert!

Da sucht ihr bänglich alle Winkel auf,
Da taumelt ihr wie schwindelnd oft im Lauf,
Und summt, als wolltet ihr's einander klagen:
„Du, frierst du auch? Mein Stündlein hat geschlagen!"

Doch nein, so trostlos sei das Scheiden nicht!
Sieh, dort das Fenster hell vom Abendlicht!
Der lieben Sonne letzter lauer Schimmer,
Des Herbstes Abschiedsgruß vom dumpfen Zimmer!

Ha! sieh, da fliegt's von allen Seiten her,
Und drängt sich an die Scheiben, matt und schwer,
Und summt und sonnt sich einmal noch, und weidet,
Sich satt im lauen Lichte, bis es scheidet.

Und hundert Leichen zählt das Morgenrot. —
Das nenn' ich trostreich sterben seinen Tod;
Da lern', o Fürst der Schöpfung, von den Fliegen,
Des Todes Stachel wolgemuth besiegen!

Nicht kau're, wenn Spätsommer dich umgraut,
Dich feig in's Dunkel ohne Lust und Laut;
Empor, hinaus, und wär's zum letzten Male,
Und trostreich stirb am heit'ren Sonnenstrahle!

X.

Die Freierprobe.

Zu einem Jungfräulein weis' und klug,
Nebstdem auch lieb und reizend genug,
Kam gar ein schöner, loser Gesell,
Und wollt' ihr Freier sein zur Stell.

Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie sieht ihm aber in's Herz hinein;
Sie ahnt den lustigen, leichten Sinn,
Und hofft sich dessen keinen Gewinn.

Doch fühlt sie dabei hinwider, wie tief
Manch Ernsteres ihm in der Seele schlief;
Das achtet die Jungfrau nicht für gering,
Und stellt ihm solchen sond'ren Beding:

„Ich sag', Herr Junker, nicht ja, nicht nein,
„Doch so Ihr wollet mein Gatte sein,
„So müßt Ihr's beschwören mit heil'gem Eid,
„Zu thun, was jetzt mein Wort Euch gebeut.

„So oft Ihr, bevor zwei Jahre verweh'n,
„Den Priester seht zu dem Kranken geh'n,
„So schließet Euch an und bittet ihn,
„Daß er Euch lasse mit sich zieh'n!

„Und tretet mit ihm zum Kranken hin,
„Und nehmt's Euch jedes Mal ernst zu Sinn. —
„Wofern Ihr das thatet in dieser Zeit,
„Dann kommt und holt Euch bei mir Bescheid!"

Der Junker denkt: „Nun immerhin!
„Es haben die Dirnen so eig'nen Sinn;
„Drum, Solches zu thun in dieser Zeit,
„Beschwör' ich mit einem heil'gen Eid!"

Und wie nun des Meßners Glöcklein schallt,
Da springt er auf und thut sich Gewalt,
Und folgt dem Priester und bittet ihn,
Daß er ihn lasse mit sich zieh'n.

Oft wenn er mit Zechern spielt und singt,
Und plötzlich des Meßners Glöcklein klingt,
Muß er verlassen Saus und Braus,
Und geh'n aus dem Freuden- in's Schmerzenshaus.

Am Tummelplatz, an Freundesbrust,
Im Wintersturm, in Sommerlust,
Bei Tag, bei Nacht, in Freud' und Leid,
Mahnt oft ihn das Glöcklein an seinen Eid.

Und eh' zwei Jahre ganz entrauscht,
Da ist der Junker wie umgetauscht;
Wo ist sein lustiger, loser Sinn?
Sein Lebenstaumel wo ist er hin?

Erst seit er dem Tod in's Aug' geseh'n,
Glaubt er das Leben zu versteh'n;
Erst seit er erkannt des Menschen Leid,
Weiß er zu schätzen des Menschen Freud'.

Und zu der Jungfrau weis' und klug
Zieht jetzt ihn ein weit süß'rer Zug;
Hat er sie früher begehrt voll Glut,
So naht er ihr jetzt mit scheuem Muth.

Sie aber liest ihm's im Auge leicht,
Daß sie ihr edles Ziel erreicht:
„Jetzt schlag' ich," ruft sie, „mit Freuden ein,
„Ein frommer Mann muß glücklich sein!"

Tagesleben.

Tagüber lebt der Mensch ein ganzes Leben,
Doch nicht wie sonst der Gang der Zeit es lehrt:
Der Lauf der Horen, die sein Dasein weben,
Ist seltsam hier verwechselt und verkehrt.

Der Morgen hebt auf seinen Purpurarmen
Des Tages Königin zum Thron empor,
Und tausend Puls' erwachen und erwarmen,
Und Erd' und Himmel jauchzt im Jubelchor.

Da steht der Mensch und gleicht dem rüst'gen Greise:
Auf's Leben schaut er hin mit freiem Blick,
Und überdenkt der Nacht durchträumte Reise,
Und überzählt des vor'gen Tages Glück.

Die süßen Schwärmereien sind vergessen,
In denen ihn das jüngste Spätrot sah;
Ein neues Leben soll er bald durchmessen,
Und frohbereit und ruhig steht er da. —

Nun flammt der Tag heran mit seinen Treiben,
Und sieh! zum Mann ist schnell der Greis verjüngt:
In's Leben stürzt er ohne Rast und Bleiben,
Und prüft und zagt und ringet und erringt. —

Da kommt der Abend leisen Schritt's gegangen,
Die Welt erkennt den Sieger, der ihr droht;
Sie wird nun still und ruft auf ihre Wangen
Der süßen Liebe schwärmerisches Rot.

Der Mensch bemerkt, was seiner Mutter fehlet,
Und ahmt ihr nach als ein getreuer Sohn;
Von neuer Glut fühlt er die Brust beseelet,
Zwar neu für jetzt, doch einst empfunden schon.

Zum träumerischen Jüngling wird er wieder,
Die Wehmut läßt er kommen in sein Herz,
Beschwört die alten Träume sich hernieder,
Und tränkt mit alten Thränen alten Schmerz. —

Und weiter rückt die Zeit, die Farben bleichen,
Die Zungen ruh'n, die Lichter brennen ab,
Die Wesen schau'n sich an, wie starre Leichen,
Es legt die Nacht sich auf das weite Grab.

Wo ist der Jüngling nun? Er ist verschwunden,
Er ward zum Kinde, dem's im Finstern graut,
Wie von Gespenstern fühlt er sich umwunden,
Und fröstelnd weint er seinen Jammerlaut.

Gestalten schaut er, die er nie gesehen,
Fühlt Ahnungen, an die er nie geglaubt,
Hört Stimmen um das Ohr der Seele wehen,
Daß es das Hirn ihm heiß zusammen schraubt.

Nach Langem erst sieht er die Sterne blinken,
Sein Kindersinn schöpft Muth aus ihrem Schein,
Sein Schmerz wird Mattheit, seine Wimpern sinken,
Und weinend wie die Kinder schläft er ein.

XI.

Heilsberg.

Von Ordruf zog der fromme Winfried aus,
Und trug des Glaubens Wort von Haus zu Haus,
Von Herd zu Herd, daß jede Feuerstelle
Der Christuslehre milder Strahl erhelle.
Und wo er streute seine Friedenssaat,
Da keimte frommer Sinn und gute That,
Da schmolz, wie Eis bei'm Lenzhauch von den Firnen,
Der Trotz der Rohheit von Barbarenstirnen.

So zog er auch durch's Thüringergebiet,
Wo stolz die Winterswand herniedersieht,
Und über eine düst're Thälergruppe
Die Hugsburg niederdräut von schroffer Kuppe.
„Halt ein," so warnten sie den frommen Mann,
„Zu jener Feste wag' dich nicht hinan!

„Bleib' hier im Thale, du bist sanft und mild,
„Herr Hugo droben ist so rauh und wild;
„Du reichst den Gläubigen die Lebensspeise,
„Herr Hugo zecht und schlemmt nach Heidenweise;
„Du opferst Gott, dem Herrn, am Weihaltar,
„Herr Hugo bringt den Götzen Opfer dar.
„Wo hinterm Schlosse ringsher, um den düstern
„Tanzboden, schaurig Urwaldstämme flüstern,
„Wo toll die Hessa's ihren Reigen schlingen,
„Und Odin's Priester Kampfbardiete singen;
„Wo Blut der Kriegsgefang'nen tränkt den Herd,
„Da dünkt Herr Hugo sich der Götter werth.
„Drum, frommer Windfried, zügle deinen Muth,
„Zu kostbar ist für seinen Stahl dein Blut."

„Mich schützt der Herr," so spricht der fromme Lehrer,
„Wo Irrthum haust, dort nah' ich als Bekehrer;
„Kein Sperling fällt vom Dach, kein Haar vom Haupt,
„Wofern mein Herr und Gott es nicht erlaubt:
„Er hieß mich Seelen für sein Reich ihm werben,
„Und sein bin ich im Leben und im Sterben."

Und muthvoll, ein Verlorner, steigt der Mann
Den steilen Pfad zur Hugoburg hinan;
Nicht wankt sein Fuß, nicht zittert seine Hand,
Nicht bebt sein Herz, — sein Glaube hat Bestand.

Horch! plötzlich klirrt und rasselt Waffenklang,
Jetzt nah, jetzt näher, rings den Forst entlang,
Und durch das Heer von Stämmen bricht, gleich Tigern,
Ein zweites Heer von stämmig wilden Kriegern.

„Was suchst du, Graukopf?" herrscht den frommen Mann
Herr Hugo selbst mit wilder Drohung an.

„Dich!“ ist des Greises ruhiger Bescheid. —
„Mich? — nun, so wiss' es Thor im Spötterkleid,
„Der du schon lange säst in meinen Gauen,
„Jetzt soll dein Gott an dir die Aernte schauen!
„Ich will dich mäh'n in diesem heil'gen Hain,
„Und in Walhalla soll drob Freude sein!“

Schon blitzt das Schwert. — „Was soll der Waffenklang?“
So schallt es plötzlich fernher, eine Stimme,
So sanft und klar, wie kindlicher Gesang,
Und unabweislich selbst dem tollsten Grimme.
Das ist Herrn Hugos holdes Töchterlein,
Die weiße Blum' in diesem blut'gen Hain.
Sie naht, von ihren Frauen geführt, — kein Kind,
Und doch geführt, — die zarte Maid ist — blind.

„Was gibt es, Vater?“ ruft sie angstbeklommen,
„Sind böse Franken schon in's Land gekommen,
„Daß Schwerter klirren, Kampflärm braust im Wald,
„Und Tod verkündend deine Stimme schallt?“ —

„Kind! — Winfried,“ ruft er, „ist in meinen Händen,
„Kein Herz mehr soll er mir von Odin wenden!
„Das Haupt will ich ihm von den Schultern schlagen,
„Und sterbend mag er's seinem Gotte klagen!“

Der blut'gen Drohung folgt ein grimmer Blick,
Doch zuckend prallt sein Aug' vom Greis zurück;
Denn der steht da, so ernst, so still, so stark,
So ganz ein Gottesmann in Geist und Mark,
Sein großes Aug' in's Herz des Drängers senkend,
Und dann es sanft empor zum Himmel lenkend,
Daß sich kein Schwert und keine Hand mehr regt,
Und keines Baumes Wipfel mehr bewegt.

Herr Hugo wagt zuerst ein Wort: „Vernimm,
„Tollkühner, zügeln will ich meinen Grimm,
„Vollbringst du mein Begehr durch deinen Gott;
„Wo nicht, so trifft dich Tod, — ihn aber Spott! —
„Sieh hier mein Kind, mein liebes, theures Kind,
„So jung, so gut, so lieblich, — aber blind.
„Wenn du es heilst, bevor drei Tag' entschwanden,
„Das Aug' ihm lösest aus der Blindheit Banden,
„Daß es die Welt, die schöne, schauen kann,
„Dann will ich bau'n auf deinen Gott, o Mann! —
„Doch bleibt es blind, hat dein Gebet nicht Kraft,
„Es zu befreien aus des Dunkels Haft,
„Dann will ich niemals in Walhalla's Auen
„Der Götter leuchtende Versammlung schauen,
„Versiegen soll der Wein in gold'nen Schalen,
„Und Odin's Antlitz nie mir gnädig strahlen,
„Wofern nicht, eh der dritte Tag verflog,
„Der Götter Hain dein Blut als Opfer sog!"

„Der Herr ist auch im Schwachen stark," so spricht
Der Greis, — „ich hoff' auf Ihn, du zweifle nicht!
„Drei Tage gabst du Frist, — es möge sein,
„Doch bleibt drei Tag' auch deine Tochter mein!
„Ein heilig Werk kann ich mit dir nicht theilen,
„Ich muß sie pflegen, denn ich soll sie heilen."

Und mit sich führt der fromme Greis die Maid;
Sie folgt ihm duldsam voll Ergebenheit,
Und lauscht begierig seinem Wort und Lied,
Das süßbewält'gend durch die Seel' ihr zieht;
Und horcht entzückt, wenn er die Erd' ihr malt,
Wie hell die Sonn' auf grüne Fluren strahlt,
Und wie das Ohr ein Bettler, im Vergleich
Mit dem Genuß, woran das Aug' so reich,

Und wie es dennoch Menschen gebe, die,
Gesunden Auges, blinder sei'n, als sie,
Weil sie von innen blind sind, Gott nicht seh'n,
Und ohne Lieb' im All der Liebe steh'n,
Drum soll das Herz sich nur dem Licht erschließen,
In's Auge wird's der Herr schon selber gießen.
In solcher sinnigen Betrachtung schwand
Der erste Tag dahin; die Jungfrau fand
Mit einem Mal ein Etwas in der Brust,
Deß sie sich vordem niemals ward bewußt;
Ein inn'res Schauen, wie durch einen Flor,
Als quölle Licht vom Herzen ihr empor,
So mächtig, um noch einst mit blinden Augen
Verwandtes Licht von außen einzusaugen.

Am andern Morgen aber führte sie
Der Greis hinaus auf einen sanften Hügel.
Vom Wald her klang der Vögel Melodie,
Durch's Laub hin säuselte des Westes Flügel,
Und aus den Blüten quoll's wie Opferduft,
Und laue Strahlen thauten aus der Luft.
Und hinknie'n hieß er sie, und wendet' ihr
Das Antlitz gegen Osten, und besprengte
Die Augen ihr mit Thau. — Da war es schier,
Als ob sich alles Blut ihr aufwärts drängte,
Zusammenströmend auf das Augenpaar,
Das, lichtlos, sonnenwärts gerichtet war. —
Und Winfried sang ein Lied zu Gottes Preise,
Die Jungfrau fiel mit ein in seine Weise,
Und hob und hob sich höher stets hinan,
Als fühlte sie ein süß Behagen dran,
Den vollsten Kuß der Sonne zu empfangen,
Und unter leisen Wimperzucken rann
Manch kühle Thrän' auf ihre heißen Wangen. —

„Ach Vater,“ rief sie plötzlich, „ist das — Seh'n?
„Vor meinen Augen ist ein seltsam Dreh'n,
„Ein buntes Ringen, Zucken, Blitzen, Brennen,
„Mir unbekannt, ich weiß es nicht zu nennen!“

„Mein Kind, das ist kein Sehen,“ spricht der Greis,
„Doch aber mag dir's gelten, als Beweis,
„Daß Gott, der solch ein neu Gefühl dir schafft,
„Zu Größerm auch, zum Größten hat die Kraft!“

„Ja — Vater, bete! Sieh, ich thu' es auch!
„Dein Gott ist groß, gewiß, das ist sein Hauch!
„Wie lau es mich umfließt, welch mächt'ger Schein,
„Ist das nicht Seh'n, wie muß das Seh'n erst sein!“ —

Am dritten Morgen aber führt er sie
Vor's väterliche Schloß, in stiller Früh',
Als noch die Nebel durch die Thäler schlichen,
Und allgemach nur längs dem Strom entwichen.
Dort führt' er an des Berges freien Rand
Sie mit verbund'nen Augen bei der Hand,
Und hieß sie ruhig harren, bis er käme,
Und ihr die Binde von den Augen nähme.
Er aber warf sich abseit betend hin,
Und rief zu Gott empor mit gläub'gem Sinn:
„Herr nicht um meinetwillen soll's gescheh'n,
„Nicht, um mich armen Diener zu erhöh'n,
„Um Deinetwillen lass' es mir gelingen,
„Um Deines Glaubens willen, großer Gott,
„Daß er in's Herz der Heiden möge dringen,
„Und in Anbetung wandeln ihren Spott! —
„Lass' es gescheh'n der treuen Magd zu Liebe,
„Daß ihre inn're Blindheit auch zerstiebe;

„Denn sieh! ihr Herz — es sehnet sich nach Dir;
„Erbarmer, hab' Erbarmen auch mit ihr!
„Du hast ob eines einzigen Gerechten
„Zurückgehalten Deines Zorns Gericht; —
„O gib jetzt tausend kommenden Geschlechten
„Durch zweier Augen Licht das ew'ge Licht!"

Er ruft's, da reißt der Dämm'rung Nebelflor,
Und wie Verheißung strahlt die Sonn' hervor.
Vertrauensvoll erhebt er sich und eilt
Zur Jungfrau, die noch leise betend weilt;
Und löst die Binde sacht' ihr vom Gesicht,
Und beugt das Haupt ihr niederwärts und spricht:
„Mein Gott, der Herr, vergißt der Frommen nie:
„Du bist geheilt, schleuß auf das Aug' und — sieh'!" —
Ein Blick — ein Schrei,
Und starr und stumm,
Wie blitzgetroffen sinkt sie um.
Da stürmt es waffenrasselnd herbei,
Herr Hugo ist es, er schreit voll Wuth:
„Du hast sie getödtet, das zahlt dein Blut!"

Da regt sich die Jungfrau und blickt umher,
Ihr Aug' ist noch unstät, die Wimper noch schwer;
Jetzt blinzend noch durch die Finger scheu,
Jetzt kühner — mit Augen groß und frei,
Zuerst auf den Vater, der staunend es sieht,
Jetzt hin auf den Greis, der betend kniet,
Hinein in's kühlige Waldeshaus,
Dann über die blühenden Thäler hinaus,
Auf die grünende Au,
Zum Himmelsblau,
Hin und zurück
Wandert ihr Blick,

Will nichts vergessen, will nichts verlassen,
Will Alles mit einem Schauen umfassen;
Sie weint und lacht und betet und singt,
Bis jubelnd die ganze Schaar sie umringt,
Und Alle, rasch bekehrt, mit frommen Weisen
Den großer Gott des Helfers Winfried preisen.

Und jener Berg, auf dem einst Winfried's Hand
Vom Herzen aus der Augen Nacht zertheilte,
Und durch die Augen wieder Herzen heilte,
Wird seither noch der Heilsberg zubenannt.

Liebessehnsucht.

Jedem Herzen schlägt einst seine Stunde,
Deinem, holde Jungfrau, schlug sie auch;
Süßberedt aus deinem stummen Munde
Weht's mich an wie leiser Seufzerhauch.

In der Locken lässiger Entfaltung,
Deren Nacht ein Blumenstern dir schmückt;
In des Hauptes wehmuthreicher Haltung,
Das wol nicht der Lenze Zahl noch drückt;

In der treuen Augen sanfter Trauer,
In der Stirn, die noch kein Sturm verletzt;
In den Wangen, die kein Thränenschauer,
Sondern kaum noch Thränenthau benetzt;

In den Armen stillgesenkt zum Schooße,
Ja in deines ganzen Wesens Bild,
Spricht sich's aus das süße, namenlose,
Sel'ge Sehnen, das dein Herz erfüllt.

Ja, auch deine Stunde hat geschlagen,
Und zum Räthsel wardst du selber dir;
Was du fühlst, du weißt es nicht zu sagen,
Wessen Lippe kennt das Wort dafür?

Ist es Schmerz? — Wie sehr er dich auch quäle,
Du entbehrtest dennoch ihn nicht leicht;
Ist es Lust? — Frohlockt auch deine Seele,
Dennoch wird dabei dein Auge feucht.

Schwebte jetzt der guten Engel bester
Zu dir nieder aus dem Reich des Lichts,
Dich zu fragen: „Sprich, was fehlt dir Schwester?" —
Du versetztest: „Alles — ach! — und nichts!"

Aber kommen wird ein Tag der Feier,
Und begegnen wird ein Antlitz dir;
Dann zerreißt des Räthsels dunkler Schleier,
Und dein Mund erräth das Wort dafür.

Alles rings erscheint mit einem Male
Neu dem Herzen, neu dem Aug' und Ohr:
Aus der Sehnsucht Thränenmuschelschale
Taucht der Liebe Götterbild empor.

XII.

Der Wiedertäufer.

(1568.)

Ueber Hollands Moorgeländen lagert schwer die Winternacht,
Auf die Erde drückt der Himmel wie ein sternenloser Schacht,
Nur ein zweifelhaftes Schneelicht wirft unsich'ren Dämmerschein
In der trostlos öden Fernen mattes Nebelgrau hinein.

Wie ein straffgezogner Teppich liegt die weiße Heide da,
Spiegelglatt, ununterbrochen, ohne Hügel fern und nah,
Ueberweht die niedern Deiche, plattgefüllt die seichten Becken,
Und kein Haltpunkt für das Auge rings auf meilenweiten Strecken.

Alles still, nur daß der Ostwind ächzend durch die Nacht hin stöhnt,
Wie von einer fernen Wahlstatt dumpfes Sterbgewimmer tönt:
Und es ist darnach im Lande: denn ein Schlachtfeld ist's geworden,
Wo der Haß und die Verfolgung unter Alba's Fahne morden.

Alles ruht wie ausgestorben, und kein Fenster ist erhellt,
Kalt ist jeder Herd, kein Vogel regt sich, keine Dogge bellt,
Doch — und sieh! vom Dorf Asperen huscht es längst den weißen Matten,
Pfadlos Einer — und noch Einer, wie zwei flücht'ge, schwarze Schatten.

Ha, so flieht nur die Verzweiflung, so verfolgt der Haß allein,
Wahrlich, Opfer nur und Henker können diese Schatten sein!
Opfer ist ein Wiedertäufer, ist Herr Richard Willemson,
Und der Henker ist ein Zöllner, Alba's findigster Spion.

Betend noch zu später Stunde kniet' Herr Willemson allein
In der wolverschloss'nen Stube bei der Lampe mattem Schein,
Sein Gemüth, sein andachtvolles, wie's der Wiedertäufer Weise,
In ein schlichtes Lied ergießend, innig, rührend, aber — leise.

Leise, aber nicht zu leise für den schleichenden Spion,
Der mit angehalt'nem Athem horchend einsog Ton für Ton,
Und, ein sprungbereiter Tiger, lauernd vor der Thüre lag,
Bis er, seiner Beute sicher, kund sich that durch raschen Schlag.

Willemson fährt auf erschrocken: — „Ha, so meldet sich kein Gast!" —
Sich behend durch's Fenster schwingend, rennt er fort in toller Hast,
Hinter ihm sein wilder Jäger, der für seine Beute zagt,
Ohne Wahl durch Nacht und Nebel geht die grause Menschenjagd.

Ueber Felder, über Deiche, — o der Fuß der Angst ist leicht! —
Ueber Zäun' und Gräben fliegt er, unaufhaltsam, unerreicht:
Jetzt durchgellt ein Pfiff die Gegend, — ha! — ein unheilkündend Zeichen:
Fand ein Wolf des Wand'rers Fährte, findet bald er seinesgleichen.

Seine letzten Kräfte sammelnd, keucht arbeitend Willemson,
Seinen Treiber erst noch ferne, spürt er nah und näher schon,
Matte Lichter sieht er flimmern und Gestalten sich bewegen, —
Jetzt im raschen Vorsprung wieder stürzt er sich dem Strom entgegen.

Dünn nur ist des Eises Spiegel, doch dem Fuße dicht genug,
Der nur in Gespensterschritten drüber hinstreift wie im Flug;
Schon am andern Ufer klettert Willemson erschöpft empor,
Horch, da schallt ein knitternd Krachen, und ein Schrei schlägt an sein Ohr.

Ha, im Schneelicht sieht er's ringen, sein Verfolger ist in Noth,
Vom geborst'nen Eis umschlungen, kämpft er schreiend mit dem Tod!
Ja, — das ist des Himmels Rache, juble, Richard, du bist frei!
Aber nein, für Richard's Ohren war's nicht seines Henkers Schrei.

Eines Menschen Schrei nur war es, eines Menschen, — ha! — wol gar
Eines Gatten, eines Vaters: — und sein Recht ist die Gefahr.
Schnell entschlossen, rasch gewendet, dringt er bis zum Spalte vor,
Zieht aus schwarzem Todesschlunde den Geretteten empor.

Starr, ungläubig faßt der Zöllner seines Retters Hand und dankt,
Dankt zerknirscht, indeß vom Ufer Fackelschein herniederschwankt.
„Flieht, die Häscher!“ kreischt er angstvoll, — ha! zu spät, schon sind sie da,
Grinsend knebeln sie ihr Opfer, hören spottend, was geschah.

„Schont des Mann's, er ist mein Retter!“ fleht der Zöllner auf den Knien; —
„Schweig'“, so droh'n sie, „solche Beute soll dem Holzstoß nicht entflieh'n!
„Willst mit Weib und Kind du brennen? Ketzer ist, wer Ketzer schont,
„Und du weißt, wie Alba strafet, und du weißt, wie Alba lohnt!“

Also seinem Häscherhandwerk fluchend wol zum ersten Mal,
Treibt er vor sich her sein Opfer, selbst ein Opfer eig'ner Qual,
O wie gerne ging er lieber selbst verspottet, selbst gekettet,
Statt zum Tode Den zu schleppen, der das Leben ihm gerettet.

Jetzo steh'n sie vor'm Gerichte, wenn zu nennen ein Gericht,
Wo dem ungehörten Lamme Fuchs und Wolf das Urtheil spricht.
‚Wiedertäufer‘ ist die Klage, ‚Tod durch's Feuer‘ ist der Spruch,
Klingend Gold der Dank des Hasses, und des Hasses Frucht der Fluch.

Sieh! sein Flammenzeichen lodert aus den Scheitern schon hervor,
Schreit mit tausend roten Zungen schon zu Gott um Rach' empor:
Aber ruhig, in den hellen Purpurmantel eingeschlagen,
Steht der Dulder, wie Elias, der Prophet, im Feuerwagen. —

Ja, der war ein Wiedertäufer, seine Kläger hatten recht,
Zweimal war der Mann getaufet, und zu beiden Malen echt:
Einmal als ein Christ mit Wasser in des eis'gen Stromes Fluten,
Dann als Märtyrer mit Feuer in des Scheiterhaufens Gluten.

Meine Taufen.

Zuerst hat mich die Kirche
Zum Christen eingeweiht:
Was fremder Mund für mich gelobt,
Ich hab' es selbst darnach erprobt:
Es ist ein schöner Glauben,
Den soll mir niemand rauben
In Zeit und Ewigkeit!

Für's zweite hat die Liebe
Zum Dichter mich getauft:
Was ich gewünscht, geahnt, gemeint,
Was ich gejubelt und geweint,
Mocht' ich gleich viel mich grämen,
Ich ließ es mir nicht nehmen:
Mein ist's, ich hab's erkauft!

Zum Dritten gab das Unglück
Die Taufe mir als Mann;
Was Mancher nur vom Hören kennt,
Es war mein jahrlang Element,
Was dulden heißt, ich weiß es,
Was kämpfen heißt, ich preis' es,
Und kann, was Einer kann.

Es haben die drei Taufen
Mich wunderbar gestählt;
Getrost der vierten harr' ich nun
Als eines Prüfstein's für mein Thun;
Wenn einst mein Sand verlaufen,
So mag der Tod mich taufen
Für eine bess're Welt!

Vierte Lese.

Nicht gegängelt will ich werden,
Nicht gekost und nicht geherzt;
Aber Fehde biet' ich jedem,
Der mir mein Gefühl verschwärzt!

I.

Die beiden Spieler.

„Laß ab, laß ab von deinem Treiben,
„Es führt zu keinem guten Ziel!“ —
„„Umsonst, es läßt mich nimmer bleiben:
„„Ein list'ger Teufel ist das Spiel!
„„Nur wer das Höchste weiß zu wagen,
„„Hat Anspruch auf den höchsten Preis.
„„Fort! fort! das Glück muß ich erjagen,
„„Und gält' es meinen letzten Schweiß!““

Der Spieler ruft's, und eilt von hinnen
Mit seiner Habe kargem Rest;
Da gilt nun weiter kein Besinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn fest.
Mag sich sein Weib daheim zergrämen,
Weh' über seine Kinder schrei'n,
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrei'n.

Zum Spieltisch eilt er heut auch wieder,
Wirft seine Würfel hastig d'rauf,
Und setzt sich ungeduldig nieder; —
Da fällt ein fremder Gast ihm auf,

Im Mantel, schwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe sitzt er da;
Spiellustig halb und halb erschrocken,
Rückt ihm der Würfler forschend nah.

„Beliebt's?" so murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —
„„Ei nun! und ging' es auch um's Hemde!
„„Wo ist ein Mensch der nie verlor?
„„Kommt an! Ihr seid wol noch ein Jünger,
„„Ein Neuling?! Nun, das lernt sich bald;
„„Durch's fehlen bilden sich die Finger,
„„D'rum frisch! Und wer verliert, bezahlt!""

Nur wenig galt's beim ersten Male,
Doch mit dem Spiele wächst der Preis. —
„„Ei seht! Was treibt Ihr denn? Ich zahle
„„Ja viermal schon! Ihr macht mich heiß!
„„Wolan! es soll was Rechtes gelten:
„„Das Glück ist nur dem Kühnen hold!""
Er ruft's, wirft, fehlt und zahlt mit Schelten
Dem Gaste schier sein halbes Gold.

Da flammt er auf: „„Mit Euren Händen
„„Ist Gott, wenn's nicht ein Aerg'rer ist!
„„Da hilft kein Drehen und kein Wenden,
„„Da frommt nicht Uebung und nicht List!
„„Nur werfen heißt bei Euch gewinnen,
„„Doch nicht zu End' ist noch der Kauf;
„„Werft! Euer Glück muß jetzt zerrinnen,
„„Mein letztes Gold hier setz' ich d'rauf!""

Sie werfen; mit des Gastes Händen
Ist wieder Gott, das Gold ist sein. —

„Und wollt Ihr“, spricht er, „noch nicht enden?“
Der wilde Würfler donnert: „„Nein!
„„Begehrt! noch hab' ich was zu wagen:
„„Ich hab' daheim noch Kind und Weib,
„„Ich hab', um es daran zu schlagen,
„„Noch meine Seele, meinen Leib!

„„Ich — enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
„„Jetzt ist es erst ein lustig Spiel!
„„Was Flitterwerk und Goldgeflimmer,
„„Begehrt! Jetzt gelt' es einmal viel!““ —
Dem Gaste scheint es fast zu grauen,
Doch endlich faßt er sich ein Herz,
Und spricht mit muthigem Vertrauen:
„Wohlan! Nun gelt' es mehr, als Scherz!

„Nicht Kind, nicht Weib ist's, was ich wähle, —
„Nur Nullen sind sie ohne Mann;
„Doch wenn ich mehr als Ihr nun zähle,
„So sprech' ich Euch, Euch selber an.
„Ihr sollt mir dann verfallen bleiben,
„Mit Leib und Seele mir allein,
„Mir müßt Ihr beides, mir verschreiben,
„Wollt Ihr, so schwört und schlaget ein!“

„„Es gilt! Ich schwör's, — mit Leib und Seele,
„„Gewinnt Ihr, will ich Euer sein!
„„Wenn aber ich mehr Augen zähle,
„„Seid Ihr mit Leib und Seele mein!““
Der Spieler wirft mit bangem Zagen, —
Sein Wurf gelingt, — nun siegt wol er;
Da wirft der Gast mit kühnem Wagen,
Und siegestrunken zählt er — mehr.

Der Spieler sieht's und stürzt leibeigen,
Als Sklave, nieder vor dem Gast;
Der aber steht mit ernstem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Rast.
Dann spricht er: „Auf, Verlorner, komme,
„Erkenne Deinen neuen Herrn!
„Lass' mich nur hoffen, daß es fromme,
„Dann lös' ich deine Fesseln gern!

„Blick' her!“ — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungestüm;
Aufblickt der Würfler, süß erschrocken, —
Ah! Seine Gattin steht vor ihm!
Sie hat sich diese List ersonnen,
Und Gott hat ihre Hand gelenkt;
Sie hat im Spiele den gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geschenkt.

„Mein,“ ruft sie, „mein mit Leib und Seele,
„Mit Leib und Seele bist du mein!
„Es ist dein Schwur, worauf ich zähle,
„O lass' ihn keinen Meineid sein!“ —
Der Spieler weint; in ihren Armen
Verbirgt er seiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Heilt sie und heiligt sich sein Herz!

Posthornklang.

Hört' ich sonst ein Posthorn klingen,
Als ich noch zu Hause war,
Ach! wie drängt' es mich von hinnen,
Weit von hinnen immerdar:

In die Ferne, nach der Fremde,
Dorthin, wo mich niemand kennt,
Wo man ohne Vorurtheile
Meinen neuen Namen nennt;

Wo ich alle meine Blüten
Frisch vom Keime kann erzieh'n,
Wo mich keine Feinde suchen,
Wo mich keine Freunde flieh'n: —

Hör' ich jetzt ein Posthorn klingen,
Seit ich in der Fremde bin,
Ach wie drängt es mich so mächtig
Nach der Heimat wieder hin;

Nach der Heimat, in die Gegend,
Wo mein Aug' — ach! — Alles kennt,
Wo so mancher Freund wol stündlich
Sehnend meinen Namen nennt!

Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Bilder meiner Kindheit steh'n,
Wo die Lüfte, wenn gleich rauher,
Doch vertrauter mich umweh'n!

Darum klinge, Posthorn klinge,
Wiege meine Sehnsucht ein:
Ruh' ist nicht daheim, nicht draußen,
Ach, wo mag die Ruhe sein?!

II.

Singrün.

Als wär' das Morgenroth zu früh erwacht,
Durchzuckt ein Purpurschein die Mitternacht,
Und rollt sich langsam auf am Horizont
Und schwillt und überflutet Stern' und Mond,
Daß sie, wie schreckenblaß, mit scheuem Blick
Sich tiefer in den Aether zieh'n zurück.

Schon ist des weiten Himmels ganzes Zelt
Von schauerlichem Nordlichtglanz erhellt.
Wol ist's ein Nordlicht, doch ein solches nicht,
Wie's mild herein vom fernen Pole bricht,
Und dort, wo spät die Sonne wiederkehrt,
Dem Menschen tröstend seine Nacht verklärt;
Ein Nordlicht ist's, ein Brandsignal aus Norden,
Die Feuersäule, die den Tatarhorden

Voranzieht als ein blutig Meteor,
Das weithin warnend predigt: ‚Seht euch vor!‘
Der Drohbrief ist's, an's Firmament geheftet,
Der selbst des kühnsten Zweiflers Wahn entkräftet,
Die Blutfahn', ausgesteckt auf allen Höh'n,
Damit die Muth'gen fest zusammensteh'n,
Damit die Schwächern sich besinnen können,
Damit es klar werd' auch dem Weib und Kind:
‚Und wenn sie feind auch jeder Freiheit sind,
‚Des Todes Freiheit müssen sie uns gönnen!‘ —

Lebendig wird's von allen Seiten schon,
Von allen Thürmen ruft's mit Glockenton,
Aus Stadt und Dorf und Hof und Hütt' und Haus,
Wallfahrern ähnlich, wandern sie hinaus,
Mitschleppend jeder, was er konnt' erraffen;
Die Männer trotzig, in der Hand die Waffen,
Die Weiber, von den Kindern fest umklammert,
Und Greise — jung, und Sieche — stark genug;
Und Keiner denkt zu rasten, Keiner jammert,
Ein langer, grabesstummer Geisterzug.
Wie, wenn sich jenseits überm Oceane
Ein mächt'ger Urwald plötzlich hat entzündet,
Des flüchtigen Gethieres Karawane
Dem Brand voraus sich durch die Steppe windet,
Und Löw' und Antilop' und Schlang' und Tiger
Einträchtig flieh'n vor ihrem gröss'ren Sieger;
So zieht dort, jeder Leidenschaft vergessend,
Des Brand's allmählich Nähern nur bemessend,
In heil'ger Todeseintracht eine Schaar,
Den Wildbach aufwärts, hin zum steilen Jar.
Da gähnt auf halber Höh' ein finst'rer Spalt,
Bei jähem Sturm der Hirten Aufenthalt,

Ein zwerghaft Thor zu einem Riesenhaus;
Denn mächtig weitet sich die Kluft von innen,
Und dehnt bis an des Felsens höchste Zinnen
Ein Labyrinth von hundert Grotten aus.
Inmitten aber wölbt sich kühn im Bogen
Ein hoher Dom aus Tuf und Stalaktit, —
So weit, daß sich die Schaar, die eingezogen,
Beim Fackelschein mit Müh' nur übersieht.
Und an den säulenreichen Tropfsteinwänden,
Wie für die flücht'gen Gäste zum Empfang,
Steh'n, ausgehau'n von milder Gnomen Händen,
Ruhbetten, Stühl' und Tisch' und Bänk' entlang,
Als hätten kaum die frühern Berginsassen
Bedürftiger'n ihr Eigen überlassen.

Und als die Schaar sich nun versammelt fand,
Hob Alles gegen Himmel Aug' und Hand,
Und majestätisch brauste durch den Dom
Der feierlichsten Andacht heil'ger Strom.

D'rauf ward's lebendig in den kühlen Räumen,
Bald lodern helle Feuer durch's Gestein,
Pokale sieht man kreisen, Kessel schäumen,
Ein neuer Haushalt richtet schnell sich ein,
Und bunte Gruppen lagern an den Herden,
Um sich zu stärken von und zu Beschwerden.

Allein abseit im Dunkel steht ein Paar,
So Speis' als Trank vergessend, still versunken,
Ein zartes Täubchen und ein kräft'ger Aar,
So todesnüchtern und so sehnsuchttrunken.

„Mein Hrycko," lispelt sie, „mein Bräutigam,
„Wer hat's verschuldet, daß es also kam?

„Warum hat uns die Erde schon verschlungen,
„Eh' uns der Priester noch den Psalm gesungen,
„Eh er noch Singrün mir in's Haar gewunden,
„Eh er die Händ' uns segnend noch verbunden?
„Mein Hrycko, ach! mir ist um's Herz so wehe,
„Und schwarz ist Alles, was ich vor mir sehe;
„Wir sind begraben, Hrycko, sind begraben,
„Und unser Brautbett wird der Sarg von Stein,
„Und uns're Hochzeitbitter werden Raben,
„Und Mordgeschrei wird unser Brautlied sein!"

Und aus des Haares schöngewund'nen Flechten
Reißt sie das rothe Band sich mit der Rechten,
Und in die Linke preßt sie ihr Gesicht.

Und Hrycko küßt sie auf die Stirn und spricht:
„Lass' ab vom Weinen, Hanka, meine Braut,
„Du bist im Herzen längst mir angetraut;
„Denn deine Lippen haben mir gebeichtet,
„Und deine Augen haben mir geleuchtet,
„Und deine Flechten mir zum Ring gedient,
„Und dein Geständniß war mein Psalm, o Kind.
„Und morgen, Hanka, morgen, eh' es tagt,
„Wenn sich das junge Volk in's Freie wagt,
„Um Nahrung für die Aelteren zu holen,
„Zieh' ich mit fort, und schleiche mich verstohlen
„Zum frommen Vater hin im grünen Wald,
„Ich weiß um seinen stillen Aufenthalt.
„‚Cyrillus', will ich rufen, ‚Vater, kommt,
„‚Es ist die Zeit, wo Priestersegen frommt;
„‚Einsegnen müßt zum Tod Ihr eine Schaar,
„‚Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar!' —
„Und bringen werd' ich ihn dir, Hanka, bringen,
„Und seinen Psalm wird uns Cyrillus singen,

„Und wird dir Singrün in die Flechten winden,
„Und wird die Hände segnend uns verbinden,
„Und morgen, Hanka, wirst mein Weib du sein,
„Und Brautbett wird, nicht Sarg, uns sein der Stein."

Und wie er es versprochen, also that er;
Und schon vorm Tage kam der fromme Vater,
Daß er zum Tod einsegne dort die Schaar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar.

Doch als die Braut schon kniete vor dem Greise,
Da schrak sie plötzlich auf, da rief sie leise:
„Mit welchem Kränzlein schmückt Ihr mir das Haar?
„Wo ist das Singrün, unser Schmuck der Ehren,
„Der Schmuck, dess' keine Jungfrau möcht' entbehren,
„Den sie als Braut zum ersten Mal empfängt,
„Den sie zu Häupten ihres Bettes hängt,
„Den sie bewahrt als heilig Amulet,
„Den sie begrüßt in jeglichem Gebet,
„Den sie nur dann erst, wenn sie ausgerungen,
„Zum zweiten Male trägt in's Haar geschlungen?
„Nicht ohne Singrün, frommer Vater, nein,
„Kein rechtes Bräutchen schien' ich mir zu sein!
„Ein Zeichen ist's, worauf der Himmel schaut,
„Und meine Mutter trug es auch als Braut,
„Und als sie starb, ward sie damit begraben,
„Und so, wie sie, will ich als Braut es haben,
„Und will damit begraben sein gleich ihr!
„O Vater, laßt mich fort, — ich hol' es mir!" —

Sie springt empor, und niemand will ihr's wehren,
Der Väter heiligen Gebrauch zu ehren.
Nur Hrycko fleht, vergeblich ist sein Wort,
Und wie ein Wiesel hurtig schlüpft sie fort.

Den steilen Abhang klimmt sie rasch hinunter
Wo in der Tief' ein Bächlein, hell und munter,
Durch Busch und Dorn muthwillig Bahn sich bricht:
Dir, munt'res Bächlein, bangt vorm Tatar nicht!

Ha sieh! da wuchert üppig, was sie sucht;
Ein Büschlein rauft sie aus mit flinkem Finger,
Dann klettert sie den Steig zum Felsenzwinger
Mit Gemsenhast zurück in scheuer Flucht,
Die Blicke rings hin sendend, um zu spähen,
Ob nicht vielleicht ein Lauscher sie gesehen.
Da ist's, als raschelt' es im Waldgesträuch, —
Sie folgt dem Laut mit ihrem Aug', erschrocken,
Und steht mit Eins, entgeistert, marmorbleich,
Ihr Fuß erstarrt, und ihre Pulse stocken.
Ein hag'rer Tatar schreitet durch die Rüstern
G'radüber an des Bach's jenseit'gem Rand;
Schon streifte sie sein Auge, wild und lüstern,
Gebiet'risch winkt er mit der einen Hand,
Indess' die and're hält den straffen Bogen
Mit gift'gem Pfeile drohend angezogen.
Da rafft sie sich empor, mit dumpfem Schrei,
Und sausend schwirrt der Pfeil an ihr vorbei.
Sie klimmt, sie keucht, sie sinkt zur Erde nieder,
Sie rafft sich wieder auf und klettert wieder,
Indess' der grause Schütze, wuthentbrannt,
Vergebens prüft den steilen Uferrand,
So manchen Pfeilgruß noch hinübersendet,
Und tückisch lauernd dann waldein sich wendet.

Emporgekrochen bis zum Felsenspalt
Macht Hanka nochmal an der Schwelle Halt,
Blickt nochmal rings umher mit Angstgeberde
Schlüpft rasch hinein und sinkt erschöpft zur Erde.

Das Singrün aber hält sie krampfhaft fest,
Es ist der Preis den sterbend nur sie läßt.
Entsetzt umgibt die Schaar das bleiche Kind,
Dem Todesschweiß von kalter Stirne rinnt,
Und müht vergebens sich, die Schreckenskunde
Ihr abzulösen vom geschloss'nen Munde. —

Der hag're Tatar aber war nicht träg;
In Stundenfrist erscheint er jenseits wieder,
Und läßt behutsam bis zum Bach sich nieder,
Und klettert leis' empor den Felsensteg.
Er traf die Fährt', ein wildes Grinsen zuckt
Um seine wulst'gen Lippen, sachte duckt
Er sich in's Dorngestrüppe, legt sein Ohr
An's rissige Gestein, und horcht und lauscht.
Ha! aus des Berges hohlen Rippen rauscht
Ein dumpfes Klingen wie Gestöhn empor.
Auf springt er, wie der Fuchs, und schwingt sich schnell
Die nächste Höh' hinan; — ein Pfiff in's Weite,
Und aus dem Walde bricht die wilde Meute,
Und klimmt ihm nach durch Dickicht und Geröll.
Bald ist das kleine Pförtlein ausgewittert,
Durch das ein dumpfverworrenes Gebraus
Den gierig Lauschenden entgegenzittert,
Für sie ein hoch willkomm'ner Ohrenschmaus.
Und dürre Reiser schleppen sie zusammen,
Und stopfen sie in Spalt und Ritze schnell,
Und stecken sie mit Wolfsgeheul in Flammen,
Hei! wie das knistert, wie das loht so hell,
Hei! welche Lust für diese feigen Horden,
Ohn' einen Pfeilschuß Hunderte zu morden!

Indessen ist im tiefen Felsenschacht
Die schöne Braut vom Todesschlaf erwacht.

Ihr wirres Aug' durchläuft den stummen Kreis,
Fällt wie entsetzt dann auf den blut'gen Preis,
Das dunkle Singrün, das des Priesters Hand
Für sie bereits zum Ehrenkranze wand,
Und bleibt dann ruh'n auf Hrycko's Angesicht,
Aus dessen Mienen düstre Ahnung spricht.

Da plötzlich streift ein Luftzug durch die Halle
So schwülig wie des Thauwind's Hauch im Mai, —
Jetzt Brandgeruch, — betroffen stehen Alle,
Und in gepreßter Kehl'' erstirbt der Schrei.
Jetzt ringelt sich's, wie hundert blaue Schlangen,
Aus Ritz' und Spalte züngelnd rings hervor,
Und schleicht am Boden hin, und kriecht in langen,
Schwerfäll'gen Windungen zur Deck' empor.
Weh' das ist Rauch — ist glüher Flammenodem!
Er drückt, ein unsichtbarer Alp, die Brust,
Die weite Höhl' erfüllt schon dichter Brodem.

Noch sind sie nicht des Gräßlichsten bewußt.
Hat über ihnen sich der Wald entzündet,
Daß Rauch und Dampf sich durch die Fugen windet?
Ist's ihrer Hütten Lohe, die von fern
Mit Opferrauch noch grüßen ihren Herrn?
Ja — oder? — Nein, sie wagen's nicht zu denken!
Nur Hanka denkt's und steht vernichtet da,
Indess' sich tiefer stets die Nebel senken,
Und kaum zu sehen, was sich klafternah.

Erst jetzt durchzuckt die schreckensstarre Gruppe
Des Todbewußtsein's ungestümer Drang.
Die Einen werfen sich zur Erde bang,
Die Andern klettern schreiend bis zur Kuppe;

Dort wälzt ein Klumpen sich zum Felsenschlunde,
Und stürzt dem Feind entgegen, den er flieht,
Dort saugt ein Lechzender mit trock'nem Munde
Sich gierig fest am feuchten Stalaktit.
Zum Knäuel schlingen sie sich wirr zusammen,
Und wünschen ihren Augen — Thränenflut,
Eis — ihren Adern, athmen nichts als Glut,
Seh'n nichts als Rauch, und spüren nichts als Flammen.
Hier kauert eine Mutter, Stein auf Stein,
Und grinst dem Tode blöd in's Angesicht,
Der ihres Säuglings Herz in Qualen bricht;
Dort rennt ein Jüngling wild die Stirn sich ein,
Sein letzt Gebet mit einem Fluch erstickend;
Dort wankt ein Greis, in's Kleid das Antlitz drückend,
Um sterbend Aerg'res nicht als Tod zu schau'n.
Schon hat der Wahnwitz abgelöst das Grau'n,
Ein zwecklos Ringen ist's, ein trunk'nes Schwanken,
Ein Durcheinandertaumeln der Gedanken. —

Nur Zwei noch leben aus der ganzen Schaar,
Der Hauch der Lieb' erhielt so lang dieß Paar.
Verschlungen, todeseinig, Brust an Brust,
So steh'n sie da voll grausenhafter Lust.

„Mein Hrycko!" — „Meine Hanka!" schallt es laut,
Dann leise: „Braut" und leiser: „Bräutigam",
Und mit der Hand, beinah' schon todeslahm,
Schlingt in's Gelock er ihr das heil'ge Kraut,
Den Kranz aus Singrün, den verhängnißvollen,
Den sie als Braut und Leich' hat tragen wollen.
Jetzt trägt sie ihn als — Braut, — o schmerzlich Glück!
Darauf ein langer Kuß, ein läng'rer Blick; —
Jetzt trägt sie ihn — als Leiche! — Beide sinken,
Das Haus ist still, die Hochzeitfackeln blinken.

Und war das Singrün werth wol solchen Preis?
Ich weiß es nicht, doch Eins ist, was ich weiß:
„Es hängt das Volk an seiner Väter Glauben,
„Den fromme Lieb' als Erb' ihm übergab;
„Ihr könnet Alles, Gut und Blut, ihm rauben,
„Dieß Singrün aber nimmt es mit in's Grab!"

Vorbei!

Wie schnob der Sturm, wie scholl der Donner,
Wie zischten wild des Blitzes Brander
Aus Wolken schwer und blau wie Blei; —
Nun lacht die Sonne freundlich wieder
Vom wolkenlosen Himmel nieder,
Und Alles — Alles ist vorbei!

Wie wusch, vom Regen angeschwollen,
Der Bach zerstörend von den Feldern
Des Landmann's Hoffnung weg wie Spreu; —
Nun fließt er klar und schmal und leise
Die Flur entlang nach alter Weise,
Und Alles — Alles ist vorbei!

Wie tobt die Schlacht, wie klirrt das Eisen,
Wie rollt Kanonendonner schrecklich
In Wuthgeheul und Wehgeschrei; —
Bald hört man dort Cicadenschwirren,
Und Schnittersang und Sichelklirren,
Und Alles — Alles ist vorbei!

Wie tobt' in diesem kleinen Herzen
Vor kurzer Frist der Kampf der Liebe,
Der Jugend kühnste Schwärmerei;
Und nun das kleine Herz so stille,
So scheu der Wunsch, so zahm der Wille,
Und Alles — Alles ist vorbei!

„Wie trag' ich dieses Lebens Qualen,
„Dieß Suchen, Finden und Verlieren,
„Des ew'gen Wechsels Einerlei?" —
Getrost, eh' ich und du es denken,
Wird sich ein Schlummer auf uns senken,
Und Alles — Alles ist vorbei!

III.

Das gerettete Kind.

Die Mutter sitzt an der Wiege des Kind's,
Und singt es und schaukelt es ein:
„Ach ja — seine theueren Züge, sie sind's,
Es könnt' ihm nicht ähnlicher sein!

„Und auch von mir hat es viel, von mir!
Du lieber, herziger Schatz!
Und litt ich auch noch so viel mit dir,
Du gibst mir für Alles Ersatz.

„O möge dein Engel dich schützen, Kind!
Du ahnst nicht, was du mir bist:
Nicht alle Schätze der Erde sind
Mir das, was dein Lächeln mir ist.

„Du bist mein Leben, du bist mein Glück,
Mein Trost, meine Seligkeit;
Nach deinem Lallen, nach deinem Blick
Bemess' ich so Freude, wie Leid.

„Wenn je — der Tod! — mit Schaudern spricht
Das schreckliche Wort mein Mund:
Nicht denken kann ich es, fassen nicht,
Es wär' meine letzte Stund'!“ — —

So sinnet die Mutter, und singt und wiegt,
Und sieht nicht den finsteren Geist,
Der schon durch die Kammer gespenstisch fliegt,
Und lüstern die Wieg' umkreist.

Es ist der Geist, den sie schaudernd genannt;
Es ist schon der neidische Tod,
Er streift schon dem Kindlein mit eisiger Hand
Vom Antlitz das blühende Roth.

Er impft ihm schon sein schleichendes Gift
Gar heimlich in's pochende Herz;
Er schreibt auf die Stirn ihm schon seine Schrift:
Den leise zuckenden Schmerz. —

Ach Mutter, lass' ab vom eitlen Wahn!
Du meinst noch, es schlummere gut;
O sieh' doch hin, o fühl' es doch an,
Schon trägt es den Tod ja im Blut.

Und wenn es aus seinem Schlaf erwacht,
So ist es auf kurze Frist,
Denn bald, bald schläft es die lange Nacht,
Aus der kein Erwachen mehr ist.

Wie jammert die Mutter mit starrem Blick! —
Ihr Kind, das ihr Alles war,
Ihr Trost, ihre Freud', ihr Leben, ihr Glück,
Es liegt auf der Todtenbahr'.

Es liegt mit eingefall'nem Gesicht,
In weißen Händchen ein Kreuz,
Und rührt sich nicht, und regt sich nicht,
Ein Engel voll heiligem Reiz.

Die Mutter küßt es viel tausendmal,
Und küßt es doch nimmer warm,
Und wiegt es vergebens mit banger Qual
Auf schaukelndem, kosendem Arm;

Und weint ihm vergebens das Liedchen in's Ohr,
Bei dem es sonst immer entschlief; —
O Mutter, wozu denn singst du's ihm vor?
Es schläft ohnehin ja so tief!

Wegreißen muß man mit ernster Gewalt
Das arme, verzweifelte Weib;
Zusammenknickt, gefühllos und kalt,
Auf hartem Estrich ihr Leib.

Sie denkt an den fernen Gatten nicht,
Der nichts von dem Schrecklichen ahnt,
Und arglos, während das Herz ihr bricht,
Hinwandert durch fremdes Land.

Sie denkt nicht an Luft, nicht an Sonnenschein,
An nichts, was wird und was war,
Sie denkt an ihr Kind, ihr Kind allein,
Das liegt auf der Todtenbahr'. — —

Da plötzlich dröhnt vom Thurm herab
Unheimlicher Glockenhall.
Aufschreit sie, — ruft er ihr Kind schon zu Grab?
Nein, — nein, — das ist anderer Schall.

Das ist der Feuerglocke Klang, —
Schon leuchtet es roth herein,
Schon wogt es und braust es die Straßen entlang,
Umflackert vom Flammenschein.

In dichten Wirbeln qualmt der Rauch,
Durch Fenster und Thor mit Macht;
Da rafft die Mutter empor sich auch,
Aus dumpfem Brüten erwacht.

Und „Rette, rette!“ so herrscht es sie an,
Da stürzt sie hinaus voll Hast,
Und klettert die glimmende Trepp' hinan,
Von blindem Eifer erfaßt.

„Halt!“ ruft es ihr nach, — sie aber fort,
Und fort mit fliegendem Haar: —
In jener brennenden Kammer dort
Liegt ja ihr Kind auf der Bahr'.

Sie wankt hinein, sie faßt es geschwind,
Für Alles andere blind;
Sie denkt nicht: es ist mein todtes Kind,
Sie fühlt nur: es ist mein Kind!

Schon ist ihr Haus dem Sturze nah',
Es macht ihr geringen Harm:
Gerettet hat sie ihr Theuerstes ja,
Sie hat ja ihr Kind im Arm.

Und kehret der Vater, dem sie es gab,
Zurück einst, düst'rer gesinnt,
So kann sie ihn führen doch an ein Grab,
Und sagen: „Da liegt unser Kind!"

Auf der Heimkehr.

Ach wär' es nur schon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!
Dann schwiegen alle Sorgen,
Dann wär' ich hoch erfreut:
Denn morgen kommt die Stunde,
Erwartet sehnsuchtsvoll,
Wo mich ein Gruß vom Munde
Der Liebe laben soll!

Ach wär' es nur schon morgen!
Wie währt der Tag so lang,
Wenn in der Brust verborgen
Uns treibt der Sehnsucht Drang!
Wie ewig sind die Meilen,
Kein Weg, der enden will,

So sehr die Räder eilen,
Mir ist, sie stünden still.

Ich grüße Berg' und Bäche,
Ich grüße Feld und Haus;
Doch ach, wie dehnt die Fläche
So gränzenlos sich aus!
Schon wird der Himmel trüber,
Schon bleicht der Sonne Licht,
Viel Schlösser floh'n vorüber,
Das rechte kam noch nicht.

Und wieder glüh'n die Sterne,
Und wieder sinkt die Nacht,
Die letzte Nacht, so ferne
Vom Liebchen zugebracht;
Die letzte Nacht voll Sorgen,
Die letzte — dann, ach! dann —
O wär' es nur schon morgen,
O Tag, o Tag, brich an!

Ihr Winde leiht mir Flügel,
Ihr Wellen spannt euch vor,
Tragt über Thal und Hügel
Mich bald zu ihrem Thor!
Müßt' ich sie auch erst wecken
Aus holder Träume Lust,
Wie würd' ihr süß Erschrecken
Belohnt an meiner Brust!

So will ich denn im Traume
Mich noch begnügen gern,
Bis fern am Bergessaume
Verglimmt der Morgenstern.

Doch dann hinweg, ihr Sorgen,
Und Lieb' und Lust erneut! —
Ach wär' es nur schon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!

IV.

Ein Traum des alten Fritz.

(15. August 1769.)

Siebzehnhundert neun und sechzig war's in schwüler Sommernacht,
Wo der alte Fritz in Breslau stöhnend aus dem Traum erwacht;
Eilends rief er seinem Pagen: „Nehm' er Feder und Papier,
„Schreib' er auf was ich erzähle; Sonderbares träumte mir:

„Nacht war's, — auf dem Feld des Himmels standen, furchtbar anzuseh'n,
„Sich Gewitterwolken drohend gegenüber wie Armeen,
„Blitze zuckten hin und wieder, einzelnen Signalen gleich,
„Plötzlich in das tiefe Schweigen schlug ein mächt'ger Donnerstreich.

„Da zerstob das Heer der Wolken, und der Himmel glänzte rein,
„Wie auf ein Commando rückten alle Sternenfronten ein;
„Einer flammt an ihrer Spitze, roth und feurig wie der Blitz,
„Und in seinem Kerne deutlich stand zu lesen: ‚Stern des Fritz'.

„Stern des Fritz! — so schreib' er; — leuchtend, wie der Stern so vor mir stand,
„Und den hellen Schimmer reichlich ausgoß über's Preußenland,

„Da mit ungestümem Pochen mußt' ich es mir selbst gesteh'n:
„Einen Stern, der den verdunkelt, mag die Welt so bald nicht seh'n. —

„Sieh! — da stieg es fern im Süden purpurn auf wie frisches Blut,
„Röthete zuerst den Westen, zog sich dann wie Meeresflut
„Gegen Norden, gegen Osten, über alles Volk und Land,
„Daß es war, als ob der Himmel aufging' in Zerstörungsbrand.

„Sieh! — und aus dem Purpur plötzlich springt ein flammender Komet,
„Dessen Ruthe von dem Aufgang bis zum Niedergange geht;
„Alle Sterne bleichen zitternd, selbst mein Stern, der Stern des Fritz,
„Geht in seinem Blutmeer unter und verblaßt von seinem Blitz.

„Endlich fern im Norden zuckt es roth herein, doch anders roth,
„Ausgeglüht hat schnell der Purpur, der Komet hat ausgedroht,
„Und ein Regenbogen gürtet um die Welt sein schillernd Joch,
„Und mein Stern auch schimmert wieder, ferner zwar doch heller noch."

Also sprach der alte Fritze, also schrieb der Pag' es auf;
Lange blieb das Blatt vergessen, und doch stand viel Wahres d'rauf:
Siebzehnhundert neun und sechzig in der schwülen Sommernacht,
Wo der Fritz im Norden träumte, war im Süd' ein Stern erwacht;

Ein Komet, ein blutig rother, der die Welt mit Brand erfüllt,
Ein Komet, der auch des Fritzen großen Stern für lang verhüllt,
Ein Komet, der seine Ruthe schwang ob manchem Volk und Thron,
Bis er unterging im Norden, der Komet: ‚Napoleon'!

Löwentraum.

In seinem Käfig lag ein mächt'ger Leu
Mit einem muntern Hündchen eingesperrt;
Er wußte, daß sein kleiner Gast ihm treu,
Und daß es Scherz nur, wenn er neckt und zerrt.

Sogar zu schmeicheln schien ihm solch' Vertrau'n,
Solch' kühn Ergeben in die Uebermacht,
Und spaßhaft rührend war es anzuschau'n,
Wie zahm der Riese nahm den Zwerg in Acht.

Man sah's dem guten Vater Löwen an,
Daß ihm das Kindlein Hund vom Herzen lieb:
Er hatte seine kind'sche Freude d'ran,
Und trug gelassen, was es that und trieb.

Doch einmal schlief der gute Vater Leu,
Und neben ihm lag still das Kindlein Hund,
Und Träume, wie sie Löwen just nicht neu,
Umzuckten ihn und reizten seinen Schlund.

Er träumte sich hinaus in's Meer von Sand,
Auf seiner wilden Kräfte wüstes Feld;
In seinen Mähnen glühte Sonnenbrand,
Sein Rachen war von Blutbegier geschwellt.

Und wildaufbrüllend, daß der Käfig bebt,
Haut er die Pranke plötzlich in den Hund,
Und reißt ihn, eh' er noch die Stimm' erhebt,
In kleine Stücke mit gefräß'gem Schlund.

Dann wacht er auf, und sieht was er gethan,
Und sein Gebrüll wird ein gewaltig Ach!
Und hätt' er Thränen, weinend säh' er's an,
Was er im Traum am armen Freund verbrach.

Und traurig murrend liegt er manchen Tag
Und wälzt sich unmutsvoll, als säh' er's ein,
Daß es auch Augenblicke geben mag,
Wo's einen Löwen reut, ein Löw' zu sein!

V.

Das Venetianer-Glas.

1.

Venedig, die herrliche Dogenstadt,
Macht wol kein Aug' ihres Anblick's satt.
Da ist von Gondeln ein buntes Gewirr,
Der Pilger wird an dem Leben irr:
Er glaubt, es dräng' in ewigem Schwall
Sich ein endlos brausender Maskenball.
Der ernste Doge, der düstere Rath,
Die schleichenden Mäntel auf heimlichem Pfad,

Die stolzen Paläste, der Waaren Pracht,
Manch' Auge, das hinter dem Schleier lacht,
Das Alles fesselt mit selt'ner Gewalt
Und läßt wol nur zweifelnde Liebe kalt.

Wol ist es auch zweifelnde Lieb' allein,
Die, zehrend mit nie beschreiblicher Pein,
An eines Ritters Herzen nagt,
Der hier umsonst nach Ruhe jagt.
Er ist daheim in Deutschlands Gau'n,
Hat dort die lieblichste der Frau'n,
Doch ob sie wol auch die liebendste sei,
Das eben drückt ihm die Brust wie Blei.
Der Zweifel trieb ihn fort vom Haus,
In's Leben hinein, in die Welt hinaus;
Durch Trennung will er sie prüfen scharf,
Ob ihren Küssen er trauen darf.
Er baut auf des Herzens Wahrheit fest,
Auf Unschuld, die sich nicht heucheln läßt;
Er baut auf der Freude Thränenerguß,
Auf des Wiedersehens gemüthlichen Gruß.
Denn lügen läßt sich der willige Schmerz,
Leicht mag man zur Klage beschwatzen das Herz;
Doch der freudig begrüßenden Stimme Klang,
Die Thräne der Lust, den begeisternden Drang,
Die zitternden Arme, den funkelnden Blick,
Das göttliche, in sich verstummende Glück,
Das läßt der Himmel sich nicht entweih'n,
Sonst büßt' er sein köstliches Vorrecht ein.

So träumte sich jener Ritter es oft,
Das ist es, was er zu finden hofft,
Wenn endlich die ewige Jahresfrist,
Die Zeit der Prüfung, verronnen ist.

Und doch hinwieder manche Nacht,
Wenn er aus fiebrischen Träumen erwacht,
Da birst, wie verwischt von Geisterhand,
Vor seinen Augen des Zimmers Wand;
Sein Schloß, sein heimisches, steht vor ihm da,
Sein Weib erblickt er, so klar, so nah,
Und vor ihr — Gott! — kniet schwörend ein Wicht,
Aus dessen Hohlaug' Argheit spricht;
Kniet, — kniet ach! nicht vergebens, — sie winkt,
Sie lächelt, sie kämpft zum Scheine, sie sinkt! —

Da graut der Tag, der den Traum zerstäubt, —
Sein Höllenargwohn aber bleibt.

2.

Und wieder geht er mit düsterem Sinn
Einst über den Platz San Marco's hin.
Da drängt sich um einen Mäkler ein Kreis,
Als gäb' er das Beste für schlechten Preis.
Auf hölzernen Stufen sinnig gereiht
Steh'n Gläser und Becher eng und weit,
Geschliffen und roh, von lauterem Schall,
Vielkantig und funkelnd wie Bergkristall.
Der Mäkler aber, ein sonderer Mann,
(Man merkt sein gebrechliches Werk ihm an),
Steht hoch inmitten und faßt gewandt
Pocal um Pocal mit prüfender Hand:
„He! — Kauft euch Gläser, ihr Philosophen,
„Denn Glas ist das Wappen der Philosophei!
„Kauft schöne Gläser, ihr Damen und Zofen,
„Denn Glas ist das Sinnbild für Lieb' und Treu'!

„Kauft klingende Gläser, ihr Krieger und Helden,
„Ein passend Symbol für den Ruhm ist Glas!
„Es möge sich jeder Stand hier melden,
„Er findet für sich hier Bild und Maß. —
„Doch eines hab' ich vor allen zu preisen,
„Mein Glas ist ja — Venetianer-Kristall!
„Ihr mögt die Länder der Erde durchreisen,
„Solch Glas ist nirgend im weiten All.
„Es ist versetzt mit solchen Stoffen,
„Daß, wie d'reinfällt ein Tropfen Gift,
„Der Becher zerspringt, und klar und offen
„Den Frevler verräth, den der Argwohn trifft.
„Traun! unter uns, in den Zeiten der Tücke,
„Wo Jung und Alt an's Arge denkt,
„Sind solche künstliche Probestücke
„Für tausend Scudi so viel als geschenkt!"

Der Ritter hört des Mäklers Geschwätz;
So mancher Käufer geht in's Netz,
Und schon verläuft sich der gaffende Schwarm,
Der Ritter nur bleibt mit gekreuztem Arm,
Und starrt bewußtlos den Handelsmann
Und seine gebrechlichen Bilder an.

„Ei, schmucker Fremdling!" beginnt nun der,
„Verblenden Euch meine Kristalle so sehr?
„So kauft Euch einen, Ihr habt die Wahl,
„Doch rieth' ich Euch wol zu diesem Pocal;
„Er ist so tüchtig und doch so fein,
„Mag Frauen und Herren gleich ziemlich sein!
„Ihr habt ja gewiß ein Gespons zu Haus,
„Da tränke sich's trefflich zu Zweien d'raus;
„'s ist Venetianer-Glas, das zerschellt,
„Wie nur ein Tröpflein Gift d'rein fällt."

Aufdringen läßt sich der Ritter das Stück,
Bezahlt's, und geht mit starrem Blick;
Doch, glaub' ich, fragt' einer ihn gleich in's Gesicht:
„Was tragt Ihr da?“ — er wüßt' es nicht! —

3.

Die traurige Jahresfrist verrann,
Zur Heimkehr schickt sich der Ritter an.
Venedig's Zinnen versinken in's Meer,
Schon nicken die Alphöh'n über ihn her.
Schon winkt ihm vom fernen duft'gen Rand
So schmerzlich wieder das deutsche Land.
Er findet noch Alles, wie er's verließ:
Der Bergstrom furcht noch denselben Kies,
Dieselben Gehöfte, dieselben Au'n
Sind neben derselben Straße zu schau'n,
Und was dort ragt auf demselben Gestein,
Dieß Schlößlein schließt ihm die Gattin ein.
Die Gattin? — Mit bittersüßem Gefühl
Faßt dieses Wort ihn am nahen Ziel;
Sein Herz, halb bang, halb pochend vor Lust,
Zu sprengen droht es die ängstige Brust.
Bald spornt er das Roß, bald hält er's zurück,
Als sucht' er, als zagt' er, zu finden sein Glück.
Jetzt sinkt das Fallthor, jetzt erschallt
Vom frohen Empfangsruf Burg und Wald.

Die Treppe herunter fliegt sein Weib,
Gleich einer Blume knickt ihr Leib,
Ob aber vor Freud', ob etwa vor Scheu,
Er kann's nicht erkennen, sie ist ihm zu neu.

Sie ist ihm ja Braut zum zweiten Mal,
Ihr Kuß betäubt ihm des Zweifels Qual.
Vergessen ist jeder verdammende Groll;
Ihr zitternder Arm, der Thränen Zoll,
Der schweigenden Wonne seliger Zug,
Das ist nicht Tücke, das ist nicht Trug!

Und als er die Glieder nach Lust erquickt,
Da fragt sie ihn, schmeichelnd hinüber gebückt:
„Und hast du aus Wälschland nichts mir gebracht,
„Was Freude dem kindischen Weibe macht?“

Sie sagt's, da fällt sein Becher ihm ein.
„Wol!“ spricht er, „dieser Pocal sei dein.
„Ich kauft' ihn fern in der Meeresstadt,
„Und eigen ist, was der Becher hat:
„Wie nur ein Tröpflein Gift d'rein fällt,
„Alsbald zur Erde sinkt er zerschellt.
„D'rum nimm dieß Werk, so tüchtig und fein,
„Und füll' es zum Rande mit duftigem Wein,
„Und trink' es auf deine Lieb' und Treu',
„Und denk' an unsere Schwüre dabei!“
Die Gattin füllt den Becher zum Rand,
Und faßt ihn und spricht zum Himmel gewandt:
„Die Thräne, die mir vom Auge quillt,
„Sie sei meiner Treue lebendiges Bild!
„Sie roll' in dieses Glas hinein,
„Sie soll ein Pfand meiner Liebe dir sein!“

Und eine Thräne, groß und hell,
Perlt nieder, rollt in's Glas zur Stell;
Da klingt, — da springt das Glas entzwei, —
Und sie sinkt nieder mit gellendem Schrei.

„Gift“ schreit der Ritter — „zerschellt dieß Glas:
„Nun hab' ich für deine Treue das Maß!
„Die Thräne der Untreu', — ich fühl's, ist Gift, —
„Und Tod ist die Strafe, die Falschheit trifft!“

Und während sein Dolch ihr die Brust zerfleischt,
Bekennt sie sterbend: sie hab' ihn getäuscht.

4.

Der Ritter aber zog hinaus,
Ging sinnverwirrt von Haus zu Haus,
Hielt in der Hand des Bechers Trümmer
Und lacht' in widrigem Gewimmer:
„Herbei! Kauft Gläser, ihr Damen, herbei!
„Das Glas ist ein Sinnbild für Lieb' und Treu'!“

Wechselwirkung.

Ich sitz' am offenen Fenster,
Und schreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar spielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er so rührend flötet
In stiller Kammer allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, sein!

Und was ich so sinnend schreibe
Für mich in der Kammer allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu seinen Noten sein!

Ich hab' ihn doch nie gesprochen,
Ich hab' ihn doch nie geseh'n,
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns steh'n.

Und dennoch möcht' ich ihn küssen,
Daß er so gut mich verstand;
Und wüßt' er, was ich nun schreibe,
So drückt' er mir auch wol die Hand!

VI.

Ein altes Lied.

Das älteste der Lieder war einst neu,
Und tausend Augen wurden feucht dabei,
Und tausend Lippen sangen es mit Lust,
Des seelenvollsten Mitgefühl's bewußt.

Der Schlüssel ward's für manches Mädchenherz,
Der Trost im Leid, das Losungswort im Scherz;
Das einst der Welt zum Ekel werden kann,
Was heute noch entzückt, wer denkt daran?

‚Freut euch des Lebens!‘ war ein solches Lied,
Wie selten eins durch alle Länder zieht,
Ein Liedlein ohne Stachel, friedsam, schlicht,
Wodurch so mächtig? wir begreifen's nicht.

So war denn damals dieser schlichte Sang
Auch eines holden Mädchens Lieblingsklang,
Sie summt' und trillert' es den langen Tag,
Den Tact dazu gab ihres Herzens Schlag.

Sie fühlte sich darin erklärt ihr Sein,
Ihr süßes Sehnen, ihre sel'ge Pein,
Und hätt' ihr wer gesagt, es sei nicht schön,
Sie hätt' ihn nimmer freundlich angeseh'n.

Ihr Freier aber, dem die Muse karg
Nur wenig Tön' in spröder Kehle barg,
Wie quält' und müht' er sich nach Schülerart
Bis er des schlichten Liedleins Meister ward.

Wie selig unter Liebchens Fenster stand
Bei Nacht er einst, die Zither in der Hand,
Und schickte, siegsgewiß, zu ihrem Ohr
Sein Herz in ihrem Lieblingslied empor.

‚Freut euch des Lebens!‘ ist sein Talisman, —
Schon lacht des Lebens Freud' ihn wonnig an; —
Doch ach! dem Tod gefiel das Ständchen nicht: —
Er bricht ein Herz, mit dem ein zweites bricht. —

Dem armen Sänger klingt hinfort der Ton:
‚Freut euch des Lebens!‘ wie ein bitt'rer Hohn,
Und dennoch liebt er ihn und ihn allein,
Und prägt sich tiefer stets ihn, tiefer ein;

Und sitzt im Hause, wo der Wahnsinn wohnt,
Und starrt durch's Eisengitter in den Mond,
Und singt, wenn Ruhe längst in jedem Haus,
‚Freut euch des Lebens!‘ in die Nacht hinaus.

Und als er stiller ward, und seit sie ihn,
Geheilt nicht, doch beschwichtigt, ließen zieh'n,
Steht er vor'm Haus der todten Braut und singt:
‚Freut euch des Lebens!‘ — doch kein Fenster klingt.

„Will etwa gar der Bettler," schmähen sie, —
„Noch Geld für seine alte Melodie!" —
Geld? — Geld? — Einst ging ein Herz ihm auf dabei,
Das alte Lied klingt ihm noch immer neu.

Palimpsest.

„Alter Bücherwurm, was starrst du auf's vergilbte Pergament,
Diese Runen zu enträthseln, die das Aug' mit Müh' erkennt?
Buntgewürfelt durcheinander, dicht die Höh' und Breit' entlang,
Steh'n sie, schwarz und purpurfärbig, wie in Faustens Höllenzwang."

Und der Bücherwurm, der alte, der sich nicht beirren läßt,
Spricht mit höhnisch klugem Lächeln: „Kennt Ihr keinen Palimpsest?
Was auf's reine Blatt ein Meister einst hier schrieb mit hellem Roth,
Ueberschrieb mit Schwarz ein Stümper, — seht, und das ist meine Noth!

Ach, was hab' ich auszusondern, wegzulöschen mühevoll
Vom unsel'gen Letternwuste, der die Urschrift überquoll,

Bis sich, wie aus schwarzen Nebeln hell das Morgenroth erglänzt,
Mir des Meisters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt!"—

Auch das Buch der Welt ist worden solch' ein alter Palimpsest,
Der die helle Schrift des Schöpfers kaum noch mehr erkennen läßt;
Ein Gedicht voll Lieb' und Wahrheit, voll erhab'ner Menschlichkeit,
War's von Meisterhand geschrieben auf das reine Blatt der Zeit.

Manchen schönen Spruch enthielt es, manches Lied voll hohem Schwung,
Fromme Sagen und Legenden, Thaten der Begeisterung;
Und die Sehnsucht nach dem Ew'gen und der kindlich gläub'ge Sinn
Zogen festigend durch's Ganze, gold'nen Fäden gleich, sich hin.

Doch die Menschen überschrieben diese Dichtung kreuz und quer,
Und die Menschen überschreiben sie von Tag zu Tage mehr;
Schwarzgetüncht sind ihre Federn, ihre Züge wirr und kraus,
Und die alten Uncialen flimmern lesbar kaum heraus.

Statt der Liebe, statt der Wahrheit, — wilder Haß und feiler Trug,
Statt der Menschlichkeit — die Selbstsucht, wenig Sprüche — Worte g'nug;
Statt der Lieder — Dissonanzen, statt Begeist'rung — tolle Hast,
Und die Sehnsucht ist erloschen und der Glaube abgeblaßt. —

Aber eine Zeit wird kommen, wo man auch im Buch der Welt
Sich des Textes wird erinnern, den des Menschen Hand entstellt,
Wo man suchen wird und sichten, wo man forschen wird und späh'n,
Ob, was kaum mehr zu enträthseln, besser nicht, als was zu seh'n.

Aber viel wird sein zu sondern, viel zu löschen mühevoll
Vom unsel'gen Letternwuste, der die Urschrift überquoll,
Bis, gleichwie aus schwarzen Nebeln hell das Morgenrot erglänzt,
Sich des Meisters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt.

VII.

Der Ahorn am Teich.

Lieb-Aennchen ist so matt, so blaß;
Die Mutter denkt: wie deut' ich das?
Die Mutter denkt's nicht ohne Grund:
Lieb-Aennchen ist von Liebe wund.

Und geht sie bleichen auf die Flur,
So bückt sie sich mit Mühe nur;
Und fühlt sie, wie ihr Herzchen schlägt,
So fühlt sie, wie sich noch was regt.

Da hilft kein Läugnen, keine List,
Gestehen muß sie, was es ist.
Die Mutter hört's und glaubt es kaum,
Die Tochter wünscht, es wär' ein Traum.

Und wie's die Mutter endlich glaubt,
Da fährt sie auf wie sinnberaubt:
„Hinweg, du Dirn', hinweg von mir,
„Nimm meinen Mutterfluch mit dir!

„Und also möcht' ich lieber gleich
„Du wärst ein Ahornbaum am Teich,
„Wärst Holz und Laub und Stamm und Bast,
„Und dorrtest, wie das Grün am Ast!"

Die Mutter flucht, das Kind erstarrt,
Sein Leib wird Ahorn, zäh' und hart,
Der Busen Holz, die Haut zum Bast,
Die Locken Laub, die Hand zum Ast.

Entsetzen faßt die Mutter an; —
Das haben Schuld und Fluch gethan!
Und schmerzlich Laubgelispel weht
Am Teiche, wo der Ahorn steht. —

Doch horch! was klingt nach langer Zeit
So lustig durch die Einsamkeit?
Das ist ein Fiedler wolgemuth,
Der spielend unterm Ahorn ruht.

Er streicht so kühn und kräftig aus,
Als gält's im Fasching Saus und Braus;
Er spielt, daß ihm der Bogen bricht,
„Ei," ruft er, „brich, mich kümmert's nicht!"

„Der Ahorn, unter dem ich lag,
„Hat Aeste mehr, als frommen mag;
„Ein solches Aestlein, zäh und fein,
„Mag wol der beste Bogen sein!"

Sein Messer nimmt er, schneidet an,
Da stöhnt's, — ein Tröpflein perlet d'ran,
Ein rothes Tröpflein, roth wie Blut:
Dem Fiedler sinkt beinah' der Muth.

Er schneidet wieder — horch! wie's stöhnt:
„Schneid' immerhin, mein Blut versöhnt,
„Schneid' immerhin ein Böglein dir,
„Und spiel' damit ein Grablied mir.

„Und geh' in's Dorf vor's Bleicherhaus,
„Und sieht die Mutter dort heraus,
„So geig' ein Stücklein, lieb und lind,
„Und sag', es sei von ihrem Kind!" —

Dem Fiedler dringt die Klag' in's Herz,
Er schnitzt und zieht mit stillem Schmerz,
Und tritt im Dorf vor's Bleicherhaus,
Da sieht ein blasses Weib heraus.

Er spielt ein Stücklein, lind und fein:
Von ihrem Kinde sollt' es sein;
Noch traf's kein Bogen je so weich,
Als der vom Ahornbaum am Teich.

Die blasse Mutter hört, wie's tönt,
Die blasse Mutter seufzt versöhnt:
„Ach, besser ein gefall'nes Kind,
„Als — keines! — Flucht nicht zu geschwind!"

Die wandelnde Linde.

Es muß doch den Bäumen recht weh' gescheh'n,
So immer auf einem Fleck zu steh'n, —
Wie lustig wär's für sie, zu wandern
Von einem Nachbar zu dem andern?

Dann meine geliebte Linde du,
Die oft mich beschattet in meiner Ruh',

Dann könntest du auch weiter schreiten,
Und, wenn du wolltest, mich begleiten.

Du wolltest wol auch, denn du kennst mich ja;
Standst oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß du hieltest oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und schritt' ich ahnungslos vor's Thor,
So trätst du rauschend rasch hervor,
Und schütteltest mir einen Regen
Von Blütenflaum als Gruß entgegen.

Geschmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögst du gewiß oft mit mir dahin,
Und wölbtest, wenn der Mittag schiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg' ich dereinst im stillen Grab,
So schrittest du wol von der Wies' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmal mir zu schmücken!

VIII.

Das erste und letzte Bild.

„Geh', Meister, nimm mich auf zum Schüler,
„Ist's Einem ernst, so ist es mir;
„Ich werde nicht nach Wochen kühler,
„Mich treibt nicht eitle Ruhmbegier;

„Mich drängt es nicht, um Gunst zu geizen,
„Mich lockt nicht blendender Gewinn,
„Nach andern, o! nach süßern Reizen
„Verlangt's allmächtig meinen Sinn!

„Ich lieb' ein Mädchen! Armer Maler,
„Was ist dein schönstes Ideal?
„O gegen dieses Licht ein fahler,
„Ein farbenloser Wiederstrahl;
„Aus ihrem Auge spricht ein Leben,
„Wie's eines Engels würdig ist;
„Das kannst du doch nicht wiedergeben,
„Und wenn du mehr als Maler bist!

„Ihr Antlitz düster ohne Thränen,
„Und ohne Lächeln hold und lieb,
„Auf dem die Lieb' ihr gold'nes Sehnen
„In eine Wehmuthwolke schrieb,
„Gleich einem milden Sterne strahlt es
„Aus brauner Locken dunklem Kranz; —
„Gewiß kein ird'scher Pinsel malt es,
„Und wär' er Raphael's, so ganz!

„Den Mund, aus dessen keuschem Saume
„Die Sünde noch kein Wort erpreßt,
„Der mich mit seinem Laut, im Traume,
„Wie beim Erwachen, nicht verläßt;
„Den Busen, dessen heißes Klopfen
„Sich nur an meinem Herzen stillt,
„Der sorglich auffängt, was an Tropfen
„Den Augen unvermerkt entquillt;

„Und diese tausend andern Züge,
„Die Spieg'lungen des Augenblick's,
„Verschwieg'ner Schalkheit, zarter Rüge,
„Getäuschter Hoffnung, stillen Glück's, —
„Nein, Meister, die kannst du nicht treffen,
„Und setztest du dein Heil daran,
„Hier wird dich doch dein Pinsel äffen,
„Der malen, doch nicht lieben kann! —

„Wenn's Einer können soll auf Erden,
„So bin ich's selbst und ich allein!
„D'rum, Meister, will ich Maler werden,
„Ich will dein treu'ster Schüler sein;
„O lehre mich die Farben mischen,
„Lehr' mich der Zeichnung Ton und Grund,
„Lehr' mich das Düst're mit dem Frischen
„Vereinen zum gesell'gen Bund!

„Den kalten Körper nur vom Bilde,
„Den dunklen Umriß lehre du,
„Der Liebe Glut, den Strahl der Milde,
„Die Seele geb' ich selbst dazu.
„Mit einem Eifer niemals kühler,
„Versuch' ich, üb' ich für und für;
„D'rum, Meister, nimm mich auf zum Schüler;
„Ist's Einem ernst, so ist es mir!"

Der Jüngling spricht's, der alte Meister
Drückt ihm als Schüler warm die Hand:
Denn solcher Jugend rege Geister
Sind für's Gedeih'n ein sich'res Pfand.

Der Jüngling horcht des Alten Lehren
Mit regem Blick, gespanntem Ohr,
Denn seinem glühenden Begehren
Schwebt nur der Preis des Zieles vor.

Er lernt! — was Andern kaum in Jahren
Der Fleiß durchwachter Nächte trug,
Hat er, es ewig zu bewahren,
Errungen und erstürmt im Flug.
Schon weiß er, wie die Farben kleiden,
Schon ist sein Pinsel fest und treu,
Schon weiß er, wo das Licht zu meiden,
Und wo der Schatten Tugend sei.

Schon weiß er Mienen einzusaugen,
Bis er sie ganz empfangen hat,
Um, was er einsog mit den Augen,
Hinauszuhauchen auf das Blatt.
Da geht ihm auch kein Zug verloren,
Nicht eine Linie büßt er ein;
Von ihm gemalt, heißt neu geboren,
Heißt in sich selbst verdoppelt sein.

Nun kann er seiner Kunst vertrauen,
Zu sicher ist er, zu geübt;
Mehr kann er nun, als nur sie schauen,
Erschaffen kann er, die er liebt.
Schon eilt er mit dem Malerzeuge
Zum wolbekannten Erker hin,
Verbirgt sich lauschend im Gezweige,
Und harrt der süßen Königin.

Der Tag mit seinem ersten Schimmer
Umpurpurt alle Höhen schon;
Sie grüßte sonst den Morgen immer
Mit einem Liede vom Balcon;
Er harrt und lauscht mit Farb' und Brette,
Kein Lied ertönt, kein Kopf erscheint,
Die Vögel jubeln um die Wette,
Der Maler aber geht und weint.

Und wieder mit dem ersten Schimmer
Umglüht der Tag die Alpenhöh'n,
Und wieder lauscht er, wo er immer
In Morgen-Andacht sie geseh'n;
Doch wieder klingt kein Fenster, wieder
Geht er mit leerem Brett, und weint;
Und Sonnen wandeln auf und nieder,
Doch keine Königin erscheint.

Da kann er's länger so nicht tragen,
Bis er des Zieles Preis erreicht,
Und ist es gleich ein kühnes Wagen,
Was macht der Liebe List nicht leicht?
Verkleidet meldet an der Schwelle
Als wälscher Maler er sich an!
Und fragt, ob niemand sei zur Stelle,
Dem seine Kunst hier dienen kann.

Ein Greis mit silberweißen Haaren
Gibt also, weinend, ihm Bescheid:
„Seid Ihr in Eurer Kunst erfahren,
„So kommt Ihr zur geleg'nen Zeit.

„Hätt' eine Tochter gern getroffen,
„Kein schön'res Antlitz saht Ihr je:
„Sein bleicher Spiegel schildert offen
„Des Lebens Wohl, des Lebens Weh'!"

Der Alte geht voran, der Maler
Folgt ihm, mit bangem Schauer, nach;
Die Wand geht auf, da flammt ein fahler,
Unsich'rer Schimmer im Gemach.
Sie treten ein, auf einer Bahre,
Von dreizehn Leuchtern roth umstrahlt,
In schneegewob'nem Braut-Talare,
Liegt eine todte Frau'ngestalt.

„Die malt!" — entwankend ruft's der Alte,
Und läßt den Maler stumm zurück;
Der — ahnend, was der Sarg enthalte, —
Stürzt hin, — ja — er enthält sein Glück!
Ja, er enthält sein Glück, sein Streben,
Das Bild, für das er Alles bot:
D'rum, konnt' er's malen nicht im Leben,
Wohlan! so kann er's doch im Tod.

Und wie erfaßt von Wahnsinnsfeuer
Langt er nach Pinsel, Farb' und Brett,
Und zieht mit stierem Aug' den Schleier
Vom Liebchen auf dem Leichenbett;
Und Stirn und Lock' und Mund und Züge
Ahmt seine Hand wie spielend nach:
Die Stirn, die einst des Frühlings Wiege,
Den Mund, der einst so lieblich sprach.

Zum Auge kommt er nun, zum Auge,
Das einst geglüht in sel'ger Lust;
Er starrt es an, und zuckt, als sauge
Ein eis'ger Krampf ihm an der Brust.
Geschlossen ist das Aug', das dunkle,
Geschlossen ist's und geht nicht auf;
Kein Kuß hilft, daß es wieder funkle,
Vergebens strömt er Thränen d'rauf.

Und wieder rafft er sich zusammen,
Und malt, was war, statt deß, was ist,
Das Aug' mit seinen alten Flammen,
Die, wem sie galten, nicht vergißt;
Die Lippen mit den vor'gen Rosen,
Die Wangen mit dem vor'gen Roth:
Und raubt sein Recht dem schonungslosen —
Und seine Macht dem mächt'gen Tod.

Vollendet ist das Bild, vollendet,
Der Meister traut sich selber kaum;
Wie Stein kniet er ihm zugewendet,
Und wacht nicht auf aus seinem Traum;
Starr bleibt er so noch manche Stunde,
Das Knie gebeugt, das Auge mild,
Und küßt, noch todt, mit kaltem Munde,
Sein erstes und sein — letztes Bild!

Das liebe Fenster.

Du liebes, wolbekanntes Fenster,
An dem ich oft mit Sehnsucht hing,
Als noch das Haus, deß Aug' du bildest,
Mein liebstes Kleinod mir umfing!
Ich steh' dir wieder gegenüber,
Gedenke manches Traumgesicht's,
Und sehe deine Scheiben wieder,
Doch hinter deinen Scheiben nichts.

Was könnt' auch hinter ihnen schimmern,
Nur eines einz'gen Blickes werth?
Vielleicht ein Bild mit and'ren Mienen,
Das auch geseh'n zu sein begehrt?
Vielleicht der Schatten jenes Köpfchens,
Das einst durch sie mir zugenickt?
Vielleicht ein Namenszug, dem Glase,
Dem Rahmen heimlich eingedrückt?

O keine Spur ist mehr vorhanden,
Verwandelt Alles und zerstört,
Kein Splitter mehr, der jener trüben
Und doch so sel'gen Zeit gehört!
Im fremden Rahmen fremde Scheiben,
Und hinter ihnen fremd die Wand,
Auf fremdem Simse fremde Blumen,
Gepflegt von einer fremden Hand!

Ach! und wie kommt's nur trotz dem Allen?
Es läßt mich nicht vorübergeh'n;
Der Pulse ungestümes Pochen
Heißt mich verweilen, aufwärts seh'n!
Du warst mir theuer, liebes Fenster,
Du hast mir wol und weh' gethan,
Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Ach! steigt es doch aus deinem Rahmen
So rosighell vor mir empor,
Ein buntes Treiben, bunter immer,
Wie eine Welt, die ich verlor;
Wie eine Welt voll Blütenkeimen,
Die mir zur gold'nen Frucht gereift,
Wie eine Schaar von Wonneträumen,
Die, was noch Traum war, abgestreift.

Als Kinder seh' ich die Gefühle
Noch schüchtern deinen Rand umblüh'n,
Die nun, dem Spiele längst entwachsen,
Mit kühnem Ernste mich durchglüh'n.
Es war ja hinter diesen Scheiben,
Wo ich einst Abends zagend stand,
Mein Glück mir in ein Wort vereinte,
Das Wort verlor, das Wort nicht fand!

Es war ja hinter diesen Scheiben
Als ich, am Abende darnach,
Das Wort, das ich verloren, suchte,
Verlor und sucht' und fand und sprach.
Sie waren's die ich oft behauchte,
Und in den Hauch zwei Namen zog;

An die ich oft die Stirne lehnte,
Gefaltet oft die Hände bog.

Sie waren's, — meine Sinne schwindeln,
Und meine Lippen nennen's nicht!
Mir malt die Wonnen jener Tage
Nur manchmal noch ein Traumgesicht.
D'rum sei gegrüßt, du liebes Fenster,
Du bleibst ein lichter Punkt für mich;
Die Scenenfolge meines Lebens
Wär' unterbrochen ohne dich!

Und weilt' ich jahrelang dir ferne,
Und riefe mich mein Stern zurück,
Dir schenkt' ich, blind für alles and're,
Dir, Fenster, meinen ersten Blick!
Und wär' auch längst die Blum' entblättert,
Die hinter dir einst aufgeglüht,
Mit doppelt heißen Thränen rief' ich,
Dich schauend: „Hier hat sie geblüht!" —

Und bräch' einst diese Stadt zusammen,
Und sänkst auch du in Schutt mit ihr,
Ich seufzt' an deinem Trümmergrabe
Mit Wehmuth noch: „Hier war es, hier!
„Hier war es, hier das liebe Fenster,
„Das mir so wol, so weh' gethan!" —
Denn was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an!

IX.

Der letzte Mann.

In Lincoln saß ein düst'rer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Thürmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düst're Mann zum Schrein,
Faßt eine bestaubte Flasche mit Wein,
Entkorkt sie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es schweigend bis an den Rand.

Und wie er es langsam zum Munde führt,
Da fühlt er sich innig bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

„Vor fünfzig Jahren," so denkt er, „da war's
„Wol anders zur Stunde des sinkenden Jahr's;
„Da saßen wir unser zehn um den Tisch,
„Ein jeder lebendig, ein jeder frisch.

„Da klang es von Liedern so heiter und hell,
„Da sprang des Capwein's glühender Quell,
„Da lief durch die Runde das herzliche ‚Du',
„Da scholl viel Tolles und Kluges dazu.

„Und Einer erhob sich aus unserer Zahl
„Und faßte begeistert den vollen Pocal.
„„Nein,““ rief er, „„bei Gott! so köstlicher Wein
„„Soll nicht so schlechthin vertrunken sein!““

„Und eine Flasche faßt' er sodann
„Und legt ein fesselndes Siegel ihr an,
„Und hieß sie von Handen zu Handen geh'n
„Und ließ sie von Aller Augen beseh'n.

„„Die Flasche,““ rief er, „„so, wie sie ist,
„„Sie soll bewahrt sein von dieser Frist,
„„Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
„„Vom Kranze, der jetzt noch so wol bestellt.

„„Und wenn einst nur mehr noch ein Einziger lebt,
„„Und wieder das sinkende Jahr entschwebt,
„„Der hole schweigend sodann aus dem Schrein
„„Hervor die versiegelte Flasche mit Wein;

„„Entsiegle sie, nehme das Glas zur Hand
„„Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
„„Und leer' es im stillgewordenen Haus
„„Wehmüthig auf's Wohl der Geschiedenen aus!““ —

„Und fünfzig Jahre sind nun hinum,
„Hier sitz' ich, der Letzte, der Einzige, stumm.
„Wohlauf! Dir Bruder, sei das gebracht:
„Du fielst, ein Beneideter, schön in der Schlacht! —

„Dir, Bruder, dieß: Im Meer ist's kühl! —
„Dir — dieses: Ein böses Spiel ist das Spiel! —
„Dir — dieses, Bruder: Du glaubtest mir nicht,
„Daß Liebe die Herzen wie Binsen bricht!

„Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
„Auch dir: Schwer drückt wol der Ehren Joch! —
„Auch dir: Nicht wahr, die peinlichste Pein
„Ist die, verkannt von den Liebsten zu sein? —

„Auch dir: Man beneide den Dichter nicht;
„Des Herzens Grabmal ist manch' ein Gedicht! —
„Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
„Du scherztest dich lächelnd in's Jenseits hin!" —

So denkt sich der Mann, leert Glas um Glas;
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
Es ist doch schwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu sein!

Reisegesellschaft.

Da fand sich einst zu mir ein Mann,
Er schloß sich freundlich an mich an,
Er fuhr mit mir bei Tag und Nacht,
Hat nie die Zeit mir lang gemacht.

Er war nicht Einer, der viel spricht,
Doch mit der Mode hielt er's nicht;
Es drückt' ihm etwas, schien's, die Brust,
Vorüber war's mit seiner Lust.

Man sah es brennen klar in ihm
Und weiter glüh'n voll Ungestüm,

Und zu berechnen war es schier:
„Es brennt nicht lange mehr in dir!“

Wir stiegen ab in einem Haus
Und ruhten dort vom Reisen aus,
Und fanden dort ein schönes Kind,
Das uns geschäftig wol bedient.

Das schöne Kind war auch recht gut,
Ein unverdorb'nes, frohes Blut; —
Oft sah es mein Genoss' sich an
Und wurde weich und weicher dann.

Und als wir wieder aus dem Haus
Uns setzten in die Kutsch' hinaus,
Kommt auch die Dirn' an unsern Schlag
Und wünscht uns, was man wünschen mag.

Und mein Gefährt', — ich weiß nicht wie?
Kneipt plötzlich in die Wange sie,
Und spricht ganz wunderbar gesinnt:
„Leb' wol, leb' wol, du gutes Kind!

„Und kommst du in die Hauptstadt einst,
„Die du zu sehen doch wol meinst,
„So komme doch (das rath' ich dir)
„Auch einmal auf Besuch zu mir.“ —

Das Kind wird roth, und weiß nicht gleich
Zu sagen: „„Herr, wo find' ich Euch?““ —
„Kind,“ spricht er, „träffst du nirgend mich:
„Im Kirchhof bin ich sicherlich.“

X.

Der Suchende.

Ein finst'rer Pilger durchirrt den Wald,
Am Leibe noch jung, am Herzen alt:
Sein todtes Liebchen ist Schuld daran,
Daß er nicht jung mehr scheinen kann.

Er geht, bleibt stehen, spricht ein Wort;
Setzt wieder ab, irrt wieder fort,
Schreit laut vor sich hin, ist wieder still, —
Weiß selber, scheint es, nicht, was er will.

Zu Hause freut es ihn nimmermehr:
Sie sucht ihn dort nimmer, das Haus ist leer;
In keinem Schatten verlangt er zu ruh'n,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Lust, —
Er kann sie nicht stecken an ihre Brust;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn,
Er sieht ja ihr Bild nicht bei seinem darin.

Den eigenen Thränen ist er feind:
Sie fragt ihn ja nimmer, warum er weint?
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Bescheid,
Bekümmert sich nicht mehr um Freud' und um Leid. —

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greises Weib in den Weg,
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schicksal in Menschengestalt:

„Grüß Gott, mein Söhnlein! wohin denn so spät,
„Wann selbst schon der Adler schlafen geht?
„Ein Kind von deiner Art und Gestalt
„Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

„Hielt dich der Vater, die Mutter zu streng?
„Im Walde da ist es ja eben so eng.
„Verlorst du dein Gold und dein Geld in der Welt?
„Im Walde wächst ja kein Gold und kein Geld.

„Wie? oder irrst du, zu morden, im Wald?
„Gib Achtung: Räuber werden nicht alt.
„Wie? oder verlorst du Richtung und Weg?
„Komm' mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!“ —

„„Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
„„Kein Vater gemacht mich des Zwanges satt;
„„Ich wollt', ich hätt' noch so süßen Zwang,
„„Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

„„Nein, Mütterchen, nein, — nicht verlor ich mein Gold;
„„Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold;
„„Nicht treib' ich mit Anderer Leben mein Spiel,
„„Es ist mir ja meines schon, meines zu viel.

„„Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
„„Ich suche ja keinen, hab' keinen gesucht;
„„Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
„„Ich will nur *sie*, nur *sie* allein!

„„Ich will nur sie, ich suche nur sie,
„„Das Kind nur such' ich, das Gott mir verlieh;
„„Und wenn ich es finde, so führ' ich's nach Haus,
„„Und find' ich es nimmer, so ist es aus!

„„Ist aus mit mir, aus, Mütterchen, aus!
„„Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
„„Dann kann ich mein Haus ja überall seh'n,
„„Wo zwei Weiden auf einem Hügel steh'n!

„„Doch, Mütterchen, sage mir, sage mir an,
„„Ob ich sie finde, und wo? und wann?““ — —
„Das will ich dir sagen, das ist mir bekannt,
„Nur sieh' mir in's Auge, nur reich' mir die Hand!

„Du liebst ein gutes, ein süßes Kind,
„Du bist ihm mit Rechten so treu gesinnt;
„D'rum wird es nicht ohne Mühe dein,
„Doch Muth! es wird ja so lange nicht sein!

„Zwar wirst du manchen Morgen und Tag
„Durch Thäler noch wandeln, durch Busch und Hag;
„Wirst manche Thränen noch weinen um sie,
„Vor mancher Capelle noch beugen dein Knie.

„Wirst manch ein Sternlein noch kommen seh'n,
„Doch lass' den Muth nicht untergeh'n:
„Eh' wieder die Blätter fallen allhier,
„Hast du sie gefunden, — und bist du bei ihr!“ —

Der Jüngling ging, — und manchen Tag,
Durchirrt' er Thäler, Busch und Hag,
Vergoß noch manche Thränen um sie,
Und beugte vor mancher Capelle sein Knie.

Manch' Sternlein sah er noch kommen und geh'n;
Doch wo die zwei Weiden am Hügel steh'n,
Wo die Blätter schon fallen für und für,
Da — fand er sie endlich, da blieb er bei ihr.

Stille Freude.

Wenn ich oft mit ernster Stirne
Mich aus eurem Kreise stehle,
Brüder, um allein zu sein:
Glaubt nicht, daß ich Einem zürne,
Oder daß mir etwas fehle; —
Ich bin oft nur gern allein.

O dann ist so fern vom Grolle,
Dann ist jedem sanften Triebe
So befreundet meine Brust,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe,
Und vergeh'n in süßer Lust.

O dann malt sich Fried' und Sehnen,
Wie ein blauer Himmelsspiegel,
In der Seele stillem Meer;
Und Gefühle zieh'n gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernst und langsam d'rüber her.

Liebe, freundliche Gestalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir ist;
Denn mit zauberischem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längst gekannt und längst vermißt.

Meiner Kindheit süße Träume,
Meiner Jugend sel'ge Klagen
Leben vor mir wieder auf;
Früchte werden wieder Keime,
Und Bescheide wieder Fragen,
Und ein Rückweg wird mein Lauf.

Alte Freuden fühl' ich wieder,
Wieder glüh'n mir alte Farben,
Altes Glück wird wieder neu;
Jahre weh'n wie Schleier nieder,
Auseinander fallen Garben,
Und mein Sommer wird zum Mai.

Aber — nun mit einem Male
Flieht das Bild vergang'ner Zeiten
Wie ein Schatten wieder hin,
Und im lichten Zauberstrahle
Seh' ich Stund' auf Stund' entgleiten,
Und die Zukunft lockt den Sinn.

Und auch da erblick' ich Bilder,
Längst vom Ahnen und vom Hoffen
Vor die Seele mir gemalt;
Und die Bilder werden milder,
Rosenauen seh' ich offen,
Und der Preis des Lebens strahlt.

Gattenliebe, Vaterwonne,
Selbsterkennung, Lebensklarheit
Seh' ich sproßen und gedeih'n;
Und der Dichtung bess're Sonne
Sträubt sich nicht, der ernsten Wahrheit
Ihren heit'ren Strahl zu leih'n. —

Schweig' ich d'rum in eurem Kreise,
Deutet's nicht als Groll und Schmerzen,
Was aus meinem Schweigen spricht:
Es ist so nur meine Weise,
Mir ist dann recht wol im Herzen,
Und nur sagen kann ich's nicht.

XI.

Orgellust.

Ein Lied gar fromm und inniglich,
Das ‚Großer Gott, wir loben Dich!'
Zumal wenn recht mit hellem Sang
In schlichtem Kirchlein zum Orgelklang
Es singt die ganz kleine
Gemeine.

Das war dem Küster Seelenlust,
Schier sprengen wollt' es ihm die Brust;
Allein die Orgel, verstimmt und klein,
Mocht' ihm nie recht zu Willen sein;
Er meint', er müße sie zwingen
Zum Klingen.

Doch macht' er's noch so gut und fein,
Die Orgel blieb verstimmt und klein;
Den Klang, den's in der Brust ihm gab,
Er zwang ihn den Pfeifen doch nicht ab;
Das mocht' ihn wol im Herzen
Oft schmerzen.

So schlug er die Orgel Jahre lang,
Im Widerstreit von Gefühl und Klang,
Durch das, was innen ihm tönte, beseelt,
Durch das, was außen ihn höhnte, gequält,
Sonntäglich unter Freuden
Und Leiden.

„Ha, welche Wonne muß das sein,
„In vollen Accorden, kräftig und rein,
„Ausströmen zu lassen der Töne Meer
„Und mit gehorchenden Tasten ein Heer
„Von unsichtbaren Geistern
„Zu meistern!

„Nur einmal auf einer Orgel, gebaut
„Von Künstlerhand, volltönig und laut,
„Und rein und schwellend und stark und mild,
„Zu spielen, wie's in mir tönt und spielt,
„Dieß Glück laß, o Gott, mich erwerben,
„Dann — sterben!“ —

Und sammeln geht er von Thor zu Thor,
Und malt's so beweglich den Leuten vor,
Und bittet so dringend und dankt so warm,
Die kleine Gemein' ist aber so arm,
Und was er gewinnt alljährlich,
Nur spärlich.

Doch viele Tropfen füllen ein Glas;
So füllt nach Jahren sich auch sein Maß.
Wie trägt er den mühsam erkämpften Gewinn
So freudig zum Orgelbauer hin,
Wie zählt er mit bangem Pochen
Die Wochen!

Doch ehe das Werk noch vollendet steht,
Da hat es ihn plötzlich wie angeweht!
Allmählig fallen die Wangen ihm ein,
Erloschen ist seiner Augen Schein,
Kalt rieselt's ihm durch die Glieder
Hernieder.

Gebrochen liegt der traurige Mann —
„Die Orgel und kam sie denn noch nicht an?“ —
Und eines Sonntag's als er erwacht,
Da heißt es: „Der Meister hat sie gebracht,
„Im Chore steht sie schon, mächtig
„Und prächtig!“ —

„Die Orgel?“ — ruft er, und rafft sich empor, —
„Hinauf! O führt mich hinauf in's Chor!
„Sonntag ist heut', die Orgel ist da, —
„Der Augenblick meines Glück's ist nah':
„So ließ mich's Gott doch erwerben
„Vorm Sterben!“

Der bleiche Küster wankt in's Gestühl,
Da blitzt in den Augen ihm Jugendgefühl,
Da zuckt es durch seine Finger mit Macht,
Sein ganzes Wesen ist nochmal erwacht;
Wie läßt er die Orgel tönen
Und dröhnen!

Wie lieblich singt die Gemeine dazu,
Indeß er spielt und horcht voll Ruh'! —
Da starrte sein Arm, sein Auge brach,
Die Tasten klangen noch lange nach;
Gott gönnt' es ihm, zu scheiden —
In Freuden.

Empfinden und Dichten.

Vor einem Claviere sitz' ich,
Es ist besaitet wol;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen sie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenspiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom wälschen Meister gemacht,
Sie hat unter Künstlers Händen
Schon manchen zu Thränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit selbstbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten — zu Därmen,
Da wird die Geige — zu Holz.

Und eine Flöte, die nächste
Verwandle des Menschenton's,
Setz' ich voll Hast an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohn's.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Und Mißklang gibt sie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffst die gegebene Spur,
Als Schatten des schnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr,

Da flücht' ich zu dir, und setze
Dich hoffend auf's freundliche Blatt;
Du aber stehst und trotzest,
Als wärst du des Dienstes satt.

Du stehst — und prägst, wie Flügel
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verschieden sei'n.

XII.

Der Vogelsteller und der Förster.

In den alten Forst, den vogelreichen,
Wo die Sänger all', die großen, kleinen,
Sich im Saal von Birk' und Föhr' und Eichen
Zum volksthümlichen Concert vereinen,
Ging der Vogelsteller früh am Morgen
Mit Lockvögeln im verhängten Bauer,
Und mit Garn und Spindel, um verborgen
Sich in's Grün zu legen auf die Lauer.

Still noch war es, nur des Thau's Geriesel
Hörte man, wenn Luft das Laub bewegte,
Oder leises Rascheln, wenn ein Wiesel
Unter'm dichten Brombeerstrauch sich regte;
Oder eines Eichhorn knabbernd Krispeln,
Oder eines Holzwurm's dumpfes Nagen,
Bis die Wipfel durch geschwätzig Lispeln
Kündeten: es sei nicht fern vom Tagen.

Und schon fing der Nebel an zu streichen,
Und der Baumbart weht' im Wind gleich Flören,
Und es schütteln sich erwacht die Eichen
Und es strecken knisternd sich die Föhren.
Und zuhöchst von knot'ger Birke nieder
Tönt ein schriller Pfiff, von fern ein zweiter,

Jetzt ein fragend Zwitschern hin und wieder,
Und so geht's wie eine Losung weiter.

Selbst die Vöglein im verhängten Bauer
Fühlen, daß es draußen tagt, und singen,
Und der Vogelsteller auf der Lauer
Legt nun Hand an Spindel und an Schlingen;
Und die eingekerkerten Verräther
Stellt er unter Eich' und Föhr' und Birke,
Daß sie ihr Geschlecht aus freiem Aether
Niederlocken in des Trug's Bezirke.

Und schon hüpft's und flattert's neubegierig
Hier und dort hernieder von den Aesten,
Langsam erst und fern, bald nah' und rührig,
Leck'rer Imbiß winkt den munt'ren Gästen. —
„Nur herab zur Tafel, schneller, schneller!
„So, ein Druck, — nun seid ihr meine Beute!"
Höhnisch lachend ruft's der Vogelsteller,
Sieh — da steht der Förster ihm zur Seite.

„Halt," so spricht er grimm, „du Waldentweiher,
„Du Beleid'ger meiner Reichsinsassen!
„Unter Freien will ich steh'n, ein Freier,
„Sclavenjäger, willst du frei sie lassen?
„Vogelfang ist hier verpönt mit Rechten:
„Darum auf das Garn! Hinweg die Spindel!
„Meine Sänger sollst du mir nicht knechten,
„Geh' mit deinem luftigen Gesindel! —

„Aber nein! auch sie, die armen Sklaven,
„Die nur du zu solchem Dienst gezwungen,
„Sie auch sollst du mir nicht länger strafen, —
„Offen ist's: — heraus, heraus, ihr Jungen!

„Nicht umsonst verlieh euch Gott die Flügel
„Und den freien Klang der frommen Seelen;
„Schwingt euch wieder über Thal und Hügel,
„Und entweiht nicht eure reinen Kehlen.

„Da ist euer Reich in Gottes Saale,
„Nicht dort d'rin im dumpfen Stubenqualme!
„Nicht wahr, das thut wol im Sonnenstrahle?
„Ja, — das freie Lied nur wird zum Psalme!“ —
Und so öffnet er die Bauer alle,
Bis der Vögel letzter ausgeflogen. —
„So — jetzt geh' und lern' aus ihrem Schalle,
„Was es heißt: um Freiheit sein betrogen!“ —

Jener geht, obwol mit leeren Bauern,
Ruhig fort, als ging er eben gerne;
Immer sieht er noch den Förster lauern,
Plötzlich hält er an und ruft von ferne:
„Nicht wahr, Freund, hier scheiden sich die Raine,
„Und Ihr dürft mich jenseits nicht mehr greifen?“ —
Jener nickt, — da setzt sich der am Steine
Ruhig hin, und hebt nun an zu pfeifen.

Sieh — und plötzlich flattert's zu ihm nieder,
Seine Vögel sind's, die wolerzog'nen;
Alle kehren sie gehorsam wieder,
Keiner fehlt von all' den weggeflog'nen;
In die off'nen Bauer hüpfen alle,
Gleich als wären sie zu Hause drinnen,
Und umtönt von ihrer Lieder Schalle
Geht der Vogelsteller stolz von hinnen.

Und der Förster sieht's und ruft empöret:
„Geh', und nimm sie mit, ich fühl's mit Grollen,

„Daß die Freiheit nicht für die gehöret,
„Welche selber nimmer frei sein wollen!
„Wie das klingt und schallt im Sonnenlichte,
„Wie das hüpft und fliegt in lauen Strahlen! —
„Schlecht nur hätten so servile Wichte
„Da gepaßt zu meinen Liberalen!“ —

Entschuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzusingen in dein warmes Herz,
Du fragst mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragst, ich fühl's, mich aus besorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muse Stapelplätzen
So selten käm' ein Liedchen abzusetzen!

Wie soll ich ganz dir meinen Dank beweisen,
Nicht daß du mich entbehrst, nein, mich nur nennst?
Wie aber kann ich g'nug dich glücklich preisen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennst?
Nicht kennst die Mächte, welche kalt und nüchtern
Den lautesten der Sänger selbst verschüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche sie noch oft in's Herzblut ein;
Wol Mancher merkt mir's ab, doch nicht ein Jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von Jedem sein;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen sie: den lieben Tag bestehlen.

Darf ich doch selber Ihr es kaum gestehen,
Die Lied des Herzens, Herz des Lied's mir ist. —
„Sie werden lächeln," meint Sie, „und dich schmähen,
„Daß du nur eines Namens Herold bist!
„Mach' etwas Tücht'ges: Dramen und Geschichten;
„Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?" —

Doch sei's, ich bleibe d'rum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Brust mir ganz besonders voll;
Dann dehnt sie sich und geht in Liedern über,
Und schmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein And'rer sitzen und sich fassen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer lassen.

Des Lied's Gewohnheit läßt sich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil sie so selig macht;
Sie kann ermuth'gen, trösten und versöhnen,
Und kostet nichts, als höchstens eine Nacht.
Ist's besser nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach' am Pult, doch schöner, zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine bess're Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenspiele,
Mit dieser selbstgefäll'gen Eitelkeit:
Wer wird nach Herzen in Journalen schauen?
Man liest sie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefsten Herzen
In einer Stunde selt'nen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmsten Liebe reinsten Jubelzoll;
Ja gib, was, wenn's Anakreon gesungen,
Durch Menschenalter hätte fortgeklungen; —

Sie werden sitzen um den Tisch beim Glase,
Das Zeitblatt fassen sie mit krampf'ger Hand,
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Nase,
Was Unverständ'ges murmelnd von Verstand,
Bis sie zum Schluß nach mancher Phras' und Note
Ein Wortspiel machen, oder eine — Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von diesem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es ist das Herz mit seiner Kraft und Milde,
Um dessen Gunst die scheue Muse buhlt;
Wo sie bemerkt, man will sie nicht verstehen,
Da wird sie roth und wendet sich zum Gehen.

Sprich, trätest du, die junge Braut am Arme,
Wol gern in einer Schenke Lärm und Dampf?
Und kostet' es, umtobt vom lauten Schwarme,
Mit ihr zu tändeln, dir nicht schweren Kampf?
Ja, überströmte bei dem tollen Schalle
Dir nicht vor Unbehaglichkeit die Galle?

Nein, willst du schwärmen mit der Treuerkornen,
So thu's in trauter, stiller Einsamkeit:
Der Stunden süßeste sind die verlor'nen,
Die man der Theu'ren fern von Lauschern weiht!
Man mag davon aufreden, wie im Traume,
Doch nicht es ausschrei'n in unheil'gem Raume!

Fünfte Lese.

Ich weiß nicht, was es soll bedeuten,
Es ist mir wahrlich selbst nicht lieb:
Denn stimm' ich noch so hell die Saiten,
So klingen sie zuletzt doch — trüb!

I.

Die Warnung.

Ein Jüngling saß mit düst'ren Mienen
In grüner Gräber Mitte da,
Als wär' er heimisch unter ihnen,
Und kein Gedank' als Tod ihm nah'.

So war's auch, und mit schnödem Lächeln
Senkt' er sein Haupt zur Erd' hinab,
Als wünscht' er, daß des Westes Fächeln
Schon hinzög' über seinem Grab.

Ist er denn krank? — Noch färbt ja Leben
Sein zartgerötet Wangenpaar.
Doch seine Krankheit ist sein Streben:
Denn was er will, ist ihm nicht klar.

Er könnte froh sein, und will trauern,
Er könnte lieben — ach! und haßt,
Er muß die schöne Welt bedauern,
Und lächelt mancher Schmerzenslast.

Er schilt gering, was er verloren,
Und härmt sich über eitlen Tand;
Zum Leide klagt er sich geboren,
Und zürnt, daß er kein Leid noch fand.

Der Gute dünkt ihm zu viel Engel,
Der Sünder zu viel Teufel ihm,
So schmäht auf Tugenden und Mängel
Sein Herz mit gleichem Ungestüm.

Was also will er? — Sterben, sterben,
Verlassen diese Welt voll Schein,
Im Tode Ruhe sich erwerben,
Und nicht sein, um beglückt zu sein.

„O komm," so ruft er, „komm, du größter
„Von allen Engeln Gottes, komm!
„Lösch' aus ein Licht, du stiller Tröster,
„Das nur sich selbst zur Qual entglomm!" —

Da schallt ein gräßlich gellend Lachen
Den Friedhof schauerlich entlang,
Und dumpfe Geisterkläng' erwachen,
Wie weit entfernter Grabgesang.

Und fieberhafter Schauer zittert
Durch flüsternd Fliederlaub heran,
Und fahl, wie wenn's von fern gewittert,
Färbt mattes Licht den Gräberplan.

Und eine Hand wie Eis erhebet
Von rückwärts sanft des Jünglings Kinn,
Er dreht, von wildem Schreck durchbebet
Starr nach der Hand das Antlitz hin.

Und wie er aufblickt, glotzt von oben,
Wie Glühwurmschein auf einem Grab,
Gigantisch über ihn erhoben,
Ein grinsend Beingesicht herab.

Und aus dem off'nen Knochenmunde
Wie Vampyr laut aus dumpfer Gruft
Hallt's, mit dem Schlag der Geisterstunde
Hohnlachend durch die schwüle Luft:

„Thor, sieh', da bin ich, den du rufest!
„Warum knickt deine Mannheit ein?
„Ich bin's, der Engel, den du schufest, — —
„Doch ruhig, — mich verlangt nicht dein!

„Ich bin kein Sklave, der erscheinet,
„Wenn tolle Laun' es herrschend will;
„Gebannt nicht, noch herangeweinet,
„Wann's mir geboten, komm' ich still.

„Dahier in meiner Brust von Knochen,
„Da steht's geschrieben unsichtbar:
„Was von mir sein soll abgebrochen,
„Und was verschont von Jahr zu Jahr.

„Und wie's nicht Winter ist zu nennen,
„Wenn Blumen knickt der Sense Schnitt,
„Kann ich's als mein Werk nicht erkennen,
„Wenn mich der Mensch bei sich vertritt.

„Du, Fant, willst reif sein schon zum Tode,
„Schon reif sein jetzt, unsel'ger Thor?
„Wie manche Lebensperiode
„Steht, eh' du reifst, dir noch bevor!

„Glaubst du, weil ich oft Kinder mähe,
„Weil ich oft Länder leer' im Flug,
„Der tolle Wunsch nach meiner Nähe
„Geb' auch auf mich schon Recht genug?

„Du mußt mich lebend erst verdienen,
„Mit Leid und Lust, mit Freud' und Pein;
„Ich bin kein Knecht trübsel'ger Mienen,
„Erkauft, erfröhnet will ich sein!

„Du mußt noch irren, mußt noch kämpfen,
„Noch keuchen unter'm Erdenjoch,
„Mußt Wünsche zügeln, Lüste dämpfen
„Mußt lieben und mußt hassen noch.

„Mußt kennen lernen die Dämonen,
„Die licht und schwarz durch's Leben geh'n,
„Mußt lang nach bess'ren Regionen
„Mit ungestillter Sehnsucht seh'n.

„Und wenn du erst geliebt das Leben,
„Und seinen tiefen Sinn erfaßt,
„Dann komm' ich, dir die Hand zu geben
„Dann hol' ich dich als würd'gen Gast!" —

So scholl's, da war der Spuk zerstoben,
Und reglos lag der Jüngling dort;
Erst als der Morgen sich erhoben,
Schlich er vom Friedhof sinnend fort.

Doch bleich blieb sein Gesicht, als habe
Vom Lenzroth es nicht viel verspürt; —
Das kam von jener Hand am Grabe,
Die warnend ihm das Kinn berührt.

Selbst ist der Mann.

In deinem tiefsten Herzen
Bestelle dir dein Haus,
Dort breite deine Schmerzen
Und deine Freuden aus;
Dort kann kein Spott dich äffen,
Dort kann kein Neid dich treffen,
Dort ruf': Juhe! und Ach!
Ob Frieden d'rinnen hause,
Ob Hader d'rinnen brause, —
Was fragt die Welt darnach?

Wenn dir ein Freund geworden,
Der treu dein Leben schützt,
Und wenn auch keinen Orden,
Doch wol ein Herz besitzt,
Lass' ja nicht laut es werden:
Die Freundschaft ward auf Erden
Zum Märchen schaal und flach;
Bleib' ihm zu allen Stunden
Im Leben treu verbunden, —
Was fragt die Welt darnach?

Nahm Liebe dich gefangen,
So gib dich gläubig hin;
Du hast noch rothe Wangen,
Du hast noch frischen Sinn;

Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düst're Wolke,
Sonst nennt das Volk dich schwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei and're taugen, —
Was fragt die Welt darnach?

Schriebst du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Hast, Mitgefühl's gewärtig,
Du's in die Welt gestreut,
O hoffe nicht viel Rosen
Von so viel Seelenlosen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Trost gesungen,
So ist es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt darnach?

Thu' Alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So bist du wol bestellt!
Und geht es einst zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Trost erblich;
Denn sollt' auch Keiner klagen,
Und Niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

II.

Der gejagte Jäger.

Das geht durch Dorn und Ranke, durch Wald und Schlucht in Hast, —
Du junger Alpenjäger, so gönne dir doch Rast!
Das Wetter ist nicht günstig, was klimmst du denn empor?
Meinst du, die Gemsen machen sich dir zulieb hervor?

Dem jungen Jäger aber liegt nicht die Jagd im Sinn,
Er starrt mit trüben Augen gar seltsam vor sich hin,
Er schlendert an den Klüften, wovor selbst Jägern graust,
Ganz schwindellos vorüber, sein Stutzrohr in der Faust.

Den Aar in hohen Lüften, sonst ein willkommen Ziel,
Er läßt ihn ruhig kreisen, — es gilt ein and'res Spiel;
Heut ist nicht er der Jäger, heut wird er selbst gejagt,
Gejagt von Kupp' auf Kuppe, bis ihm die Kraft versagt.

Die Jäger sind die Schwüre, die ihm die Sennin schwor,
Die Jäger sind die Stunden, die er an sie verlor,
Die Jäger sind die Küsse, die sie nicht ihm vermeint,
Die Jäger sind die Thränen, die sie nicht ihm geweint.

Ein lustig Jägervölkchen, für einen Leu genug!
Sie hetzen ihn verspottend bis vor zum letzten Bug,
Zum Rand, wo kein Entkommen, wo kein Besinnen gilt, —
Da steht er nun, umzingelt, ein mattes, armes Wild.

Was kümmert ihn die Wolke, die fast sein Haupt berührt,
Was kümmert ihn das Wetter, das sie mit sich geführt,
Ihr Prasseln und ihr Sausen und ihrer Blitze Strahl?
Sein Auge starrt hinunter, hinunter nur in's Thal.

Dort steht sie noch die Hütte, das Fenster glänzt noch dort,
Das klirrte manchem Pochen, das lauschte manchem Wort;
Das Pochen war vergebens, das Wort war leere Spreu, —
Er hat die Treu' gehalten, doch sie vergaß der Treu'.

Jetzt regt sich was vor'm Hüttchen, — sie ist's, — sie muß es sein, —
Da hüllt der Nebel sinkend ihm Thal und Hüttchen ein,
Da faßt er wild die Büchse, drückt fest an's Herz den Lauf:
„Glück auf, beglückter Freier! Herzliebchen, schau' herauf!"

Und plötzlich senkt die Wolke sich berstend niederwärts,
Ein Strahl, — der Jäger taumelt, — der Strahl fuhr ihm durch's Herz. —
So fanden ihn die Jäger versengt vom Flammenkuß;
Des Himmels Blitz ersparte dem einen bösen Schuß.

Fischers Abendlied.

Da drüben am Ufer
Da stehet ein Haus
Da blickt oft zum Fenster
Ein Mägdlein heraus.
Das nickt mir vom weiten
Gar innigen Gruß,

Dem schick' ich manch' Küßchen hin
Ueber den Fluß.

Schon tönt von den Bergen
Das Abendgeläut, —
O Mägdlein im Hause,
Wo weilst du denn heut'?
So bleibt denn vergebens
Mein Schau'n und mein Gruß?
Vergebens mein ‚Gute Nacht'
Ueber den Fluß?

Und bist du auch ferne,
So weiß ich es doch,
Du denkst vor'm Entschlummern
Des Fernen auch noch,
Und träumst dich an's Ufer,
Und schickst mir zum Gruß
Der Träum' allerlieblichsten
Ueber den Fluß!

Bald, bald wird das Glöcklein
Dir läuten in's Haus;
Dann schmück' ich den Hut mir
Mit Band und mit Strauß,
Und spring' in den Nachen
Mit jauchzendem Gruß,
Und hol' als mein Bräutchen dich
Ueber den Fluß!

III.

Der todte Soldat.

The most precious tears are those, with which
Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen,
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat sich angemeldet:
„Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Hagelschlag.

Vor dem Felde steht der Landmann
Mit gekreuzten Armen da:
„Ach wie schön noch heute Morgens,
„Reicher Segen, fern und nah';

„Grün und fett die jungen Halme,
„Hoffnungsreich, ein Augentrost,
„Bis der Mittag kam, der schwüle,
„Bis der Hagelschlag getost!

„All' die Halme nun erschlagen,
„All' die Hoffnungen nun Staub,
„Und ein ganzes Jahr voll Sorgen
„Einer Viertelstunde Raub!

„Und da soll der Mensch nicht hadern,
„Soll nicht weinend steh'n, wie ich?
„Soll nicht Schweiß und Fleiß verschwören,
„Schicksal, grollen nicht auf dich?!" —

Und zum Landmann trat ein Pilger,
Der ihn also hört' und sah:
„Sprich, du, dessen Saat zerschlagen,
„Sprich, wie meinst du, steh' ich da? —

„Tausend Saaten, wie die deinen,
„Lang erwarteter Ertrag,
„Freilich nur gesät im Herzen,
„Traf mir schon der Hagelschlag.

„Saat ist Pflicht, doch Glück ist Ernte;
„Tausend Saaten ohne Glück!
„Armer, auf den Aerm'ren richte
„Deinen thränenfeuchten Blick!" —

Und der Landmann hört den Pilger,
Zieht ein lächelnd Spottgesicht;
Weil er nicht die Saat kann sehen,
Glaubt er an den Hagel nicht.

IV.

Nach einem Jahre.

Vor'm off'nen Schranke steht die junge Frau,
In ihrem Auge schimmert süßer Thau.

Welch' bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, Bänder, seid'ne Flitterzier! —

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Noch schläft es unter'm Mutterherzen still.

Allein die Mutter sieht es schon vor sich,
Das holde Püppchen zart und inniglich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein,
Sich Köpfchen, Leib und Füßchen schon hinein.

Sie schmückt's im Geist mit Band und Flitter aus,
Wie ihres Lebens schönsten Blütenstrauß.

Und was erst Traum, bald ist es Wirklichkeit:
O Mutterschaft, du süße Maienzeit!

Doch jede Maienwonn' ist wandelbar,
Und vieles ändern kann — ein kurzes Jahr. —

Vor'm off'nen Schranke steht die blasse Frau,
In ihrem Auge schimmert herber Thau.

Welch' bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, — doch nicht Band, nicht Flitterzier.

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Ach Gott! das schläft schon in der Erde still.

Allein die Mutter sieht es noch vor sich,
Das arme Würmchen, wie es leis' erblich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Noch Köpfchen, Leib und Füße sich hinein.

Nur Band und Flitterzier sind nicht mehr da: —
Mit diesen schmückte sie den Sarg ihm ja.

Vorbereitung.

Wenn so mit allen seinen Schauern
Der Winter saust durch Feld und Hain,
Wenn Ströme stocken, Bäume trauern,
Es ist ein freudlos ödes Sein.

So ganz verwandelt, kaum zu kennen
Die rings entblütete Natur,
Das Leben — Leben kaum zu nennen,
Auf Erden — kaum der Erde Spur.

Und alle Farben — wie zerronnen,
In todtes Weiß, in mattes Grau,
Die Sonn' — in Nebel eingesponnen,
Nicht Wärme, nicht Gesang, nicht Thau.

Wenn das auf einmal so geschähe,
Unvorbereitet, über Nacht,
So daß man todt am Morgen sähe,
Was Abends lebhaft noch gelacht;

Wenn's plötzlich aus den Wolkenschichten
Hereinbräch' über Lenz und Licht; —
Ein Anblick wär' es zum Vernichten,
Die Menschen überlebten's nicht.

So aber ist's ein leis' Entfärben,
Ein langsam Welken und Vergeh'n,
Ein gnädig Mahnen an das Sterben,
Das wir in tausend Bildern seh'n.

Da sinken reif die gold'nen Aehren,
Da tropft vom Baum die volle Frucht,
Da weint der Himmel kühl're Zähren,
Da jagt das Laub in schnell'rer Flucht.

Da zieh'n die Vögel nach dem Süden,
Und Farb' um Farbe wird verwischt,
Bis in allmählichem Ermüden
Zuletzt das Leben still erlischt.

Das ist des Himmels gnäd'ge Leitung,
Er stürmt nicht wild und grausam d'rein,
Er weiht durch leise Vorbereitung
Das Herz zu jedem Bitt'ren ein.

Er sprengt uns einzeln Wermuthstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden schickt;
Er läßt zum Spiel die Pulse klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebenssatter,
Bis sie des Kelches fast verdrießt,
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt sich gerne schließt.

V.

Der Skalde.

„Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
„Wie sich in's Lob der Dänen der Skalde mit mir theilt?
„Wo meinen Namen sie nennen, dort nennen sie seinen auch,
„Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen Uns der Brauch.

„Ich leite von den Asen mein unentweiht Geblüt;
„Was ist der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als sein Gemüth! —
„Ich strecke den gold'nen Scepter hinaus bis in die Flut;
„Sein Reich ist seine Laute, — was er ersingt, sein Gut.

„Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir gesellt,
„Ein toller Mißbrauch ist es der kindgeword'nen Welt!
„Entweder soll er schweigen, — wo nicht, so lehr' er's mich;
„Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, so kann's auch — ich!"

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So stolz und so bescheiden, ein echter Liedersohn.
Zum Lied die Laute stimmend, wie Sängerbrauch es ist,
Begrüßt er seinen König, der lang und ernst ihn mißt.

„Du also bist der Meister, den ich beneiden muß,
„Der Alles mit mir theilet, der Dänen Gunst und Gruß?
„Ich aber sag' dir, Skalde, stell' du dein Singen ein,
„Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!" —

„Herr", spricht der Skalde ruhig, „ich beuge mich vor dir;
„Doch, wann ich lebe, zu schweigen, das, Herr, steht nicht bei mir!
„Du kannst mit dem Pfeil wol schießen den Vogel aus hoher Luft,
„Doch, wann er lebt, nicht hindern sein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

„Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen sinkt,
„Du kannst es auch nicht wehren, daß manche Thrän' ihm blinkt;
„Kannst nicht sein Lied verbannen aus jedes Menschen Ohr:
„Man schätzt das Schöne noch höher, sobald man es verlor!" —

Nachdenkend hört es Frotho. — „Es mag so," spricht er, „sein;
„Will dir dein Singen gönnen, nur sollst du's nicht allein!
„Zuvorthun soll mir's Keiner; der, den man rühmt, sei — ich,
„Im Liede, wie im Kampfe! D'rum komm und lehr' es — mich!"

Fast muß der Skalde lächeln, er schickt getrost sich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter schallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in seine Burg empor.

„Ha, Bube," ruft er wüthend, — „Neid ist es, Neid von dir,
„Du willst es mich nicht lehren — nimm hier den Lohn dafür!" —
Er stößt ihm den Dolch in's Leben, des Skalden Auge bricht: —
Er konnte den Dichter tödten, doch Dichten konnt' er — nicht.

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch and're Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch' eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der Alles Nied're von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels, entgegen starrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch' eine Waff' — ist sein Gefühl
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.
Das echter Freude gern sich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergibt.

Solch' eine Waffe — ist sein Wort,
Das Echo seines Sinn's,
Ein festes Schloß, ein sich'rer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund', am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und beſſ'rer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einst mit sich in das Grab!

VI.

Kunst und Natur.

(1564.)

„Auf, Improvisatore! Welch' Gesicht
Für einen Dichter? Schämt Ihr Euch denn nicht?
Was soll die flaue Regenwettermiene?
Was soll im Arm die stumme Mandoline,
Bei so viel Lenzesklang und Lenzeslicht?
Vom Blütenbaum soll's Euch Sonette regnen,

Euch soll der Bach, der unter Ulmen rauscht,
Als eine flüss'ge Elegie begegnen;
Die Sonne, die durch's Laub verstohlen lauscht,
Mit Liederscherz Anakreon's Euch seg'nen;
Der Vogel, der sich sonnt im Frühlingsschein,
Euch eine leibgeword'ne Hymne sein,
Und was da webt im Himmel und auf Erden
Euch zur Ottav' und zur Canzone werden!"

Zu Sylvio Antoniano spricht's
Die Herzogin, huldlächelnden Gesichts.
Doch was ein Lächeln ist um ihren Mund,
Thut bald bei Jenen, welche sie umgeben,
Als hämisch Flüstern und als Spott sich kund,
Berechnet nicht, des Dichters Muth zu heben,
Nein, zu bewitzeln seines Schweigens Grund.
Und halb ermuntert durch den Scherz der Huld,
Und halb durch Spott gereizt zur Ungeduld,
Verneigt der Dichter sich und spricht bescheiden:
„Erhab'ne Herrin, fühlend meine Schuld,
„Muß ich den Dornstich, wie die Bolzen leiden;
„Doch ist's nun einmal Dichter-Mißgeschick:
„Denn unser Meister ist der Augenblick.
„Versetzet uns in einen Hain der Feen,
„Wo Balsamdüfte sinnbezaubernd wehen,
„Wo gold'nes Licht von allen Zweigen träuft,
„Wo Nektarfrucht an allen Aesten reift,
„Wo auf der schönsten Blumen Glanzgewimmel
„Herniederlacht ein blaukristall'ner Himmel,
„Wo Nymphen sich im Reigen flieh'n und haschen,
„Wo Sphärenmelodien uns überraschen,
„Wo Alles rings, was Aug' und Ohr genießt,
„Nicht Stoff, nein, selbst vollkomm'ne Dichtung ist, —

„Kommt nicht der Augenblick, den Kampf zu schlichten,
„Wir werden schau'n, genießen, doch nicht — dichten.
„Das läßt sich nicht beschwören und nicht locken,
„Man sieht's nicht fern, dann näher, endlich nah,
„Es überkommt uns plötzlich, süß erschrocken
„Empfinden wir's, — ein Blitz, und es ist da.
„Ein Formenspiel mag dem Verstand gelingen,
„Doch das Gedicht muß die Minute bringen,
„D'rum wenn es, Herrin, Euch an dem genügt,
„Was wortgewandt die Sprache künstlich fügt,
„So wollt die Aufgab' immerhin mir bringen,
„Wenn's auch nicht zündet, nun, so wird's doch klingen!"

Nachdenkend steht die Herrin, — horch! — ein Schall
Im nahen Busch. — „Ich hab's! — Die Nachtigall!" —
„„Die Nachtigall!"" so wiederholt er leise,
Nimmt ernsten Blick's das Saitenspiel zur Hand,
Und sucht dann mit dem Aug' den Gegenstand,
Dem Stimm' und Laute tönen soll zum Preise.

Auf eines blüh'nden Mandelzweiges Rand
Wiegt sich der kleine Vogel, grau und schlicht,
Des Frühlings unscheinbarstes Festgedicht,
Und blickt, nur prüfend erst der Kehle Ton,
So stolz herab von seinem Blütenthron,
Als wüßt' er schon, daß huld'gend ihm die Musen
Ein Lied bereitet im verwandten Busen.

„Dich," so beginnt, zur Nachtigall gewandt,
Der Dichter, während durch der Laute Saiten
Zu sanftem Vorspiel seine Finger gleiten, —
„Dich soll ich singen? — Bleib! o bleib, gebannt
„Durch meiner Töne Fleh'n, an diesen Ort,
„Und gieße deinen Wollaut in mein Wort,

„Und lehre mich dein traurig Schicksal künden,
„Damit die Menschen es begreiflich finden,
„Weshalb so menschlich deine Klage klingt.

„Ein Mädchen warst du einst, so sagt die Mythe,
„Pandions' Tochter, Tereus' Schwägerin;
„Mit ihm, der insgeheim für dich erglühte,
„Zogst arglos du zu seiner Gattin hin,
„Zu Progne, deiner Schwester; da vergaß
„Der Arge jede Scheu und jede Schranke;
„Und da der Unthat quälender Gedanke
„Ihm wie ein Geier an der Seele fraß,
„So riß, damit dein Mund sie nicht erzähle,
„Riß er die Zunge — ach! — dir aus der Kehle.
„Doch auch der stumme Schmerz hat seine Sprache,
„Dir ward ein Trost, ihn traf der Götter Rache.
„Dir ward ein Trost; von deinem Leibe glitt
„Das blut'ge Menschenkleid wie Zunder nieder,
„Fort schwangst du dich auf wiegendem Gefieder,
„Und eins, dein menschlich Herz, nur nahmst du mit.
„Dir ward ein Trost: du darfst seit jenen Tagen
„Dein Leid der Welt im Liede rührend klagen,
„Darfst, Mensch im Vogel noch, wie du's gewesen,
„In jedem Menschenaug' dein Echo lesen;
„Darf zu dem Paar, das jeden Zeugen scheut,
„Hinsetzen dich in Waldeseinsamkeit,
„Und, nimmer fürchtend, seinen Schwur zu stören,
„Durch Kuß und Seufzer dich gepriesen hören;
„Darfst den Gefang'nen in den Kerkertod
„Den Lebensgruß der Lieb' und Freiheit senden,
„Und wenn dereinst die Erdennacht wird enden,
„Und schon hereinflammt ew'ges Morgenroth,
„Nicht einen Engel braucht es auf den Hügeln,
„Um mit Posaunenton sie zu entsiegeln,

„Der Himmel schicke dich, o Nachtigall!
„Dein Lied, wie Nachklang längst verwund'ner Leiden,
„Dein Lied, wie Vorschmack nie empfund'ner Freuden,
„Tön' in die Welt als Auferstehungsschall! —
„Sag' an, versteh' ich dich, o Nachtigall?" —

Wie fragend blickt der Sängersmann nach oben,
Und wie erwidernd stimmt der Vogel droben
Mit Eins sein Lied, sein wundervolles, an.
Ein schmachtend Flöten ist es ohne Zunge,
Ein weinend Lallen; plötzlich dann im Schwunge
Wächst es empor und senkt sich wieder dann,
Und klagt wie ein in unbelauschten Thränen
Sich selbst beschwichtigendes Liebessehnen.

„Ja, klage, Sängerin der Schmerzen, klage,"
Beginnt der Dichter wieder, — „du mit mir
„Und ich mit dir; — antworte, wenn ich frage,
„Hast du den Ton, hab' ich das Wort dafür.
„Ja, lass' uns wechselseitig uns ergänzen,
„Vereint uns buhlen um der Schönheit Gunst,
„Lass' dein Juwel in meiner Fassung glänzen,
„Lass' die Natur wetteifern mit der Kunst!" —

Und wie der Sänger jetzt die Saiten schlägt,
Da ist's, als ob der Vogel ihn verstände;
Er sträubt sein Gefieder und regt
Die Flügel behende,
Und hebt die klugen Augen empor,
Und strömt, statt der schwülen, schmelzenden Klage,
In die er sich erst noch wie sinnend verlor,

Mit lautem, gellendem, schmetterndem Schlage
Der Liebe wonnigsten Jubel hervor.

Schnell fand der Dichter auch das Wort zum Tone,
Zur jauchzenden Hymne schwillt die Canzone,
Zum vollen Accorde die sanfte Terz;
Laut pochet der Hörer begeistertes Herz. —

Jetzt neckisch wieder
Auf und nieder,
In rollenden Läufen, in hüpfenden Sprüngen.
Bald wie Gekicher, bald wie ein Ach,
Jetzt trillergewaltig, jetzt lispelnd schwach,
Den Tact sich schlagend mit flatternden Schwingen,
Tändelt und scherzet die Nachtigall. —
Der treue Dolmetsch deutet jeden Schall,
Und malt muthwilliger Liebe Necken,
Ihr kosend Flüstern, ihr schalkhaft Verstecken,
Ihr prüfendes Schmollen,
Ihr scherzendes Grollen,
Ihr eifernd Zürnen, ihr schnelles Versöhnen,
Des Herzens ew'gen Roman in Tönen,
So, daß wie Ton und Wort sich verschlinget,
Der Hörer zu unterscheiden zagt,
Und seinen Nachbar leise fragt:
„Ist sie's, die dichtet, oder er, der singet?"

Doch ist ihm schön'rer Lohn noch vorbehalten,
Die Sängerin verstand des Sängers Walten,
Und alle Scheu ist ihr so ganz geraubt,
Daß, wie um ihren Dank ihm zu bezeugen,
Sie plötzlich, niederschwebend aus den Zweigen,
Sich singend niederläßt auf seinem Haupt,

Und aus des Dichters dunklem Lockenhaare,
Wie von der Muse würdigstem Altare,
Den Hochverwunderten zu pred'gen scheint:
„So singt die Kunst mit der Natur vereint.“

Vogel und Dichter.

Vogel in dem Bauer, mußt du singen,
Wie man es dir vorpfiff manchen Tag?
Mußt die Töne kunstgerecht verschlingen,
Statt zu schlagen deinen munt'ren Schlag?

Mußt den Triller wälscher Meister wechseln
Statt des Trillers, den dich Gott gelehrt,
Mußt den Lauf in einen Walzer drechseln,
Der als Waldlied Gott so fromm geehrt?

Mußt der Kehle süßen Schmerz vergessen
Und den heil'gen Jubel deiner Brust,
Mußt im Tacte dein Adagio messen
Und nach Vierteln mäß'gen deine Lust?

Mußt den unerschöpften Schwall der Lieder,
Ihres Wechsels ew'gen Ueberschwang,
Kargend schnüren in ein Alltagsmieder,
Bis die Freiheit fast erlahmt in Zwang?

Aber nicht wahr, wann die Sterne blinken,
Wann das Leben einschlief weit und breit,
Wann auf's Ohr die müden Quäler sinken,
Nicht wahr, dann beginnt erst deine Zeit?

Dann entfaltest du der Seele Flügel,
Fällst in dein Naturlied freudig ein,
Schwebst im Traum hin über Thal und Hügel,
Singst für lang dich aus beim Sternenschein! —

Vogel in dem Bauer, sieh! dir gleichet
Hier der Dichter oft mit seinem Leid,
Wenn die Sorge lauernd ihn umschleichet,
Wenn Gemeinheit ihn zum Opfer weiht.

Ach! wie rüttelt er auch an den Stäben
Seines Käfigs, darbend manchen Tag,
Mehr nicht gebend von dem inn'ren Leben,
Als was Flachheit eben dulden mag.

Nur die Nacht, die stille Zeit der Thränen,
Läßt er sich nicht nehmen, die ist sein;
Während seine Quäler satt sich dehnen,
Singt er rüstig in die Nacht hinein.

Da ist seine Werkstund' ihm erschienen,
Seine Freiheit, sein ambrosisch Mahl:
Muß er's hart durch Qual sich gleich verdienen,
Dies Gefühl ersetzt ein Jahr der Qual.

VII.

Gräberrosen.

Des Todtengräbers Klärchen
War gar ein liebes Kind,
Fünf Sommer hatt' es eben
Und Wangen roth und lind.

Des Todtengräbers Tochter
War Klärchens Mütterlein;
Sein Vater war ein Junker,
Ein Junker reich und fein.

Des Junkers Aeltern aber
Die waren stolz und rauh,
Und meinten, nur die reichste
Sei auch die beste Frau.

D'rum schalten sie den Junker,
D'rum fluchten sie ihm gar,
Als sterbend ihm sein Bräutchen
Das liebe Kind gebar.

Und was der Fluch begonnen,
Vollendete der Tod;
Der arme Junker wußte
Nicht Rath in seiner Noth.

Er gab dem Todtengräber
Sein Kind sammt seinem Gold,
Und sprach: „Da nimm mein Alles!
„Mir zahlt der König Sold“.

Und mit den schwarzen Reitern
Da ritt er in die Schlacht,
Und von den schwarzen Reitern
Da ward er heimgebracht.

Und ward zu Grab getragen
Wol schon am nächsten Tag,
Dicht neben jenem Grabe,
Worin sein Bräutchen lag.

Des Todtengräbers Klärchen
Scheut sich vor Gräbern nicht;
Sie sind ihm nichts als Beete,
Worauf es Blumen bricht.

Es eilt zu einem Grabe,
Bricht weiße Rosen ab:
Es kennt ja nur die Rosen,
Kennt nicht der Mutter Grab.

Es eilt zum and'ren Grabe,
Bricht rothe Rosen ab:
Es kennt ja nur die Rosen,
Kennt nicht des Vaters Grab.

Und zwischen beiden Gräbern,
Da sitzt es oft allein,
Und flicht sich lächelnd Kränze
Beim blassen Abendschein.

So spinnt durch stumme Rosen
In Kindeshänden dort
Der Aeltern Einverständniß
Noch über's Grab sich fort.

Blumeneid.

Wo eine Blume wächst, dort ist ihr Boden,
Wär's nicht ihr Boden, wüchse sie nicht dort;
Sei's eine unerforschte Felsenritze,
Sei's eine unerstieg'ne Alpenspitze,
Es ist und bleibt ihr lieber Heimatort,
Und wann sie blüh'n soll, blüht sie dort vom Herzen,
Und soll sie welken, welkt sie ohne Schmerzen.

Da setzt der Mensch sie oft in fremden Boden,
Und lehrt sie blüh'n und welken, wann's ihn freut.
Lehrt sie zu bunten Zwittern sich verflachen,
Lehrt sie im Winter Frühlingsmienen machen,
Lehrt sie verläugnen ihre Schüchternheit,
Und fühlt sich um so lüsterner vergnüget,
Je künstlicher sie sich und ihn belüget.

Seh' ich im Frei'n auf liebem Mutterboden
Vor'm Treibhaus so die Wiesenblumen steh'n,
So scheinen sie mir stets, halb mit Bedauern,
Halb mit Verachtung, inner diesen Mauern,
Die Schaar abtrünn'ger Schwestern anzuseh'n,
Und ihnen zuzuweh'n voll bitt'ren Leides:
„Ihr habt vergessen eures Blumeneides!" —

„„Treu bleiben wollen wir dem Heimatboden,
„„Wir wollen blüh'n auf ihm, — wo nicht, vergeh'n!
„„Ein Sturm kann uns zerstreu'n, ein Hagel knicken,
„„Ein Fuß zertreten, eine Hand uns pflücken,
„„Schmerzvolle Lieb' uns auf die Gräber sä'n,
„„Ein Bräutchen uns in seine Locken flechten, —
„„Wir wollen sterben — und mit Niemand rechten!

„„Was Blum' ist, kann getrennt vom Heimatboden
„„Wol welken, aber sich verläugnen nicht;
„„Wir wollen frei vergnügen und verschönen,
„„Doch nicht um Augendienst in Kerkern fröhnen,
„„Bei Ofensonnen und bei Scheibenlicht!““
„Abtrünnige, heraus aus euren Grüften!
„Wie stirbt sich's süß in Gottes freien Lüften!“

VIII.

Der alte Schiffer.

Ein alter Schiffer lebt' am Ostseestrand,
Den schon der Morgen stets am Meere fand;
In stiller Sehnsucht blickt' er da hinaus,
Als wär' sein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! sein Schatz, — ein Sohn,
Der längst ihm schlief im grünen Meere schon;
Vor seinen Augen hob in's nasse Grab
Ihn eine Wog' einst aus dem Kahn hinab.

Schon flochten d'runten sein gebleicht Gebein
Meerlilien mit zähen Fasern ein;
Doch in des Vaters gramzerriss'ner Brust,
Umwob noch keine Hülle den Verlust.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löst den Kahn und steuert auf die Höh',
Und schlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In stillem Wahnsinn auf das Fell und ruft:

„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörst du mich denn nicht?
„O komm' herauf, bevor das Herz mir bricht!
„Ich setz' in meinem Kahn dich neben mich,
„O komm' herauf, nach Hause führ' ich dich!

„Und bist du todt, so grab' ich dir ein Grab
„Auf unser'm Friedhof, lege dich hinab,
„Und pflanze Blumen und Gebüsch umher,
„Liegst doch wol besser, als im kalten Meer!"

Er ruft und ruft, bis längst die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt still für sich:
„Er hat's noch nicht gehört in seinem Haus, —
„Nun, morgen fahr' ich weiter noch hinaus!"

Und eines Morgens fuhr er auf die See —
Weit — weit hinaus — viel weiter, als noch je:
Gewiß hat endlich ihn sein Sohn gehört,
Weil er am Abend nimmer heimgekehrt.

Glück und Unglück.

Wer, ein Betrachtender, so wandelt
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es selten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird sein Gang.

Die Häuser steh'n in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Lust darin,
Und unverdross'ne Menschen treiben
Sich zwischen ihnen munter hin.

Man sieht hinein durch klare Fenster,
Und sieht im Innern keine Noth;
Man tritt hinein zu off'nen Thoren
Und sieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hilferuf, nicht Wehgeschrei,
Es ist, als ginge man behaglich
An Wohnungen des Glück's vorbei.

Und dennoch schleicht die böse Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpresset Thränen,
Und übt Verrath und Meuchelmord.

Verliere d'rum die Fassung Keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leideskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hiernieden wächst heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück sich verstecken kann!

IX.

Das Erbstück.

Einst hatt' ein Ritter von leichtem Blut
Ein herziges Liebchen, gar treu und gut,
Er aber hatte für Treue nicht Sinn,
Und stürmte durch's Leben im Taumel dahin.

Was galten ihm Thränen? Er hielt sie für nichts,
Als Perlen zur Zierde des schönen Gesicht's.
Was fragt' er um Seufzer? Ihm waren sie Lust;
Sie schwellten ja lieblich die wogende Brust.

Und Schwüre zu leisten, was rührt' es ihn viel?
Und Schwüre zu brechen, es war ihm ein Spiel.
Wie hold von Gestalt, so vom Herzen verkehrt:
Sein herziges Liebchen, er war es nicht werth. —

Das aber gibt den Verlornen nicht auf,
Sein Theuerstes schlägt es für ihn in den Kauf,
Für ihn nur hat es im Herzen Raum:
Und weibliche Treue sie ist kein Traum.

Es findet nicht Ruh', es findet nicht Trost,
Es welkt wie ein Blümchen im Mainachtfrost,
Und denkt noch erbleichend und todesmatt
Des Bösen, der es verschuldet hat.

Ein silberner Becher gar zierlich und fein,
Der sollt' ihm ein heiliges Erbstück sein,
Den schickt sie vom Todtenlager ihm zu, —
Dann legt sie das Herz, das gebroch'ne, zur Ruh'.

Was kümmert der Becher den wüsten Mann?
Er nimmt ihn lächelnd, er sieht ihn nicht an,
Er stellt ihn abseit und fragt nicht darnach,
Was etwa die Geberin sterbend sprach. —

Und Jahre vergeh'n, und kein Ritter gedenkt
Des Bechers und derer, die ihn geschenkt,
Nur manchmal noch tritt durch der Träume Flor
Ihr blasses Bild gespenstisch hervor.

Von Liebe zu Liebe mit stürmischem Sinn
Wankt taumelnd der Unersättliche hin,
Nichts kann ihn binden, nichts haftet, nichts bleibt,
Wie die Wolke, die neckend der Ostwind treibt.

Doch endlich trifft er auf seiner Bahn
Ein Weib, das hat es ihm angethan;
Ein Weib so flüchtig, so wild, wie er, —
Das schmiedet ihm Ketten, das fesselt ihn schwer.

Was all' die andern gelitten um ihn,
Nun leidet er's selbst um die Siegerin;
Er wirbt und weint, er schmachtet und buhlt,
Und brüstet sich kindisch mit tändelnder Huld.

Und schmücken darf er endlich sein Haus,
Und die Braut heimführen mit Saus und Braus,
Von wüsten Gesellen erfüllt sich der Saal,
Die Becher kreisen beim festlichen Mahl.

Da steht, von den Dienern geholt aus dem Schrank,
Auch der silberne Becher voll köstlichem Trank,
Der silberne Becher, das traurige Pfand, —
Schon führt ihn die Braut an der Lippen Rand.

Doch sieh! was wird sie auf einmal so blaß,
Was starrt sie hinein in das funkelnde Naß?
Was stößt sie zürnend mit wüthigem Sinn
Den Becher, verschüttend, dem Bräutigam hin?

Er faßt ihn erschrocken, er starrt durch's Naß
Auf den Grund des Bechers, bald roth, bald blaß;
Denn ein Bild ist gemalt auf dem silbernen Grund,
Ein bekannter Blick, ein bekannter Mund;

Bekannte Wangen so schön und bleich,
Ein Gesicht voll Vorwurf und Milde zugleich,
Darüber die Tropfen wie Thränen steh'n,
Als wollten sie jetzt noch um Treue fleh'n.

Der Ritter sieht es wie festgebannt,
Das Erbstück birgt er verstört in's Gewand,
Und ob ihn auch krampfhaft die Braut umfaßt,
Fortstürzt er vom Mahl in verzweifelter Hast.

Das war wol ein trauriger Hochzeitschmaus,
Die Braut flieht wüthend das schmähliche Haus;
Die Gäste wandeln suchend umher,
Den Bräutigam aber fand keiner mehr.

Liebesroman.

So seh'n wir uns nach Jahren wieder,
Was ging indeß an uns vorbei!
Als wir das erste Mal uns fanden,
Da war noch auf und über Mai.

Da gab's ein Hangen und ein Bangen,
Da ward mit Thränen nicht gespart;
Die Zukunft schwamm, ein gold'ner Nachen,
Im klaren See der Gegenwart.

Da praßten wir mit Hochgefühlen,
Von Glück war uns're Brust geschwellt,
Und dennoch hatten wir noch immer
Des Glück's genug für eine Welt.

An keine Lösung denkend knüpften
Wir tausend Fäden tändelnd an,
Und wähnten jeden Tag verloren,
Der ohne Kuß und Schwur verrann.

Wir setzten über Kluft und Klippe
Mit Lächeln in verweg'nem Sprung;
Wir standen schwindelnd auf dem Gipfel,
Und zagten fast vor Steigerung.

Und nun — o lass' uns nicht erröthen! —
Was uns beseligt und beseelt,
Gleicht einem lieblichen Romane,
Dem ach! — die letzte Seite fehlt.

X.

Der blinde Greis an seine Tochter.

„Leg' mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So — Wie das kühlt! — Sie sind so lieb, so lind,
Und jeden Pulsschlag spür' ich! Heißt das geh'n!
Dagegen meiner — matt zum Stillesteh'n.

„Einmal, es ist schon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da saß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte sinnend in den grünen Raum.

„Horch! plötzlich rauscht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wol die Hand, so lieb und lind,
Und blieb recht gern so lang als möglich blind.

„Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals wie du so jung, wie du so zart;
Den ersten Kuß trug mein Errathen mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

„Wenn du nun manchmal deine Hände so
Mir auflegst, macht es mich wehmüthig froh;
Mir ist's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als säh' ich sie, die längst schon ruht im Grab.

„Ja, malen könnt' ich Zug für Zug sie dann,
Und eine süße Sehnsucht faßt mich an;
Zu sitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszustarren in den grünen Raum;

„Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich stelle mich nur blind.
Und sie verhalte nur die Augen mir,
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!"

Täuschung.

Seht ihr dort die beiden Berge
Wie sie dasteh'n eng vereint,
Das beim ersten Blick das Auge
Einen nur zu schau'n vermeint?

Und doch sind sie streng geschieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwischen beiden noch.

Seht, wie diesen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig sieht, vom weiten,
Wähnt das Glück gebannt an mich;

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüth vom Glücke trennt!

XI.

Der Scorpion.

Am Meeresstrande zwischen Lorbeerbäumen,
Vom blauen Himmel freundlich überstrahlt,
Da saß ein Liebespaar in Wonneträumen
So selig, wie man sel'ge Geister malt.

Und Nachtigallen mußten Zeugen werden,
Und Meereswellen mußten Bürgen sein,
Daß es nicht heiß're Liebe gäb' auf Erden,
Nicht fest're Treue unter'm Sonnenschein.

Und arm an Worten, arm an all' den Zeichen,
Womit der Mensch sich Irdisches vertraut,
Abwechselnd mit Erröthen und Erbleichen,
Sank an des Jünglings Brust die holde Braut.

Und wie sie sich gesenkten Haupt's entwindet,
Fällt eine Thrän' aus ihrem Aug' auf's Grün;
Dem Blick der Lieb' entging sie nicht, er findet
Bald ihre Spur und sieht sie flimmernd glüh'n.

„Du Perle," ruft der Jüngling, „Demanttropfen,
„Freiwill'ge Bürgschaft, sei du mir ein Pfand,
„Daß so wie jetzt die Herzen treu uns klopfen,
„Sie treu sich bleiben bis in's beſſ're Land!" —

Was kann so Großes je die Lieb' ersinnen,
Daß Lieb' es nicht gewährt' als Kleinigkeit? —
D'rum schifft der Jüngling einst getrost von hinnen,
Und findet Glück selbst in der Trennung Leid.

Strahlt doch die Thräne, die ihr dort entsunken,
Ihm überall voran als leitend Licht! —
So flieht ein Jahr, — heimkehrt er, wonnetrunken,
Mit Hohn belächelnd, was die Kunde spricht.

„Sie ward dir untreu!" flüstern ihm die Wogen,
Und „untreu!" blinken ihm die Sterne zu,
Die Lorbeern säuseln ihm: „Sie hat gelogen!"
Die Weste weh'n es, — doch er bleibt in Ruh'.

Er sieht sie selbst an fremdem Arme wallen,
Sieht sie erröthen, ihrer Schuld bewußt;
Er glaubt es doch nicht: Sterne können fallen,
Doch nimmer wankt das Herz in treuer Brust.

Zum Strand hin eilt er, zu den Lorbeerbäumen,
Auf die der Himmel düster niederschaut,
Zur Rasenbank, wo einst in Wonneträumen
Ihm treue Lieb' ihr süßes Pfand gethaut.

Der Lorbeerhain erbraust, die Wogen schallen,
Die Möwen kreisen wild mit heis'rem Ton,
Und wo des Mädchens Thräne hingefallen,
Liegt jetzt im Gras — ein ekler Scorpion.

Die letzte Schwalbe.

Oft meint' ich, die letzte Schwalbe sei's,
Die da verspätet geblieben;
Bald würde sie durch Schnee und Eis
Empfindlicher weggetrieben.

Und dennoch war es die letzte nicht,
Am andern Morgen da klang es,
Und grüßte das laue Sonnenlicht,
Vielstimmigen munter'n Gesanges.

Und manche Schwalbe flog noch zu,
Und mancher Tag war noch heiter,
Und spät erst scheuchte die Winterruh'
Das mailiche Völkchen weiter. —

Oft meint' ich, es sei das letzte Lied,
Was meinen Lippen entquollen,

Und dachte, daß weil der Frühling schied,
Die Lieder verstummen sollen.

Doch kaum daß eines erklungen war,
Da kamen gar manche wieder. —
Es ist noch gute Zeit im Jahr:
So klingt denn, so klingt denn, ihr Lieder!

XII.

Eine Concertscene.

Wie heißt der Raum, wo, Mann an Mann gepreßt,
Die Masse sich zum Knäuel ballen läßt;
Wo jede Kraft des Einzelnen verschwindet,
Wo sich der Stoß, der traf das erste Glied,
Elektrisch durch die ganze Kette zieht,
Daß auch das letzte dumpf ihn mitempfindet;
Wo sich empor zur Stirn, die Tropfen sprüht,
Die festgeklemmte Hand umsonst bemüht;
Wo matter stets der Fuß sich streckt und hebt,
Bis er des Halt's beraubt in Lüften schwebt.
Wie heißt der Raum? — Ein Sklavenschiff vielleicht?
Wo eingepferchten in fauler Brettertruhe,
Voll blödhinbrütender Verzweiflungsruhe,
Ein Negerstamm dem Tod entgegenkeucht? — —
Wie, Sklaven? — Könnte sein — doch schwarze nicht,
Auch keuchen sie entgegen nicht dem Tode;

Nur Sklaven sind's und Sklavinnen der Mode,
Und lebenslustig glänzt ihr Angesicht.
Und tausend Kerzen streuen ihren Schimmer,
Zurückgespiegelt von Demantenflimmer,
Verschwenderisch längs Wand und Wölbung aus, —
Unheil'ge fort! — Dies ist der Musen Haus.

Schon tritt aus ihrer Priesterinnen Chor
Die Lieblichste voll ernster Weihe vor,
Und läßt gewaltig durch die stillen Hallen
Des Dichters Wort von stolzer Lippe schallen.
Es freut sie, Trägerin des Werks zu sein,
Das, anspruchslos erdacht beim Lampenschein,
Durch sie nun darf den Weg in's Leben finden,
Um in der Brust von Tausenden zu zünden. —
Es zündet aber nicht! Wol sind die Hände
Nicht allzukarg, wol schallt als Lobesspende
Dem deutschen Lied ein wälsches „Bravo" nach,
Doch ihr nur, die, — nicht jenem, was sie sprach.
Almosen ist es, nicht Begeisterung,
Nur Mitleid mit dem Schooßkind, das den Schwung
Der Flügel sich durch plumpen Ballast lähmte,
Und schnöden Kies mit laut'rem Gold verbrämte.
Ob hie und da ein schönes Auge leuchte,
Und mit verstohl'ner Thräne sich befeuchte;
Ob hie und da ein Herz bewegter schlage,
Ob hie und da ein Einzelner sich frage,
Warum, was ihm die Seele süß bezwingt,
An tausend Ohren wirkungslos verklingt, —
Ein Mißgriff ist's, — hier gilt nicht solcher Brauch.
So wie der Götze, so das Opfer auch.

Da öffnet sich das Thor zum zweiten Mal, —
Der Tonkunst Liebling schreitet in den Saal,

Und blickt umher, und wirft sich in die Brust,
Und lächelt süß und harrt, bis sich die Lust,
Ihn nur zu seh'n, in laute Wonn' ergießt,
Und vor der Saat ihm schon die Ernte sprießt.
Doch horch! — wol schallt ihm warmer Gruß entgegen,
Ein Willkomm, — doch kein Jubel, kein Orkan,
Er steht und staunt, ungläubig und verlegen;
Ihm — nur ein Gruß? — Wer hat ihm das gethan?
Doch sei's, — er kann's erobern, kann's erzwingen,
Und wenn er will, so muß es ihm gelingen.
Er singt, so sang er nie, so mild, so stark,
Nachzittern seine Tön' im tiefsten Mark;
Im leisen Ach, in schmachtend sel'gen Blicken
Verräth sich ihm der Lauschenden Entzücken.
Was Laun' ihm vorenthielt, er hat's erkämpft,
Und triumphirend harrt er des Tributes.
Und wieder schallt's, doch wieder, wie gedämpft,
Ja schüchtern fast, wie bar des frohen Muthes,
Der seine Lorbeern frei und ganz verschenkt,
Und nichts für And're zu ersparen denkt.
Für And're sparen? — Sänger ahnst du's nun?
Zieh' dich zurück, lass' deinen Ehrgeiz ruh'n;
Ein Nam' erst ist es, welcher dich entthront,
Ein Stern, verkündet erst am Horizont!
Zieh' dich zurück, bevor er aufgegangen,
Bevor die längst Erwartete sich zeigt,
Die Kunstheroin, der sich voll Verlangen
Ein Welttheil schwärmerisch entgegen neigt.
Zieh' dich zurück, und räum' ihr deinen Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

Da öffnet sich das Thor zum dritten Mal, —
Die Geig' in zarten Händen naht ein Knabe,

Der fremden Armes sich bedient zum Stabe,
Denn ach! ihm fehlt der Augen lichter Strahl;
Dafür hat ihm Natur für seine Nacht
Ein Fünkchen Kunst im Herzen angefacht,
Ein leichtgefährdet Flämmchen, kurz von Dauer,
Doch ihm sein einzig Licht in Noth und Trauer.
Hier will er's leuchten lassen vor der Welt,
Ein Belisar der Kunst, dem als beredter
Fürsprecher sich das Mitleid beigesellt.
Schon hat die heimliche Magie der Bretter,
Der weltbedeutenden, sein Herz erfaßt,
Durch seine Finger zuckt's in wilder Hast,
Die Brust arbeitet, seine Lippen beben,
Den todten Augenstern durchströmt's wie Leben,
Er spricht durch Tön', er weint, er lacht, er malt,
Er sieht, sieht mehr, als all' die Andern sehen,
Sieht eine Zauberwelt vor sich entstehen,
Aus der ihm Himmelslicht entgegen strahlt,
Und Märchen sind's aus dieser Zauberwelt,
Was er dem Volk auf seiner Geig' erzählt. —

Da plötzlich läuft ein Flistern durch die Hallen,
Der Nachbar stößt den Nachbar deutend an,
Nach einem Punkte kehrt das Haupt sich Allen,
Erst leises Summen, einzeln Rufen dann,
Jetzt, da die Mass' erkannt den Gegenstand,
Ein lauter Wechselkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zusammenstimmt in unermeßlich Toben.
Das ist des armen Geigers schönster Tag,
Sein Herz zerspringt ihm fast vor heft'gem Schlag.
Beinah' erliegend solchem Ueberglücke
Entwankt er, Thränen im erlosch'nen Blicke. —

Und unaufhörlich tobt der Jubel fort; —
Noch einmal tritt der Geiger auf die Scene,
Und sucht für seine Wonn' ein warmes Wort,
Und findet nichts als eine kalte Thräne.
„O könnt' ich sie, die mich beglücken, seh'n!"
So seufzt er still, und wendet sich zum Geh'n. —
Beglückter Blinder, glücklich heut, wie nie,
Daß Gott nicht jetzt das Augenlicht dir lieh!
Voll süßen Trostes gehst du nun von dannen,
Und niemand mag den frommen Wahn dir bannen,
Der neu dein blindes Aug' geblendet hat;
Weh' dir, wär' plötzlich dieser Flor zerrissen,
Und solltest du beschämt dir sagen müssen:
„Ich schlürfte mich an fremdem Nektar satt!"

Dort oben thront Sie, lässig hingelehnt,
Die Königin des Tag's, so heiß ersehnt,
So lang erwartet und erkauft so theuer,
Die selbst das Eis der Pole setzt' in Feuer,
An deren Ruhm sich Fama heiser blies.
Wo blieb' ein Kranz für And're noch zu winden,
Wo noch ein Herz für And're zu entzünden,
Seit ihr Erscheinen sich nur ahnen ließ.
So war's, da einst auf sieggewohnter Fährte,
Der Held des Westens durch die Länder zog;
Wie sank der Fürsten Hoheit da im Werthe,
Vor denen sonst sich jeder Nacken bog;
Vergessen standen sie, als kleine Zeugen,
Zu seh'n, wie Alle sich der Größe beugen.

Und uns're Größe, seht sie nun so nah! —
Eh' wir es ahnten, hofften, war sie da;
Und wie bescheiden, ach! wie ohne Prunken
Sie kam, die hohe Priesterin der Kunst,

Als wär' sie vom Olymp herabgesunken,
Und hergezaubert uns durch Göttergunst.
Wir blickten hin — und leer noch war der Ort,
Wir blicken wieder hin — und sie ist dort!
D'rum lief ein plötzlich Flistern durch die Hallen,
D'rum stieß des Nachbars Arm den Nachbar an,
D'rum kehrt' auf einen Punkt das Haupt sich Allen,
D'rum leises Summen, einzeln Rufen dann,
Bis, da die Mass' erkannt den Gegenstand,
Losbrach ein Wechselkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zusammenstimmt' in unermess'nem Toben.

Der arme Geiger dauerte mich sehr,
Die reiche Künstlerin doch fast noch mehr.
Er war getäuscht, allein er sah es nicht,
Und was er hörte, bleibt sein Trost für immer;
Doch sie, wenn einst zerstiebt der Täuschung Schimmer,
Wenn einst der Thron, auf dem sie sitzt, zerbricht,
Sie wird es seh'n — und es zu seh'n sich sträuben,
Und was sie hört, es wird ihr Stachel bleiben!
O Königin des Tag's, mißtrau' dem Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

An die moderne Muse.

Wer bist du, Weib? Mich dünkt, ich soll dich kennen!
Es liegt ein Zug in deinem Angesicht,
Der mich gemahnt, dich wolbekannt zu nennen, —
Ja, ja — du bist's! Doch nein, du bist es nicht!

Du trittst so kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungestüm einher,
Als sollte jeder Fürst Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Scepter mehr.

Gesetze willst du eigenmächtig sprechen,
Willst einer neuen Ordnung Pathin sein.
Willst über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen,
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der süße Fried' ist deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der Kämpfende ist dir ein Mann,
Zusammenballen willst du einen Knäuel,
Damit dein Scharfsinn ihn entwirren kann. —

Bald wieder blickst du schmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig, schwärmend, höhnisch, wollustsatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzog'ner Miene,
Die für das Heiligste ein Lächeln hat. —

Bald sprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufst;
Du wirfst der Suada falt'gen Mantel d'rüber,
Und Alles ist und heißt, wie du es taufst.

Der Beduine muß sein Roß dir borgen,
Der Perser muß dir seine Rosen streu'n,
Der Hindu dich mit Gangesflut versorgen,
Nur deiner Heimat magst du dich nicht freu'n. —

Bald steckst du so viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt! —
Bald lässest du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die jedes unter seinen Werth benennt. —

Und forsch' ich nach der Frauen schönster Gabe,
Nach Frömmigkeit, o ja, du hast sie auch;
Nur schämst du dich zu geh'n an uns'rem Stabe,
Dich zu erbau'n nach unserem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willst du läutern,
Er ist dir zu prosaisch, wie er ist,
Du willst auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu sein, daß sein Geschöpf du bist.

Du taumelst fort in Wunderphantasieen,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts;
Du hüllst den hohlsten Sinn in Melodien,
Nur ein's vermiss' ich, wenn du singst, — das Herz! —

Nein, nein, — du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwor,
Und die, wiewol verfolgt vom Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor.

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlingshohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht' und Sitten ernst vertrat,
Und stolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend auswarf ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht', als Botin einer schön'ren Flur,
Nie unbescheiden, immer wolgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, die da jedem Dinge
Den echten, ungeschminkten Namen lieh,
Wol wissend, daß zum Herzen der nur dringe,
Der treu die Herzenssprache spricht, — wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt' in seiner Schöpfung Bild,
Und stets bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja du, du bist die Muse, die ich wähle,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einsam zieh'n,
Und kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knie'n!

Sechste Lese.

Wenn's nicht augenblicklich zündet,
Nennt es d'rum nicht zürnend schlecht;
In der rechten Stimmung findet
Manches Lied erst Mancher recht.

I.

Die Stiefmutter.

„Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut,
„Bald seit ihr von mir auf immer befreit!
„Dann werd' ich Euch und Eurem Töchterlein
„Auf dieser Welt nicht mehr im Wege sein!“ —

So ächzt die blasse Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' auf's Herz:
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wol lieber sein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meister Schreiner hinein:
„Herr Meister! wir brauchen eine Todtentruh',
„Wir brauchen sie heut noch, drum seh' er dazu.

„Und mach' er sie nur recht gut und fest,
„Und mach' er sie nur, daß kein Nagel läßt,
„Und mach' er sie nur, daß der Deckel hält
„Von dieser bis in die andere Welt.“ —

Das sprechen die Beiden so lächelnd hin;
Dem alten Meister will's kaum zu Sinn.
Er hobelt und hämmert und singt dazu,
Vor'm Abend ist fertig die Todtentruh'.

Er trägt sie der Stiefmutter hin in's Haus;
Die aber tritt weinend und schreiend heraus. —
„„Als Ihr sie bestellet, da schienet Ihr froh,
„„Und nun ich sie bringe, da weint Ihr so?

„„Ich hab' sie gemacht recht gut und fest,
„„Ich hab' sie gemacht, daß kein Nagel läßt,
„„Ich hab' sie gemacht, daß der Deckel hält
„„Von dieser bis in die andere Welt."" —

Der Meister spricht es, und hilft in den Schrein
Ihr betten — das eig'ne Töchterlein;
Die blasse Kranke die starb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit frommem Gesicht.

Die blasse Kranke die wird gesund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,
Wo tief in des Schreiners festem Schrein
Die Stiefmutter liegt bei dem Töchterlein.

Zweite Liebe.

Oft wenn ich so ein junges Herz,
Das warm für Liebe schlug,
Und doch dafür nur Hohn und Schmerz
Als Lohn von dannen trug,
Zu neuer Liebe schreiten sehe,
So thut mir's unaussprechlich wehe.

„Wie kannst du", rief ich gern ihm zu,
„Den bitt'ren Kampf erneu'n?
„Das letzte Blättchen deiner Ruh'
„Auch in die Winde streu'n?
„Noch einmal alte Qual empfinden,
„Noch einmal dir die Flügel binden?

„Die Augen schlöß' ich lieber fest,
„Und eilte, was ich kann,
„Und klömme mit des Herzens Rest
„Den höchsten Berg hinan,
„Und suchte, fern der falschen Liebe,
„Ein Haus mir über'm Weltgetriebe!

„Dort an dem Busen der Natur
„Vergäß' ich Qual und Joch,
„Und träf' ich wo der Liebe Spur,
„So stieg' ich höher noch;
„So würde sie denn doch auf Erden
„Mich zu verfolgen müde werden!"

Jüngst rieth ich einem Freunde so;
Er aber seufzte tief,
Dann führt' er mich, halb ernst, halb froh,
An's Bette wo er schlief:
Und streift', — als neckt' er mich nur wieder,
Wie manchesmal, — die Decke nieder.

„Dein Pfühl", begann er, „Freund, nicht wahr,
„Du suchst ihn nächtlich auf?
„Du legst vertrauend immerdar
„Die müden Schläfen drauf,
„Und magst dich gern auf seinen Kissen
„Den Träumen hingegeben wissen?! —

„Doch hat dich nie ein böser Traum
„Durchfiebert und erschreckt,
„Und dir der Stirne kalten Saum
„Mit Tropfen heiß bedeckt?
„Und fühltest du, dem Traum entronnen,
„Nicht oft das Leben neu gewonnen? —

„Wenn du den bösen Polster schaust,
„Den deine Thrän' oft netzt,
„Wie kommt's, daß dir davor nicht graust,
„Daß du nicht fliehst, entsetzt?
„Daß du wie gestern so auch heute,
„Dein Haupt ihm übergibst zur Beute?

„Und träumst du manchmal noch so bang,
„Du träumst auch wieder schön,
„Und wechselnd tilgt den Schmerzensklang
„Ein schmelzend Lustgetön:
„Wie mit den bösen Träumen eben,
„Ist's mit der Lieb' in uns'rem Leben.

„Was eine Liebe dir versagt,
„Bringt oft die and're dir;
„Nur wer verschmerzt und strebt und wagt,
„Gewinnt es einst mit ihr:
„Wie ohne Traum kein Schlaf uns bliebe,
„Blieb' uns kein Leben ohne Liebe!" —

II.

Der Schatz von Toledo.

Innerhalb Toledo's Mauern
Stand, umweht von ernsten Schauern,
Ein Palast, seit alten Tagen
Vielberühmt in Lied und Sagen.

Die gebräunten, festen Thürme
Strebten auf in's Reich der Stürme;
Die gewalt'gen Marmorglieder
Reichten in die Erde nieder.

Schauerliche Pforten hingen
In den dicken Angelringen,
Rost'ge, riesenhafte Riegel
Lagen vor, wie eh'rne Siegel.

Doch die Riegel zu erbrechen,
Mochte niemand sich erfrechen,
Denn geheimnißvolles Grauen
Weckt' es, nur sie anzuschauen.

Auch verpflanzt von Mund zu Munde
Lief gar eine düst're Kunde:
Daß des Landes Heil und Segen
Sei an diesem Bau gelegen.

„Keiner,“ — also war die Kunde, —
„Wage, was, zu böser Stunde,
„Zauber dort versperrt mit Riegeln,
„Gottesräub'risch zu entsiegeln.

„Was es sei, woran es hange,
„Daß davor dem Volke bange,
„Weil's die Zeit verschleiert eben,
„Soll den Schleier niemand heben!“ —

Doch ein König kommt zu Throne,
Der da, stolz auf seine Krone,
Was Jahrhunderte geachtet,
Lüstern zu ergründen trachtet.

König Rodrich sieht die Thürme
Ragen in's Gebiet der Stürme;
Lächelnd ob der Sage Worten,
Sprengt er die gewalt'gen Pforten.

Kalte Moderlüfte zogen
Durch die feuchten Mauerbogen,
Daß die Mannen drob erblassen,
Nicht voran sich hetzen lassen.

Selber, weil er's will ergründen,
Muß den schauerlichen Schlünden
Mit der Fackel, mit dem Degen
König Rodrich geh'n entgegen.

Von den Wänden tropft's, wie Thränen,
Flattert Moos, wie graue Mähnen,
Auf dem Boden durcheinander
Huschen Schlangen, Salamander.

Treppen auf und Treppen nieder
Trappt er hastig hin und wieder,
Bis, gesprengt von Axt und Hammer,
Auf sich thut die letzte Kammer.

Gold und Steine zum Erblinden
Hofft er endlich hier zu finden,
Denn gar sonderbare Bilder
Zieren Wänd' und Marmorschilder.

Auf der Hämmer Fragen tönet
Hohle Antwort; splitternd dröhnet
Jetzt die Wand im Hintergrunde,
Rodrich jubelt ob dem Funde.

Doch auf schwarzer Tafel stehen
Gold'ne Lettern, klar zu sehen,
Leicht zu lesen, wol zu fassen,
Daß die Mannen drob erblassen:

„Ein Geschlecht, wie ihr, das, raubend,
„An das Heiligste nicht glaubend,
„Ruhm durch Hochmuth will erwerben,
„Wird Hispanien verderben!" —

Rodrich lacht auch dieser Worte,
Wüthend eilt er von dem Orte,
Denn er denkt mit seinem Eisen,
Daß es Lug sei, zu beweisen.

Doch am heißen Tag bei Xeres,
Unter'm Schwert des Maurenheeres,
Lernten blutend er und Alle,
Daß der Hochmuth kommt vor'm Falle.

Das neue Haus.

Meinen Fenstern gegenüber
Stand einmal ein neues Haus,
Niemand sah noch zu den Scheiben,
Niemand ging zum Thor heraus.

Einsam ragten noch die Wände;
Weder Wiege, weder Sarg
Stand noch in dem öden Innern,
Das ein hohles Echo barg.

Doch wenn ich zur Dämmerstunde
Jählings oft hinübersah,
War es mir, als stünd' am Fenster
Eine blasse Jungfrau da.

Und wenn ich in stillen Nächten
Hinblickt' auf das öde Haus,
Leuchtet' es, wie rothe Kerzen,
Aus den Zimmern oft heraus. —

Endlich ward's im Haus lebendig,
Leute zogen aus und ein;
Waren mir nicht sehr willkommen;
Sah'n in's Zimmer mir herein.

Und ich zog vor meine Fenster
Linnendecken grün und dicht,

Und sie sahen nicht, was hüben,
Und ich sah, was drüben, nicht.

Doch in einer Dämmerstunde
Fühlt' ich einst ein süßes Grau'n,
Und ein Drängen und Verlangen,
Auf das neue Haus zu schau'n.

Durch den Vorhang späht' ich leise,
Späht' und sah ein schönes Bild
An den Scheiben sinnend lehnen,
Geisterblaß und engelmild.

Mondenschimmer überstrahlte
Sanft der Leidenden Gesicht,
Und ich sandt' ihr viele Grüße,
Ob sie's merkte, wußt' ich nicht. —

Und so fühlt' ich einst ein Drängen
Spät in schwarzer Mitternacht,
Nach dem Fenster hinzuschauen,
Ob die Blasse wol noch wacht.

Flackernd strahlten düst're Kerzen
Durch des Vorhang's dünnen Flor,
Zehen Sternen gleich, die röthlich
Glüh'n aus Nebeldunst hervor.

Schaudernd wacht' ich bis zum Morgen,
Blickte bang auf's neue Haus: —
Einen Sarg, geschmückt mit Blumen,
Trugen Jungfrau'n still heraus.

III.

Die Statue.

Vor der Burg des Königs schreitet auf und nieder ein Trabant,
Schwenkt die blanke Partisane drohend in der starken Hand,
Und, ein immerwacher Argus, schickt er seine Augen aus,
Daß sich nichts Verdächt'ges nahe dem geweihten Königshaus.

Und geführt von einem Kinde kommt ein Bettler alt und krank,
Läßt sich vor der hohen Pforte nieder auf die Marmorbank,
Thut sich gütlich an den Strahlen, die so mild durchglüht den Stein,
Denkt nicht an das Haus des Königs, denkt nur an den Sonnenschein;

An die lauen Lenzeslüfte, die so lind und labend weh'n,
An die saftig grünen Bäume, die so augerquickend steh'n; —
Wie der Argus den erschauet, streckt er seine Lanze vor,
Gleich als wollt' ein Ungeheuer lagern sich vor'm Königsthor.

„Schmutz'ger Bettler," schreit er grimmig, „willst du geh'n? Ich rath' es dir!
„Glaubst du, diese Marmorbänke steh'n für deinesgleichen hier? —
„Ritte plötzlich jetzt der König so vorbei im stolzen Trab,
„Eine schöne Statue wahrlich gäbst du an der Pfort' ihm ab!" —

„„Lass' die Statue hier nur bleiben,"" spricht gar mild ein hoher Mann,
Der, vom Argus übersehen, an die Beiden ritt heran. —
„Ha, mein König!" — „„Ja, dein König, König dieses Mannes auch,
„„Mit ihm theilend Bank und Bäume, Sonnenschein und Frühlingshauch.

„„Bleibt nur sitzen, guter Alter, solche Statuen da, wie Ihr,
„„Sind dem Hausherrn eine Lehre, wenn dem Haus gleich keine Zier;
„„Gäb' es Gott, daß einst ich Jedem, der hier dürftig zugekehrt,
„„Mehr und baß gewähren könnte, als ihm Sonn' und Luft gewährt!““ —

Der fremde Hund.

An jedem Morgen scharrt' und winselt'
Ein fremder Hund vor meiner Thür;
Mich sucht' er, seinen Herrn verlassend,
Nicht wußt' ich, was ihn lockt zu mir;
Er schmiegte traut sich mir zu Füßen,
Und blickte klug mich an dabei,
Und leckte dankbar mir die Hände, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft jagt' ich ihn von meinem Tische,
Der wenig trägt für solchen Gast;
Oft schreckt' ich ihn mit barschem Rufe,
Wenn er mir naht' in froher Hast;
Oft ließ ich es ihn fühlbar merken,
Daß ich sein wahrer Herr nicht sei,
Er that, als wollt er mir's nicht glauben,
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft schlug ich ihm in kalten Nächten
Das Hausthor vor der Nase zu;
Er knurrte traurig auf der Schwelle,
Dann legt' er sich im Schnee zur Ruh'.

Hat doch bei'm Bette seines Herrn
Zu Haus am Ofen weiche Streu,
Und blieb im Schnee vor meinem Thore, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

„Abscheulich Thier!“ so dacht' ich manchmal,
Und hatt' es in der That doch gern,
Und hatt' es täglich um so lieber,
Je ungetreuer es dem Herrn;
Und wagte — schalt es jemand drüber, —
Es zu vertheid'gen ohne Scheu,
Und rief, wenn's wedelnd mich umhüpfte:
„Treuloser Hund, wie bist du treu!“ —

Doch einmal kam der Hund nicht wieder,
Blieb heute, blieb mir morgen fern,
Und übermorgen sah ich folgsam
Ihn wandeln hinter seinem Herrn.
Er lief, als ob er's nicht mehr kennte,
An meinem Hause rasch vorbei,
Auf seinen Herrn den Blick gerichtet,
Ihm erst so treulos, jetzt so treu.

So sah ich Tag für Tag ihn immer.
Einst lockt' ich ihn mit leisem Ton;
Er schien mich nie gekannt zu haben,
Wies mir die Zähn' und lief davon.
„Du braver Hund!“ so mußt' ich sagen,
Und dennoch that mir's weh dabei:
Ich pries ihn treu, so lang er treulos,
Und schalt ihn treulos, seit er treu.

IV.

Die Feuerglocke zu Cöln.

Der Glocke an dem Münster benahm die Zeit den Ton;
Wer soll die neue gießen? Der Ruhm ist reicher Lohn!
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder, finst'rer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es, einst zu hören, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinspricht in das Leben, als offner Mund der Zeit,
Als ein mit späten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul=Erhard's Wiese beginnt er schnell den Guß.
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speise ein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis zum Gemerk;
Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon zum Schwung,
Schon birst die Form, o Himmel! die Glock' hat — einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Hast den Guß.
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt schon das Werk verkühlen, hebt schon den Arm im Schwung,
Zerschlägt die Form, o Himmel! zum zweiten Mal — ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht,“ so ruft er, „in Gottes Namen glückt,
„Sei's in des Teufels Namen!“ — Das gläub'ge Volk erschrickt;
Er aber hört kein Warnen, und schmelzt und rührt und gießt,
Bis hell in's Kleid von Erde die rothe Speise fließt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer, sprengt das Kleid, —
Da steht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit;
Kein Sprung, ja nicht ein Makel, des Feuers schönstes Kind!
Er sieht's und staunt, die Menge trägt's nach der Stadt geschwind.

Schon zieh'n es hundert Hände mit Macht empor am Strang.
„Wolf,“ heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang“;
Er wartet schon am Thurme, bis sich die Glock' erhebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil, sie tönt, — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er gleich sie nimmer, sie brummt ohn' Unterlaß;
Das Volk zerstiebt, sich kreuzend, ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn und schleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber, noch hängt sie mahnend dort,
Und predigt: „Gunst des Bösen ist gar ein schwacher Hort!“ —
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst,
Rührt man sie nur bei'm Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

In der Kirche.

Ein frommes Lied durchschüttert
Den hochgewölbten Dom,
Durch alle Räume zittert
Des Chor's gewalt'ger Strom.

So war's vor langen Jahren,
Da stand ich, ein Knabe, hier;
Was hab' ich seither erfahren,
Was ging vorüber an mir!

Dort kannt' ich viele Mienen
In Stühlen und Bänken umher:
Jetzt such' ich umsonst nach ihnen,
Ich finde sie nicht mehr.

Nicht *ein* Gesicht, nicht eines
Von allen weit und breit,
Und niemand erkennet meines,
Als wär's eine neue Zeit.

Das Meßlied aber schallet
So wie es damals klang,
Und was durch die Räume hallet,
Es ist noch derselbe Gesang.

Der Mensch vergeht und verlebet,
Das Dasein wechselt und kreist;
Hoch über den Wellen schwebet
Beständig der ewige Geist.

V.

Der Pfarrer von Stockholm.

Verewigung, du bist wol aller Worte Wort!
Uns Alle ruft ein Tag zur Todespforte fort;
Schmerzloser aber mag das Auge Jedem brechen,
Der weiß, man werde noch manch Wörtlein von ihm sprechen.
Doch Spott, du bist die Schlang' am grünen Nachruhmbaume,
Du nagst im Wachen, nagst geheim daran im Traume,
Vergällst die schönste Frucht mit eklem Geiferschaume.

So ging's dem Pfarrer an dem Dom zu Stockholm auch.
Wie Jeder für den Ruhm will etwas thun nach Brauch,
So wollt' auch er es thun, und warum er denn nicht?
Die Welt will sprechen, ihr gilt's gleich, von wem sie spricht.
Und an dem Strande ging er sinnend auf und nieder,
Auf's Lager warf er sich bei Nacht, aufsprang er wieder,
Las neue Kriegsbericht' und alte Heldenlieder,
Jedwedes wog er, was ihn ausgeprägt zum Mann,
Und sah sein liebes Ich von allen Seiten an,
Um endlich eine noch davon heraus zu spüren,
Die ihn, so Gott es will, zum Nachruhm könnte führen.

Und als er lange sich versucht und lang gequält,
Und viel verworfen rasch und Vieles bang gewählt,
Da sollt' in einer Nacht, in einer sternenklaren,
Es ihm mit aller Macht sich endlich offenbaren.

Vom Schlaf gemieden lehnt' er Mitternachts am Fenster,
Vom Dom unheimlich klang die Stunde der Gespenster,
Die Wolken ließen sich forttummeln von dem Sturm,
Und wie ein grauer Nordlandsrecke stand der Thurm;
Und auf dem spitzen Helm des grauen Nordlandsrecken
Schien, wie ein gold'ner Knopf, ein blanker Stern zu stecken.

Nun war's gefunden, nun durchblitzt' es seinen Kopf.
„Wie lange sucht' ich," rief er, „ich verschlag'ner Tropf?
„Was fehlt dem Dome zur Vollendung noch? — Der Knopf!
„Ein gold'ner Knopf so hell, wie dieser Stern da sitzt,
„Und fernhinblitzend, so wie dieser fern da blitzt!
„Wozu hätt' ich das Gold in meinem Schrank vergraben?
„Heraus! Ich will mich d'ran der Welt zum Dank erlaben!
„Einschmelzen soll's der Schmied, und schmieden, glätten, ründen,
„Als Knopf soll's meinen Ruhm vom Thurm der Nachwelt künden!"

Und leichtern Herzens trägt sein Gold er aus der Kammer,
Und liefert's freudig dar dem Feuer und dem Hammer;
Und was noch übrig ist, das gibt er halb dem Schmied,
Halb Wirthen für ein Fest und Sängern für ein Lied.
In wenig Wochen wogt der Domplatz von Gedränge,
Trompeten schallen laut in lautere Gesänge;
Ein spinnenfüßiges Gerüst umklettert keck
Den Thurm, mit Menschen drauf zum Schwindel und zum Schreck.
Jetzt flimmert's wie ein Stück, der Morgensonn' entrückt,
Vom Gipfel weit hinaus, und Alles jauchzt entzückt;
Der Knopf ist aufgesetzt, der Pfarrer ist beglückt.

Wer hat dem Dom dies gold'ne Siegel aufgedrückt?
Wer hat die gold'ne Blum' auf diesen Stiel gepfropft?
Auf diesen Leuchter wer dies gold'ne Licht getropft?
Dem Nordlandsrecken wer den gold'nen Helm geweiht? —
„Der Pfarrer!" tönt das Lob, — „der Pfarrer!" raunt der Neid.

„Der Pfarrer!“ überall, wohin er horcht und lauscht,
Er schwelgt von seines Ruhm's Verewigung berauscht:
Die Wolken werden zieh'n, die Sterne werden flimmern,
Und Wolk' und Stern wird flieh'n, der Knopf wird oben schimmern!
Und wenn der Tod einst kommt und ihm befiehlt zu geh'n,
Gleichwie zu seinem Stern wird er zum Knopfe seh'n,
Und denken: „Ich geh' fort, — du bleibst, — und ich mit dir,
„Und reden wird die Zeit von dir und auch von mir;
„Und wenn der Thurm zerfiel, wird man den Knopf bewahren,
„Daß er des Pfarrers Ruhm der Welt mög' offenbaren!“
So dünkt', ob auch verarmt, der Pfarrer nun sich reich,
Und wand durch's Leben sich dem ärmsten Knechte gleich;
Er wußte ja, daß ihm der Nachruhm nahe stand,
Und dachte nicht des Neids, der stets den Ruhm noch fand. —

Und todtkrank lag er so zuletzt auf seinem Lager,
Da trat der Neid herein, ein Männlein, blaß und hager,
Und sprach: „Herr Pfarrer, ach! ich möcht' Euch's gern ersparen,
„Doch sollt Ihr nicht getäuscht aus diesem Leben fahren!
„Die Welt ist bös', Ihr habt gelebt, Ihr sterbt mit Freuden,
„Weil Ihr am Vorgeschmack des Ruhm's Euch wähnt zu weiden:
„Der Knopf am Dome dünkt Euch Eures Ruhmes Pfand;
„Ei seht, den Knopf am Dom misbraucht' Euch Neiderhand.
„Ein Spottgedicht auf Euch ist in dem Knopf versteckt,
„Und Spott ist Euer Lohn, wenn's einst die Welt entdeckt;
„Entdecken aber wird's die Welt, den sie ist klug,
„Zumal wofern es gilt Verkleinerung und Trug!“

Das Männlein spricht's, und geht. — Der Pfarrer fährt empor,
Vor seinen Augen sprüht der Knopf als Meteor;
In seinem Ohre klingt wie Donnerspruch die Kunde,
Der Argwohn träufelt Gift in seines Herzens Wunde.
Er hält's nicht aus, er rafft sich auf, gesträubt das Haar,
Er kreischt: „Verloren ist mein Nachruhm, bleibt das wahr!“

Mit seiner letzten Kraft entwankt er schattenblaß
Dem Haus, — dort blitzt der Knopf so höhnisch, hu! so graß.
„Herab mit ihm!“ so schreit er, „nehmt mein letztes Gut,
„Mein Bett', mein Kleid vom Leib, aus meinem Leib das Blut,
„Und schmelzt es um in Geld, und zimmert ein Gerüste,
„Herunter muß der Knopf, wenn ich verdammt sein müßte!“ —

Die Menge lacht und staunt und rennt und zimmert Balken,
Das dürre Männlein fliegt empor gleich einem Falken;
Schon rüttelt's an dem Knopf, schon läßt die Klammer nach,
Des Pfarrers mattes Herz durchzuckt ein Jammer-Ach.
Jetzt, wie ein gold'ner Stern vom Himmel, fällt der Ball,
Und birst vor'm Pfarrer knapp entzwei, mit lautem Knall.

Mehr todt als lebend kriecht er hin, durchsucht den Knopf,
Der gold'ne Knopf ist leer, — und ächzend stirbt der Tropf.

Fried' und Lied.

— **nec cithara carentem!**
Horat.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! das ist mein Reim;
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besond'ren Wegen,
Legt es mir nicht übel aus;
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen,
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
In's verlor'ne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich Keinem was zu Leide,
Rühr' ich Keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor,
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunk'ne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaub're mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Fried' und Lied ist, was hienieden
Noch allein mich lockt und zieht,
Bis mich einst zum ew'gen Frieden
Eingewiegt mein letztes Lied.

VI.

Zwei Kaiserinnen und — eine Mutter.

(20. März 1811.)

Noch liegt im Morgenschlummer die Seine-Stadt und träumt,
Indeß die Berge östlich schon blasses Roth umsäumt;
Da plötzlich weckt die Schläfer ein lang vergess'ner Schall,
Es ist Kanonendonner, es läuft von Wall zu Wall.

Was soll im tiefen Frieden des Krieges Sturmsignal?
Sie taumeln empor, sie zählen: „Zehn-, zwanzig-, hundertmal, —
„Ha! — Hundert und eins! — Frohlocket, die Hand des Herrn entschied,
„Ein Thronerb' ist geboren, das ist sein Wiegenlied!"

Ein Thronerb' ist geboren, Heil ihm, Heil dir, o Land!
Nun hegst du in deinem Schooße der Zukunft sich'res Pfand,
Das Pfand, das dir dein Kaiser erkauft mit bittrem Schmerz,
Das Pfand, wofür er gebrochen das edelste Frauenherz.

Blickt selig der Mütter ärmste auf ihren Säugling hin,
Wie seliger wol die Mutter, so eine Kaiserin!
Das Kind, das sie geboren, nicht lebt es für sie allein,
Es lebt für Millionen, es wird ein Kaiser sein.

So fühlen die Frauen es alle im weiten Kaiserreich,
Nur *eine* will's nicht fühlen, die sitzt so still und bleich;
Ihr stößt es hundert und einmal ein Messer durch die Brust,
Zu ihrem Gemache brauset wie Hohn des Volkes Lust.

Es ist die Frau, die der Kaiser, dem Volke zu lieb, verstieß,
Die Kaiserin ist's, die blutend er sich vom Herzen riß:
Den Myrtenkranz zerdrückte der Krone schwere Wucht,
Dem Herzen genügt die Blüte, der Thron verlangt die Frucht. —

Da wird nach Brauch in den Straßen verkündet ein Edict:
„Wofern, da der Thronerb' heute das Licht der Welt erblickt,
„Geboren ward ein Knabe zu gleicher Stund und Zeit,
„Sei Pathin ihm zu heißen die Kaiserin bereit". —

Bald war der Knabe gefunden, ein Kind der blassen Noth,
Denn die es geboren, die Mutter, sie lag daneben — todt,
Die Kaiserin aber denket: „Da thu' ich ein gutes Werk,
„Nun richt' ich auf diese Waise mein gnädig Augenmerk.

„Empfinden will ich's lassen, woran es mich stündlich mahnt,
„Will's hegen als des Himmels geheiligtes Unterpfand,
„Will drauf den Dank übertragen für meines Besitzes Glück:
„Und was ich dem Bettler thue, Gott zahl's einem König zurück!" —

Allein auch die arme, blasse, verstoßene Kaiserin
Eilt heimlich oft, wenn es dämmert, zu jenem Knäblein hin,
Und hebt es aus der Wiege und herzt es mit feuchtem Blick;
„Du warst deiner Mutter Unglück, mir wärst du gewesen ein Glück!

„Und hätt' ich dich müssen erkaufen mit meinem Tode wie sie,
„So trügest doch du dereinstens die Krone, die Gott mir lieh,
„So läg' ich mit meinem Purpur doch unentweiht im Grab,
„So weinte doch treue Liebe mir zärtliche Thränen hinab.

„Drum will ich's dich fühlen lassen, woran dein Geschick mich mahnt,
„Will hegen dich als des Schmerzes geheiligtes Unterpfand,
„Auf dich will ich übertragen all' meiner Entbehrung Gram,
„Will dir, einem Bettler, schenken, was Gott einem Prinzen nahm!"

So überhäufen zur Wette, wiewol verschieden gesinnt,
Die Kaiserinnen beide mit Gnade das arme Kind;
Gibt Silber die Hand der Einen, beut Gold der Anderen Hand,
Und spendet Jene die Perle, schenkt Diese den Diamant.

Der Thronerb' in seiner Wiege prangt nicht mit solchem Schmuck,
Was Zierd' erst war dem Knäblein, bald wird es ihm zum Druck.
Freigebig ist das Entzücken, verschwenderisch ist der Schmerz,
Was Zank der Gnade gewesen, wird bitterer Hochmuthscherz.

Wie mag der Wettstreit enden, deß Preis ein arglos Kind?
Wer tritt dazwischen als Richter, wo Kronen die Waffen sind?
Wol ist noch Einer stärker, wol Einer reicher noch,
Was Kaiserinnen auch bieten, Er überbietet sie doch.

Sie geben Gold und Silber und Perlen und Diamant,
Er streckt aus dem Abendpurpur hernieder seine Hand,
Und trägt das Kind aus der Wiege zu sich über Wolken fort,
Und schenkt ihm — einen Himmel und — eine Mutter dort!

Die Mutter mit dem Kinde.

O seht das holde Pärchen,
So lieblich und so mild
Verschönernd eins das and're,
Der reinsten Liebe Bild;
Die Rose voll und blühend,
Die Knospe zart und lind,

Den Maitag mit dem Morgen,
Die Mutter mit dem Kind!

So war die schöne Mutter
Einst in der Jugend Mai,
Die Schönheit ist geblieben,
Die Jugend ist vorbei;
Doch einen treuen Spiegel,
Der stets an Glanz gewinnt,
Hält wonnig hier im Arme
Die Mutter mit dem Kind.

So wird nach tausend Wochen
Die schöne Tochter sein,
Der Mutter Herz verklärend
Mit Frühlingswiderschein!
Den Reiz, der von der Quelle
Kristallen weiter rinnt,
Ihr erblich Leben, spiegelt
Die Mutter mit dem Kind.

„Blüh' auf, mein Kind, in Freuden,
Der Schmerz vergesse dich;
Doch denk' an dich die Liebe
So gnädig wie an mich!
Bleib' immer Kind im Herzen,
Weil Kinder glücklich sind,
Dann fühlt sich überselig
Die Mutter mit dem Kind!" —

Und wär' das Herz des Kindes
Empfänglich schon für Fleh'n,
Es würd' in's Aug' der Mutter,
Dann gegen Himmel seh'n,

Und an den Arm sich schmiegend,
Der liebend es umspinnt,
Als leuchtend Vorbild grüßen
Die Mutter mit dem Kind.

Wo weilst du, Gatte, Vater,
Der sein dies Pärchen nennt?
Genieße froh des Himmels,
Den diese Welt schon kennt.
Umschlinge deine Schätze,
Dein Doppelangebind,
Dein Königreich, dein Alles:
Die Mutter mit dem Kind!

VII.

Le bon mariage.

„San Jago de Compostella
„Sei unser Ziel, o Braut!
„Zum Heiligen laß uns pilgern
„Dem wir in der Noth vertraut.

„Wir wollen im Glücke lösen,
„Was wir gelobt in der Pein,
„Und dann zur Ruh' uns begeben,
„Und selig durch Liebe sein!“

Sie machten sich auf die Reise;
Die Braut und der Bräutigam,
Sie wallten vom frühen Morgen,
Bis spät der Abend kam.

Sie gönnten sich keine Ruhe
In ihrem Pilgerlauf,
Sie lösten all' ihre Liebe
In feiernde Andacht auf.

Und von Poitou bis Limoges
Ging's fort im raschen Zug;
Sie aßen nicht zur Genüge,
Sie tranken nicht genug.

Da starb die junge Gattin,
Da war des Jammers viel;
Der Bräutigam zog weiter,
San Jago blieb sein Ziel.

Er wollte dem Heiligen lösen,
Was er ihm einst gelobt;
Er wollte dem Heiligen zeigen,
Wie Männerwort sich erprobt.

Er sank zu Compostella
Wol auf die Knie' und sprach:
„Ich habe gelöst mein Gelübde,
„Du, Heiliger, steh mir nicht nach.

„Ich hab' dir gelobt zu kommen,
„Daß du mir hälfest treu,
„Und daß ich Ruhe fände'
„Und selig in Liebe sei!"

Da schien das Bild zu lächeln,
Da stand der Pilger auf,
Und maß zurück nach Limoges
Den traurigen Pilgerlauf.

Dort trat er an's Grab der Gattin,
Ließ heben den Marmorstein,
Da lag sie so mild und freundlich,
Als lüde sie ihn ein.

„O Gattin, im schmalen Sarge,
„Wie," ruft er, „find' ich dich?
„Liegst selber so eng da unten,
„Hast nicht einmal Platz für mich!"

Da scheint die Todte zu lächeln,
Und regt sich wie im Traum,
Und rückt ganz sacht bei Seite,
Als machte für ihn sie Raum.

Er hat den Wink verstanden,
Er drückt die Augen zu;
An ihre Herzensseite
Sinkt er hinab zur Ruh'.

Er hat nicht umsonst dem Heil'gen
Verlobt sich in seiner Pein,
Jetzt kann er ja ruhen ewig,
Und selig in Liebe sein.

Stelldichein.

Ja, einmal muß ich dich noch sehen,
Noch einmal dir recht nahe sein,
Noch einmal Alles dir gestehen
Bei einem trauten Stelldichein.

Doch wo, ach wo? — Vielleicht im Hause,
Wo mir manch' Stündchen schwand bei dir?
Ach nein, es ward zur öden Klause,
Seit dein Geschick dich rief von mir!

Vielleicht am Berg, wo deine Wange
Gar oft geglüht im Abendroth?
Ach nein, am Berge wird mir bange,
Dich find' ich nicht, — die Welt ist todt!

Vielleicht am Quell', in dessen Welle
Du manch Vergißmeinnicht gestreut?
Ach nein, nun flieh' ich diese Stelle,
Die schmerzlich mahnt an schön're Zeit!

Vielleicht in einem jener Sterne,
Die uns so freundlich angeblickt?
Ach nein, — sie haben, seit du ferne,
Für mich die Augen zugedrückt!

Vielleicht in irgend einem Buche?
In irgend einer Melodie?
Ach nein, — die Stelle, die ich suche,
Die rechte Tonart find' ich nie!

Wohin ich horchen mag und spähen,
Es taugt mir nichts zum Stelldichein,
Und doch muß ich dich nochmal sehen,
Muß nochmal dir recht nahe sein!

So sei's auf jenseits denn verschoben,
Doch dort gewiß, nach uns'rem Sinn!
Drum blick' getrost mit mir nach oben:
Es ist so weit wol nicht mehr hin!

VIII.

Der Lachschädel.

„Hab' euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht,
„Will nichts mehr von euch wissen, ihr Thränen, gute Nacht!
„Habt nie mein Aug' gekühlet, gelindert nie mein Weh',
„Erblinden will ich eher, als wieder weinen je.

„Und lachen will ich, lachen, — wenn Alles um mich weint,
„Und lachen will ich, lachen, — wenn mir der Tod erscheint,
„Und danken will ich's Jedem, der noch in's Grab mir lacht;
„Gut' Nacht, ihr falschen Thränen, — ich brauch euch nicht, — gut' Nacht!"

So sagt von allen Thränen einst Clepsanus sich los,
Und wirft, gebeugt von Schmerzen, sich in der Freude Schooß;
Als Minstrel mit der Zither durchzieht er Irland's Höh'n,
Wo tolle Zecher lärmen, da ist er gern geseh'n.

Er weiß so schnurrige Liedlein, daß schnell der Ernst entflieht,
Er schneidet so tolle Gesichter, daß Jeder lacht, der's sieht;
Auf jedes Gauklers Brettern ist er ein willkomm'ner Gast,
Ein Schalksblick auf die Leute, so platzt die Bude fast.

Und Liebende, die weinten, sie lachten, wenn er erschien,
Und Grollende, die zankten, vergaßen des Groll's durch ihn,
Und trat er mitten durch Fackeln in's schwarze Leichenhaus,
Als wahrer Thränenbanner trieb er die Klag' hinaus.

Und doch schien seine Kurzweil nur tollgeword'ner Schmerz,
Wenn seine Lippen lachten, so war's, als weinte sein Herz. —
So grüßt' er einst mit Lachen den Tod in stiller Nacht,
Nachhallt' es in öder Kammer, als hätt' auch der Tod gelacht.

Schon lag er längst begraben, man sprach von ihm nicht mehr,
Die über ihn einst lachten, — still lagen sie um ihn her;
Da grub der Todtengräber das Grab, worin er schlief,
Zurecht für einen Andern, dem auch sein Stündlein rief.

Und einen Schädel zieht er aus halbvermorschtem Schrein,
Und lehnt ihn, emsig schaufelnd, bei Seit' an einen Stein;
Jetzt rastet er vom Werke, blickt auf den Schädel hin,
Wie packt's ihn so gewaltig! Sitzt denn der Satan d'rin?

Das Grabscheit läßt er fallen, die Augen sperrt er auf,
Als lehnt' am Stein ein Wunder, so starrt er glotzend drauf;
Und lacht, die Lenden sich haltend, daß er sich biegen muß,
Und lacht schier zum Ersticken: „Das ist der Clepsanus!"

Da naht bei Posaunenschalle der düst're Leichenzug;
Sie zieh'n vorbei am Steine, sie weinten lang genug;
Kaum seh'n sie nur den Schädel, so ist's um sie gescheh'n,
Ableeren sie die Bahre, und bleiben lachend steh'n.

Da hilft kein Zerren und Sperren, wer nie gelacht, er muß,
Das Echo trägt's auf die Berge: „Das ist der Clepsanus!" —
Ein tröstlich Ding sind Thränen um einen verstorb'nen Mann;
Als Clepsanus d'rauf verzichtet, that er nicht wol daran.

Liebesfrühling.

L'amour naît de rien et meurt de tout!

„Sieh! wie sie schmollen und sich härmen,
„Sieh! wie sie glücklich sind durch nichts,
„Wie sie sich necken, wie sie schwärmen,
„Den Mücken gleich im Strahl des Lichts!

„Sieh! wie sie luft'ge Schlösser bauen,
„Schon halb Ruinen im Entsteh'n;
„Wie sie der falschen Ferne trauen,
„Und was vor ihnen liegt nicht seh'n!

„Ach! wie allmächtig, wie gebrechlich,
„Bald reich, bald arm, bald Mann, bald Kind!
„Wie sie sich grollen unaussprechlich,
„Wie schnell versöhnt sie wieder sind!

„Sie sind allein einander wichtig,
„Sie denken, fühlen, seh'n nur sich;
„Und all' ihr Treiben doch so nichtig,
„Und all' ihr Thun so lächerlich!" — —

O lass' sie tändeln, lass' sie dahlen!
Du warst ja — oder wirst noch so.
Lenzlüfte sind das, Frühlingsstrahlen!
Wie's Jeden freut, lass' Jeden froh.

Ist's doch nur eine kurze Wonne,
Vielleicht zerstört durch eine Nacht;
O lass' sie spielen in der Sonne,
Dieweil noch Liebesfrühling lacht!

Wenn er einst kommt, der Ernst des Lebens
Mit seiner kalten, eh'rnen Hand,
Dann ist es ohnehin vergebens,
Und fruchtlos jeder Widerstand.

Nicht brauchst sie vorschnell du zu schrecken
Aus diesem lichten Wunderraum:
Das Leben selbst wird sie erwecken,
Und ach! dann folgt kein zweiter Traum.

IX.

Vater und Kind.

Der König kommt aus der Schlacht nach Haus,
Den rasselnden Panzer zieht er aus,
Schnallt ab das Schwert, gesättigt von Tod,
Stellt hin die Lanze, von Blut noch roth.

„Hab'", spricht er, „ein gut Stück Arbeit vollbracht,
„Gebrochen liegt meines Feindes Macht,
„Und mancher der Väter sucht sein Kind,
„Und manche der Mütter weinet sich blind." —

Sein Auge, das erst gedroht so wild,
Vergißt des Grolles und leuchtet mild;
Sein Wort, erst Donner, nun Flötenton,
Besorglich fragt es: „Wo ist mein Sohn?

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück?
„Wie lang entbehrt' ihn des Vaters Blick!" —
Der Höfling erwidert ihm nicht zu Dank:
„Dein Sohn, Herr König, ist krank, todtkrank!"

„„Todtkrank?"" Da stürzt er mit bangem Sinn
In's dumpfige Zimmer zum Lager hin;
Matt strahlet die Lamp' auf des Knaben Gesicht,
Noch matter strahlet sein Lebenslicht:

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück!
„Mit welchem Land kauf' ich dich zurück?
„Nein, Tod, das forderst du nicht, nein, nein!
„So ungerecht kann der Tod nicht sein!"

Da liegt der König vor seinem Kind,
Er selbst ein Kind, das in Thränen zerrinnt,
Und klagt, was er tausend Eltern gethan,
Da ihm es droht, als ein Unrecht an.

Der Händedruck.

Einst hatt' ich manche Hand zu drücken,
In der ein Puls der Freundschaft schlug,
Die fremdes Leiden und Entzücken
In meine magisch übertrug.

Da war's noch jener Druck voll Leben,
Der, wie man glaubt, zur Seele dringt,
Und uns, zur Stunde recht gegeben,
Um ein Jahrzehend näher bringt;

Noch jener Druck, der Blick' und Worte,
Der Brief und Eidschwur uns erspart,
Und bis zur stillen Grabespforte
Das Herz dem Herzen treu bewahrt.

Nun drück' ich auch wol manche Hände,
Doch ist es jener Druck nicht mehr,
Als ob ich keine Hand mehr fände,
Die so recht treu zu drücken wär'.

Will ich die eine herzlich fassen,
So spür' ich einen Ring daran,
Der fast mich warnt, die Hand zu lassen,
Die ganz nicht mein mehr heißen kann.

Und lang' ich nach der andern lieber,
Fühlt sie so kalt und rauh sich an,
Wie eine Marmorhand, worüber
Die Zeit ihr Staubgewebe spann.

Und an der dritten fühl' ich Schwielen,
Die vierte riecht nach Sterblichkeit,
Und diese scheint im Druck zu spielen,
Und jene nimmt sich nicht die Zeit.

Ach, daß ich eine wiederfände,
Mit jenes Druckes warmer Spur!
Doch was verklag' ich and're Hände?
Am Ende liegt's an meiner nur!

X.

Thürmer und Todtengräber.

Der Thürmer in seinem Stübchen
Der saß in finsterer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

Er bog sich hinaus zum Fenster,
Und sah auf den Friedhof hinab;
Da grub der Todtengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

„Traun!" — meinte der Thürmer droben,
„Der hat wol ein schaurig Amt:
„Zu wohnen unter Todten,
„Im Leben zum Tode verdammt;

„Von Leichen umduftet zu schlafen,
„Auf morschen Gräbern zu steh'n,
„Und unter Kreuzen zu wandeln,
„Und über Knochen zu geh'n;

„Bei knisternden Brettern der Särge
„Zu kochen das karge Mahl;
„Bei jedem Schritt erinnert:
„Hier ruhst auch du einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geschreckter Mann!
„Doch müßt' ich da unten wohnen,
„Wol käm' ein Grausen mich an." —

Der Todtengräber unten
Setzt eben den Spaten ein,
Da fällt ihm das Licht in's Auge
Von Thürmers Fensterlein.

„Traun!" — meint der Todtengräber,
„Der hat wol ein schaurig Amt;
„Zu wohnen allein in den Lüften,
„Zur Einsamkeit verdammt;

„Von Stürmen umbraust zu werden,
„Von Raben umkrächzt zu sein,
„Aus öder Stube zu starren
„In's öde Dunkel hinein;

„Und immer die Glocke zu rühren,
„Wenn Einer starb im Thal,
„Bei jedem Schlag erinnert:
„So läutet's auch dir einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geschreckter Mann,
„Doch müßt' ich da droben wohnen,
„Wol käm' ein Grausen mich an.“

Zeigerlied.

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn die Stunden sind von Blei;
Freude fliegt wie Flaum vorüber,
Nur der Schmerz will nicht vorbei.
Doch wenn einmal, mich zu heilen,
Lust mir wieder lächeln will,
Dann, verzichtend auf dein Eilen,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn nicht länger trag' ich's mehr;
Zahl= und geistreich ist der Zirkel,
Doch mich dünkt er flach und leer.
Aber wenn in Freundesrunde
Wort und Wein mich laben will,
Dann, vergessend Zeit und Stunde,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Unmuth nistet hier,
Sitzt wie eine Todteneule
In der Einsamkeit bei mir.

Doch wenn oft mein einsam Denken
Sanfte Wehmuth theilen will,
Dann, recht lang sie mir zu schenken,
Lieber Zeiger, stehe still! —

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Weg ist gar so lang;
Dort erst unter Liebchens Fenster
Ist das Ziel für meinen Gang.
Doch wenn dort durch helle Scheiben
Gruß und Blick mir winken will,
Dann, verlernend dieses Treiben,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Lauf, so lang dir's noch beliebt;
Stunden kommen, Stunden gehen,
Eine nimmt, die and're gibt.
Doch wenn einst dem müden Gaste
Keine Lust mehr munden will,
Dann, mein lieber Zeiger, raste,
Ach — und steh' auf immer still!

XI.

Das Christusbild.

Ein hag'rer Mann, ein blasses Weib,
Ein Kind mit siechem Schattenleib,
Und eine Stube, dumpf und feucht,
Wo sich bei Tag die Nacht verkreucht;

Und kahl die Wand, kein Schrank, kein Stuhl,
Und statt des Pfühl's ein ekler Pfuhl, —
Verlangt's euch, solch ein Bild zu seh'n,
Ihr habt zur Zeit nicht weit zu geh'n.

Ein armer Weber ist der Mann,
Der doch manch ärm'ren nennen kann:
Er hofft, er glaubt, er liebt ja noch,
Und trägt in Demuth Gottes Joch.

Die Glocke tönt, wie fliegt die Zeit.
„Muth," ruft er, „Weib, und sei bereit!
„Der Wuchrer kommt, — und wenn er kommt,
„Wohlan, so nehm' er, was ihm frommt!

„So pfänd' er Boden, Luft und Licht, —
„Die Seel' uns pfänden kann er nicht:
„Du bleibst noch mein, ich bleibe dein,
„Und unser Kind mag Gottes sein!

„Und schleppt' er in den Thurm uns fort, —
„Weib, ist der Herr mit uns nicht dort?
„Und schlüg' er, wenn er's dürft', uns todt, —
„Wär's nicht Erlösung von der Noth?

„Vor keines Wuchrers Grimm erbebt,
„Wer weiß, daß noch sein Heiland lebt! —
„Die Glocke schlägt, es fliegt die Zeit,
„Horch, horch, sie kommen, — sei bereit!" —

Da tritt in's düst're Kämmerlein
Der Wuchrer mit dem Büttel ein. —
„Räumt auf!" — Der Büttel schickt sich an,
Wie man den Hunger pfänden kann.

„„Nichts!““ — „Nichts?“ — Des Wuch'rers Katzenblick
Glotzt nochmal in die Nacht zurück. —
„Ha, Maulwurf,“ — ruft er plötzlich wild, —
„Dort an der Wand das alte Bild?!“ —

„Herr,“ fällt der Weber angstvoll ein,
„Ein Christusbild ist's, schlicht und klein,
„Seht, werthlos ganz, für Euch ein Tand,
„Doch uns vom Ahn ein theu'res Pfand.

„Großvaters Blick hing sterbend dran,
„Mein Vater rief's in Nöthen an,
„Aus meiner Wiege blickt' ich drauf,
„Ob meinem Eh'bett hängt' ich's auf.

„Und wenn uns oft recht hart geschah,
„So warfen wir uns nieder da,
„Und beteten zu ihm voll Schmerz,
„Und leichter ward uns um das Herz.

„Ja, Herr, wir dachten gar nicht dran,
„Daß man's von da wegheben kann:
„Wie eingewachsen in den Stein,
„Schien's unbeweglich uns zu sein!“ —

„Ihr Thoren“ — höhnt der Wuchrer laut, —
„Ich weiß es flott zu machen! Schaut!“
Und seine Hände krallenhaft
Haut er in's Bild mit wilder Kraft.

Da klammern an den harten Mann
Die frommen Drei sich bittend an;
Er stößt sie weg, er zerrt mit Macht,
Der Nagel wankt, der Rahmen kracht.

Ein Schlag dem Bild noch in's Gesicht, —
Zerbrochen ist's, — verschwunden nicht:
Denn siehe! klarer, als es war,
Stellt's wieder auf dem Stein sich dar.

Doch ist's kein Bild von Malerhand,
Was schmerzvoll lächelt aus der Wand,
Es lebt, es spricht mit stummem Mund,
Es neigt das Haupt, von Dornen wund;

Es läßt sein Aug', so ernst und hehr,
Hinfallen auf den Wuchrer schwer,
Und kehrt es mild mit langem Blick
Dann auf die frommen Drei zurück.

Es scheint zu rufen: „Zaget nicht,
„Wenn Spott mein Bild auch frech zerbricht:
„Wer gläubig mich darinnen sah,
„Dem ist sein Heiland selber nah!" — —

Der Wuchrer wankt entsetzt davon,
Und sühnt durch Wohlthat seinen Hohn;
Den Frommen aber ward es klar:
„Daß Christi Bild ihr — Heiland war!"

Mein Heiland sieht herab auf mich!

Es hängt zu meines Bettes Häupten
Ein schlicht und einfach Christusbild;
Des Mittlers Antlitz ist so heilig,
Sein Blick so schmerzvoll und so mild.

Oft wenn ich Nachts, wo Alle schliefen,
Der Letzte, leis' in's Zimmer schlich,
Dacht' ich, dem milden Blick begegnend:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
Mit Sorg' und Kummer schlaflos rang,
Wenn alles Weh' in mir erwachte,
Das ich bei Tag mit Müh' bezwang,
Da hob die thränenfeuchten Augen
Ich unwillkürlich über mich,
Und rief, erleichtert und erleuchtet:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und oft in bangen Zweifelstunden,
Wo sich die Seele selbst verliert,
Wo sich Verdienst und Schuld vermischen,
Wo Wahnwitz sich mit Lorbeern ziert,
Da, wenn ich hinsank, abgemattet,
Erbittert auf die Welt und mich,
Ein Blick nach oben, — und ich fühlte:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
Auf meinem Bett ich stöhnend lag,
Und ungeduldig Stund' um Stunde
Nachzählte jeden Hammerschlag,
Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
Der so viel mehr noch litt als ich,
Und spürte Trost in dem Gedanken:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und lag mir krank der Meinen eines,
Und wußt' ich in Gefahr mein Kind,

Und bangte mir um ferne Freunde,
Sah ich zum Bild empor geschwind.
Ich faßt' es nicht in schöne Worte,
Nach keiner Formel betet' ich,
Und doch schien mir das Bild zu sagen:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Drum soll zu Häupten meines Bettes
Das Bild mir bleiben für und für,
Zum Trost für mich und euch, ihr Lieben,
Pocht einst der Tod an meine Thür.
Und wenn ich stumm und starr dann liege,
So sprecht zum Segen über mich:
„Du liegst im Tod auch nicht verlassen,
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

XII.

Die beiden Ahasvere.

Tolle Zecher stürmen lärmend in die düst're Schenk' hinein,
Werfen sich auf Tisch' und Bänke, schrei'n nach Würfeln und nach Wein,
Einen hag'ren alten Juden, in absonderlicher Tracht,
Haben sie zum Zechgelage sich als Tischnarr'n mitgebracht.

„Setz' dich, Gauner," schallt es spöttelnd, „da ist Imbiß, da ist Trank,
Aber daß du uns die Zeche zahlst mit einem guten Schwank!
Seht ihn nur 'mal an, den Schächer, — wahrlich hol' uns der und der,
Ist er, wie er ist, am Ende nicht der echte Ahasver?"

Und ein brüllend Hohngelächter folgt dem plumpen Witze nach,
Und ein schwerer Seufzer ächzet wie ein Windstoß durch's Gemach. —
„Weh geschrie'n," so ruft der Jude, „weh geschrie'n, ich bin erkannt!
„Habt Erbarmen mit mir Armen, ja — ich bin's, den ihr genannt!"

Unwillkürlich schauernd springen alle Zecher rasch empor,
Scheu den Spuk mit Augen messend, den ihr Spöttermund beschwor;
Und der Jud', unheimlich grinsend, duckt sich demuthsvoll und spricht:
„Fürchtet euch, gewalt'ge Herren, vor dem schwachen Juden nicht!

„Bin ich selber doch geschlagen! Zwei Jahrtausende schon fast
„Wall' und wandr' ich auf und nieder, und noch hab' ich keine Rast;
„Ja, der Ahasver, der alte, könnt' erzählen viel, ihr Herr'n,
„Große Dinge, grause Dinge; — Jugend aber hört's nicht gern!" —

„Sprich, erzähl' erzähle!" lärmt es, — und der Jude lächelt kalt:
„Neues soll' ich euch erzählen, und für mich ist Alles alt.
„Schlimme Zeiten aller Orten, schlimm're Zeiten vor der Thür,
„Aller Orten Noth und Jammer, Uebergriff und Ungebühr.

„Ist die Welt doch grau geworden und ist immer noch ein Kind,
„Taub noch wie vor tausend Jahren, wie vor tausend Jahren blind;
„Hat das Messer in den Händen, aber scheut sich vor dem Schnitt,
„Hat den Schlüssel zu den Ketten, aber schleppt sie knechtisch mit.

„Wollt ihr warten, bis sich's bessert? Seht an mir, was warten frommt!
„Ahasvere seid ihr Alle; wartet bis der Heiland kommt!
„Löst ihr euren Fluch nicht selber, Niemand löset euren Fluch,
„Und in lächerlicher Demuth webt ihr euer Leichentuch.

„Menschenalter sah ich kommen, Menschenalter sah ich geh'n,
„Alle hofften auf die Zukunft, Keiner hat sie je geseh'n;
„Wer wie ich gelebt mit Allen, aber nicht mit ihnen starb,
„Weiß, was jede Zeit verloren, weil sie selbst sich's nicht erwarb.

„Warten, warten?! — Ich muß warten, vor mir liegt die Ewigkeit,
„Doch vor euch, ihr unglückſel'gen Glücklichen, liegt nur die Zeit,
„Und die Zeit iſt täglich euer, wenn ihr ſie zur euren macht;
„Wer ſich ſcheut den Tag zu wecken, darf nicht klagen, daß es Nacht.

„Tauſenden auf meiner Wanderung hab' ich es gepredigt laut,
„Doch ſie haben immer wieder auf den alten Wahn gebaut;
„So ward euer Fluch — der meine, eure Qual — Qual für mein
Herz,
„Und der Menſchheit Leid — mein Leiden, und der Schmerz der Welt
— mein Schmerz!

„Ewig ſo herum zu wandeln durch das ew'ge Einerlei,
„Ewig ſo ihn anzuhören eurer Ohnmacht eitlen Schrei,
„Ewig dort zu ſeh'n euch betteln, wo kein Ohr, kein Aug' für euch,
„Lächerlich faſt möcht' ich's nennen, wär's ſo troſtlos nicht zugleich!" —

Und der Jude knickt zuſammen, ächzend wie ein morſcher Baum,
Und die ernſtgewordnen Zecher ſitzen ſtumm und athmen kaum;
Sieh, da regt ſich's tief im Winkel, ſieh, da hebt ſich's lang empor,
Und ein grauer Schatten ſchreitet ſchweigſam feierlich hervor.

Um die hag'ren Lenden fließet ihm ein faltiger Talar,
Erdenfahl ſind ſeine Wangen, ſilberweiß ſind Bart und Haar,
Hoch die Stirn und tief die Augen, überwölbt von dichten Brau'n,
Und ſein Leib, obwohl verwittert, dennoch kräftig, faſt zum Grau'n.

Stieg er plötzlich aus dem Boden, war er ungeſehen nah?
Niemand weiß es, Alle ſchaudern, furchtbar drohend ſteht er da,
Und in ſeinen Augenhöhlen, erſt noch ſternlos, flammt's wie Brand,
Und dem Juden auf die Schulter legt er ſeine Knochenhand.

„Geh, du Lügner," ſpricht er zürnend, „geh, armſel'ger Gaukler, geh;
„Prahle nicht mit einem Fluche, deſſen Wucht nur ich verſteh'!

„Weltschmerzheuchler, Leidensmäkler, Arzt, der heilen will mit Gift,
„Willst der Welt ihr Leid du deuten, lies auf meiner Stirn die Schrift.

„Daß sie wegstößt ihren Heiland, wie einst ich ihn stieß von mir,
„Daß sein Wort sie überhöret, wenn er warnend spricht zu ihr,
„Daß sie von sich selbst erwartet, was nur er ihr geben kann,
„Daß sein Glaub' ihr ward zum Wahne, das nur ist ihr Fluch und Bann.

„Geh, betrogener Betrüger, geh, du Krüppel deiner Zeit,
„Daß der Herr dich nicht im Zorne mahn' an seine Ewigkeit!
„Darin eben liegt das Unheil und der Welt unsel'ger Bruch,
„Daß sie so, wie du, verblendet prahlt mit ihrem ärgsten Fluch!" —

Also spricht er, schlägt den Mantel um die Schulter, wendet sich.
Durch die düst're Stube schallen seine Tritte schauerlich:
Und die tollen Zecher trinken ihre Krüge nimmer leer,
Höhnend aus der Schenke stoßen sie den falschen Ahasver.

Ansichten.

„Freund, da hilft kein Widerstreben,"
Also schallt es rings mir zu,
„Willst du mit der Zeit nicht leben,
„Glaub', umsonst nur lebtest du.

„Sieh die Jüngern, rasch gewonnen
„Haben sie's im kühnen Schwung,
„Und die Aeltern, klug besonnen,
„Thun, so gut sie's können, jung.

„Soll man dich nicht fallen lassen,
„Stimme deine Saiten um;
„Wie man's liebt, so mußt du's fassen,
„Besser vorlaut sein als stumm.

„Reiß dich los von all' dem Plunder,
„Der so alt ist wie die Welt;
„Jeder Tag bringt neue Wunder,
„Und das Neue nur gefällt.

„Keck in's Leben mußt du tauchen,
„Greifen in das Rad der Zeit,
„Fleisch und Blut ist's, was wir brauchen,
„Poesie der Wirklichkeit!" —

Habet Dank für eure Lehre,
Was ihr wollt, weiß ich genau;
Rudert auf bewegtem Meere,
Klammert euch an jedes Tau.

Haschet jeden flücht'gen Funken,
Gierig auf und facht ihn an,
Und genießt entzückungstrunken,
Was die Zeit euch bieten kann;

Aber wehrt mir nicht zu denken:
Jede Zeit hat ihre Zeit,
Was sie hat nur kann sie schenken,
Glänzende Vergänglichkeit.

Mehr als auf manch neues Wunder,
Das nur, weil es neu, gefällt,
Bau' ich drum auf jenen Plunder,
Weil er alt ist, wie die Welt.

Und so laßt denn meinem Streben,
Wird's auch mehr als Streben nie,
Als Devis' in Kunst und Leben:
„Wirklichkeit der Poesie!"

Inhalt.

Seite

Vorbericht V

Erste Lese.

I. Das Glücksglöcklein 3
Mein Glück 5
II. Der Nachtwandler 7
Selbsttäuschung 10
III. Der Ersatz 12
Die Veilchen-Leiche 13
IV. Die Thräne 14
Die Thränen der Liebe 17
V. Aennchen von Tharau 18
Dichterloos 20
VI. Das wunde Herz 23
Meine Uhr 25
VII. Das Todtenlichtlein 26
Dorf und Kirchhof 28
VIII. Der Aelpler 30
Der Aelpler und der Fischer 36
IX. Des Lebens Preis 38
Böser Zweifel 39
X. Die Spielkarten 40
Taschenspielerei 43
XI. Der finstere Tänzer 44
Auf dem Balle 47
XII. Der Bettelknabe 49
Ein trüber Gedanke 53

Zweite Lese.

I. Der König und der Landmann 59
Dichterfreuden 60
II. Ein weißes Haar 63
An mein Vaterland 65

Seite

III. Die Perle 66
Die Strickerin 68
IV. Das Schlangenhalsband 70
Die beiden Ringe 72
V. Das Vaterunser 74
Im Walde 76
VI. Ein lebendig Monument 77
Besuch und Gegenbesuch 79
VII. Der Meister und sein Bau 80
Der Baum der Lieder 81
VIII. Die sieben Jungfrauen 83
Geständniß 86
IX. Die Todtenfeier 88
Der Glöckchenwalzer 89
X. Die Pestjungfrau 91
Abstand 92
XI. Die Bestellung 94
Lust und Schmerz 96
XII. Vogelweide 99
Dichter-Alter 101

Dritte Lese.

I. Die beiden Gräber 105
An die Unduldsamen 109
II. Des Menschen Bild 111
Bitte 113
III. Der närrische Küster 114
Maß für Schmerzen 116
IV. Die Gräfin von Querfurt 118
Mein Wecker 121
V. Der Falschmünzer 123
Weltsinn 125
VI. Legende 127
Wettstreit 129
VII. Die Unverwundbare 131
Die Karthausen 134
VIII. Das Pilgerhemde 136
Mein Stammbuch 142
IX. Charles Bessières 144
Trostreiches Sterben 146
X. Die Freierprobe 148
Tagesleben 150
XI. Heilsberg 152
Liebessehnsucht 159
XII. Der Wiedertäufer 161
Meine Taufen 164

Seite

Vierte Lese.

I. Die beiden Spieler . . . 169
Posthornklang . . . 173
II. Singrün . . . 174
Vorbei! . . . 183
III. Das gerettete Kind . . . 184
Auf der Heimkehr . . . 188
IV. Ein Traum des alten Fritz . . . 190
Löwentraum . . . 192
V. Das Venetianer-Glas . . . 193
Wechselwirkung . . . 199
VI. Ein altes Lied . . . 200
Palimpsest . . . 202
VII. Der Ahorn am Teich . . . 204
Die wandelnde Linde . . . 206
VIII. Das erste und letzte Bild . . . 207
Das liebe Fenster . . . 214
IX. Der letzte Mann . . . 217
Reisegesellschaft . . . 219
X. Der Suchende . . . 221
Stille Freude . . . 224
XI. Orgelluft . . . 226
Empfinden und Dichten . . . 229
XII. Der Vogelsteller und der Förster . . . 231
Entschuldigung . . . 234

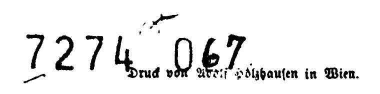
Fünfte Lese.

I. Die Warnung . . . 239
Selbst ist der Mann! . . . 243
II. Der gejagte Jäger . . . 245
Fischers Abendlied . . . 246
III. Der todte Soldat . . . 248
Hagelschlag . . . 249
IV. Nach einem Jahre . . . 251
Vorbereitung . . . 252
V. Der Skalde . . . 254
Männerwaffen . . . 256
VI. Kunst und Natur . . . 257
Vogel und Dichter . . . 263
VII. Gräberrosen . . . 265
Blumeneid . . . 267
VIII. Der alte Schiffer . . . 268
Glück und Unglück . . . 270
IX. Das Erbstück . . . 271
Liebesroman . . . 274

Seite
X. Der blinde Greis an seine Tochter 275
Täuschung 276
XI. Der Scorpion 277
Die letzte Schwalbe 279
XII. Eine Concertscene 280
An die moderne Muse 285

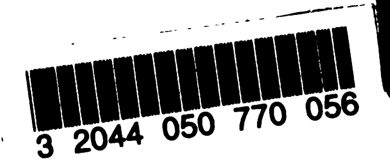
Sechste Lese.

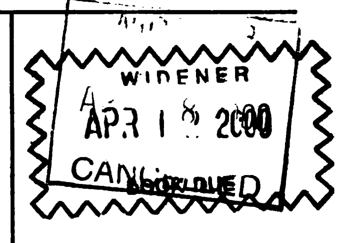
I. Die Stiefmutter 291
Zweite Liebe 292
II. Der Schatz von Toledo 295
Das neue Haus 298
III. Die Statue 300
Der fremde Hund 301
IV. Die Feuerglocke zu Cöln 303
In der Kirche 304
V. Der Pfarrer von Stockholm. 306
Fried' und Lied 309
VI. Zwei Kaiserinnen und — eine Mutter 311
Die Mutter mit dem Kinde 313
VII. Le bon mariage 315
Stelldichein 318
VIII. Der Lachschädel 319
Liebesfrühling 321
IX. Vater und Kind 322
Der Händedruck 324
X. Thürmer und Todtengräber 325
Zeigerlied 327
XI. Das Christusbild 328
Mein Heiland sieht herab auf mich! 331
XII. Die beiden Ahasvere 333
Ansichten 336



Druck von Adolf Holzhausen in Wien.




3 2044 050 770 056


WIDENER
APR 1 8 2000
CANCELLED


Digitized by Google

